<36616580120013

Ein

Spaziergang um die Welt.

Ein

Spaziergang um die Welt

von

Alexander Freiherrn von Hübner.

Deutsche Ausgabe

vom Verfasser.

Zweiter Band.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1874.

Inhalt.

Zweiter Theil. — Japan.

(Fortsetzung und Schluß.)

Dritter Theil. — China.

Zweiter Theil.

Japan.

Fortsetzung und Schluß.

IV.

Yedo.

Vom 14. bis 18. September.

(Schluß.) — Im Theehause des Yaozen. — Audienz beim Mikado. — Die brittische Gesandtschaft. — Abreise.

(14. September.) Es regnet in Strömen. Also der Herbst im Anzug. Eine schlimme Zeit für die Bewohner japanischer Häuser. Die Feuchtigkeit dringt ein und beschädigt die Papierwände. Diese halten den Wind nicht mehr ab, und in den kalten Zimmern fühlt man sich unheimlich. Im Sommer gewähren diese Bauten keinen Schutz gegen Hitze, im Winter keinen gegen Kälte. Aber während des kurzen Frühlings und im Spätherbste, wenn die ersten Regen vorüber sind, gibt es keine angenehmere Behausung.

Ich habe mich heute in verschiedenen Buchhandlungen umhergetrieben. In den letzten Jahren ist der Preis der Bücher von japanischen Schriftstellern bedeutend gefallen. Man kauft nur mehr Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen oder Deutschen; meist Encyklopädien. Ich zahlte für eine illustrirte Beschreibung der Stadt Kiyôto in elf Bänden vier Bu, etwas mehr als fünf Franken. Noch im vorigen Jahre kostete dies Buch sechs Rio oder achtunddreißig Franken.

(15. September.) Wir haben heute schönes Wetter und benutzen es zu einer Lustpartie bei Yaozen. Yaozen ist der Eigenthümer des berühmtesten Theehauses in Yedo, und sein Etablissement liegt unweit der Asakusa. Die Entfernung von der Gesandtschaft beträgt also elf oder zwölf Meilen.

Die Wirthin führt die drei Europäer in ein schönes Gemach des Obergeschosses und fordert sie, in allen Ehren, auf, ihre Toilette nach Belieben zu vereinfachen. Der Japaner macht es sich bei Tische bequem. Nur der Gürtel gilt für unentbehrlich; die übrigen Kleidungsstücke sind mehr oder minder Luxussache, man entledigt sich ihrer, je nach Jahreszeit oder Wetter. Der Genius der Nation erheischt möglichste Einfachheit. Man liebt zwar zu spielen, und umgibt sich daher mit Spielzeug, mit tausenderlei nutzlosen Kleinigkeiten; aber man bedarf ihrer nicht und versagt sie sich wenn es sein muß ohne Leidwesen. Das Nöthige fehlt selten, denn in guten wie in bösen Zeiten ist Jedermann an die möglichste Einschränkung gewöhnt.

Das Diner läßt nichts zu wünschen übrig: mehrere Gerichte von Fischen, theils roh in Scheiben geschnitten, theils gekocht oder gebraten, eine köstliche Fischsuppe, verschiedene Konfitüren und zum Schluß aus einer, mir unbekannten, Wurzel bereitete Macaroni, Alles in Porzellanschalen vor jedem Gaste auf einem lackirten niederen Tischchen aufgetragen. Vier junge Mädchen lassen sich neben uns auf der feinen Matte nieder. Sie sind in reiche Seidenstoffe gekleidet und singen oder spielen auf der Laute. In den Zwischenakten des Koncerts wird geschwätzt und, besonders, viel gelacht, Alles in Ehren. Diese jungen Mädchen, sagt man mir, benehmen sich immer sehr anständig wenn man ihnen nicht zu viel Sake vorsetzt und sündigen auch dann nur durch eine etwas zu laute, mit der kurzen Wirkung des Weines rasch vorübergehende Heiterkeit. Arme Wesen!

Blumenknospen am Rande eines Düngerhaufens! Zwei andre Mädchen tanzen. Ihre Aufgabe scheint durch Gebehrden und Stellungen die Worte der Sängerinnen zu versinnlichen. Der Tanz begleitet gewissermaßen die Musik und vervollständigt den Gesang. Es wurden natürlich Liebesscenen vorgestellt. Ein junger Mann schleicht zu seiner Schönen. Das Geheimnißvolle der Zusammenkunft und den Widerstand gegen das Flehen ihres Geliebten drückt die Tänzerin aus indem sie sich zurückneigt und Antlitz und Oberleib hinter ihrem großen Fächer verbirgt. Am Ende wird der Jüngling erhört. Dann ahmt das Mädchen die Bewegungen des scheidenden Samurai nach der seine beiden Schwerter in den Gürtel steckt und den Hut aufsetzt. Ihr Glück beschreibt die Schöne indem sie die Anzahl der Rendezvous auf den Fingern abzählt. Die Tänzerin konnte kaum vierzehn Jahre alt sein, war aber bereits vollständig gereift Sie hatte sehr schöne Augen, ein zartes Aussehen und, soweit dies der mongolische Typus gestattet, regelmäßige Züge. Dazu ein sanfter, melancholischer Ausdruck, und ein äußerst sittsames Benehmen. Die Stellungen, obgleich nicht ganz frei von der Verzerrung welche uns in japanischen Kunstwerken zuweilen unangenehm berührt, waren von unbeschreiblicher Anmuth. Ihr Anzug bestand aus einem eng anschließenden Kleide von blaugrauer Seide und einem breiten Scharlachgürtel. Sie und ihre Gefährtinnen zogen sich während des Abends mehrmal zurück und erschienen immer wieder in neuen Toiletten.

Keinen Augenblick geräth das Gespräch in Stockung. Den Hauptantheil nahm die erste Sängerin. Sie war etwas älter als die anderen, sehr hübsch und entschieden elegant. Dabei das ungezwungene Benehmen der vornehmen Welt! Wir erfuhren durch sie das große Ereigniß des Tages. Ein Schauspieler hat eine in diesem Stadtviertel lebende verheirathete Frau ent-

führt. Das Pärchen wurde verhaftet und eingesperrt. Nun weiß man was Gefangenschaft in Japan bedeutet. Meistens den Tod, immer das äußerste Elend. Zwar läßt die Regierung in diesem Augenblicke das englische Pönitentiarsystem in Hongkong studieren, aber bis jetzt sind ihre Gefängnisse scheußliche Höhlen wo die Sträflinge dem Hunger, der Kälte oder den Krankheiten erliegen.*) Ein Gefangener ist also mit Recht der Gegenstand des allgemeinen Bedauerns. Auch unsere Sängerinnen beklagten das Loos des Schauspielers; aber, und dies ist das Bezeichnende für ihren Ideenkreis, sie billigten die Bestrafung der Frau; „denn", sagten sie, „wenn eine Dame einem Herrn sagt daß sie ihn liebt, was kann der Aermste thun, als sich ihrem Wunsche fügen? Anders handeln wäre ungalant, gemein und feige." Eine eigenthümliche Moral.

Noch ein anderer Zug, als charakteristisch für die Bewegung welche jetzt die Jugend der höhern Stände ergriffen hat, darf nicht unerwähnt bleiben. Der unermüdliche Satow schrieb den Text der Gesänge die wir hörten in sein Taschenbuch. „Warum", heißt es in einem derselben, „kann ich nicht mit dem Telegraphen reisen? Denn wie langsam kriecht der Jinrikischa! Er schleppt mich mühselig einher; er verletzt meine Glieder, und wenn er fällt, so erschlägt er mich." Ein Echo aus Jung-Japan: Fortschritt, Nachäffung Europa's, Verachtung der heimatlichen Zustände.

Am Heimwege kamen wir nahe an dem Hause vorüber welches der Häuptling der Eta bewohnt. Es steht unweit der Asakusa am jenseitigen Ufer des Sumidagawa und sieht, im Widerspruche mit der gesellschaftlichen Stellung des Besitzers, nett und freundlich aus. Unmöglich die Schwelle zu überschreiten.

*) Seither wurden im großen Bagno zu Yedo bedeutende Verbesserungen eingeführt.

Wir wären verunreinigt für das Leben. Unsere Beto hätten uns auf der Stelle verlassen. Die Eta sind die japanischen Paria. Sie leben unter einander, verdingen sich als Todtengräber und verrichten die für unehrlich geltenden Dienste.

(16. September.) Meine für heute festgesetzte Audienz beim Mikado hat Herrn Satow und Iwakura viele Mühe verursacht. Die Anrede welche der Kaiser an mich richten würde wurde mir mitgetheilt, und ich mußte meine Antwort schriftlich liefern. Auch ein Plan des Pavillon in welchem die Audienz stattfinden sollte wurde mir geschickt; darauf waren der Thron und die Plätze der Anwesenden verzeichnet. Im Uebrigen wurde ausgemacht daß ich mit derselben Feierlichkeit empfangen werden sollte wie Herr Sewart, ehemaliger Minister des Aeußern der Vereinigten Staaten.

Diesen Morgen wurden wir von einem Kammerherrn in einem in Hongkong gebauten Phaeton abgeholt, ich vermuthe dem einzigen Fuhrwerke welches der Kaiser besitzt, denn an seinem Hofe bedient man sich keiner Wagen, und der Mikado geht nie aus.*)

Am Mittag verließen wir, Herr Adams, Herr Satow und ich, das Gesandtschaftshotel. Die englischen Ordonnanzen und einige zwanzig japanische Reiter umgaben den Wagen. Die Beto liefen zu Fuße neben her. Wir hatten ungefähr vier Meilen zurückzulegen. Auf der ganzen Strecke waren die Querstraßen durch Seile abgesperrt, und Schildwachen in kurzen Zwischenräumen aufgestellt. Das Militär präsentirte das Gewehr; eine ungeheure Volksmenge, zugleich neugierig und gleichgültig, drängte sich hinter den Seilen.

---

*) Dies ist im vorigen Jahre anders geworden (1873).

Am Thore der ersten Ringmauer fanden wir die Truppen unter den Waffen. Ebenso am Eingange der zweiten, und an den Zugängen des Schlosses. Die Soldaten waren mit europäischen Waffen versehen und theilweise europäisch gekleidet; sie sahen, obgleich offenbar noch nicht an die neue Tracht gewöhnt, im Ganzen ziemlich gut aus. Dagegen boten die Yakunin und andere Reiter aus dem Militär- und Civilstande mit ihren landesüblichen Waffen und Anzügen einen malerischen und wahrhaft prachtvollen Anblick. Als wir über die letzte Brücke gefahren, stiegen wir am jenseitigen Ufer des großen Schloßgrabens aus, und wurden in den Privatgarten des Mikado geführt. Bekanntlich ist hier der Zutritt, sehr seltene Gelegenheiten ausgenommen, dem Sterblichen versagt.

Dieser Garten oder Park bildet zwischen dem Schloß und dem es umgebenden Graben einen schmalen Ring. Aber weder Schloß noch Graben sind sichtbar. Sie verschwinden hinter einem doppelten Vorhange von Bambus und prachtvollen, von Taiko-Sama gepflanzten Bäumen. Da sieht man gewaltige Koniferen mit rothen Stämmen und krampfhaft gekrümmten Aesten; dazwischen die feinen sternförmigen Blätter des Ahorn, immergrüne Eichen, Kryptomerien, Lorbeer und Obstbäume, letztere wegen ihren Blüthen hochgeschätzt. Andere Blumen sah ich in diesem Feengarten nicht. Nur Ein Pfad schlängelt sich auf dem weichen, grünen Rasen dahin. Er führt an Wald und Felsen, an Kiosken und Sennhütten vorüber. Die japanische Gartenkunst feiert hier ihre höchsten Triumphe. Nachdem wir an fünf Minuten gegangen waren, kamen uns die Großwürdenträger entgegen: der Minister-Präsident Sanjo, Iwakura, die drei Geheimräthe Kido, Okuma, Itagaki, welche zugleich die Abgeordneten der Klane von Chôshiu, Hizen und Tosa sind und die, mit dem jetzt abwesenden Verordneten der

Satsuma, Saigo, als die Haupturheber der Revolution von 1868 betrachtet werden.

So befanden wir uns den Männern gegenüber welche, je nach dem Standpunkte des Beurtheilenden, die Neubegründer Japans sein werden oder seine Zerstörer. Von Iwakura und Sanjo habe ich bereits gesprochen. Beide scheinen was sie sind, große Herren. Okuma, noch am Vorabende der Revolution ein armer Student in Nagasaki, ist, mit Kido, einer der wichtigsten Männer des Tages geworden. Diese beiden und ihre Genossen waren, ehe sie so hoch stiegen, einfache Samurai oder Kôto, und die neue Größe hat ihre Manieren noch nicht geschliffen. Aber aus ihren Gesichtszügen sprechen Verstand und Verwegenheit, ich möchte beinahe sagen die ruhige Tollkühnheit des Spielers der, sich im Glücke fühlend, sein Alles auf Einen Wurf gesetzt hat. Ihre Nägel sind nicht gepflegt, ihre Bewegungen etwas holperig und ungeschlacht. Die natürliche ungezwungene Anmuth des Japaners von Rang fehlt ihnen. Darum sind sie aber doch die Herren der Lage. Von ihnen hängt, zum großen Theile, der Ausgang des Kampfes ab, des dermalen noch nicht offen ausgebrochenen Kampfes zwischen denen welche die Reform ausnutzen und denen die sie bezahlen. Ich werde hierauf an einem andern Orte zurückkommen. Für jetzt genüge die Bemerkung daß die vier Klandeputirten, deren drei mir gegenüber sitzen, ihre Klane beredet haben die Waffen zu ergreifen und bis heute das Werk der Reform zu unterstützen, welche Reform nichts Anderes ist als der Umsturz alles Bestehenden in Japan.

Nach einem kurzen Gespräche wurde gemeldet daß der Mikado bereit sei uns zu empfangen. Wir setzten uns also wieder in Bewegung, diesmal von all diesen Würdenträgern im Hofkleide begleitet, und langten alsbald vor dem „Pavillon

beim Wasserfalle" an. Obgleich sehr gespannt die Majestät zu sehen warf ich doch einen Blick auf die Gegend. Ein reizendes, poetisches Landschaftsbild. Der Pavillon steht am Rande einer kreisrunden, kleinen Ebene welche niedere Hügel und gigantische Bäume einschließen. Gegenüber thürmen sich Granitblöcke zu einem steilen Felsen auf. Ein wasserreicher Gießbach stürzt von seinem Scheitel herab. Daher der Name des Kiosk.

Wir betreten ihn, und siehe, vor uns ist der Sohn der Götter! Das Gemach kann höchstens vierundzwanzig Fuß lang und sechszehn bis achtzehn breit sein; den Boden bedeckt eine überaus feine Matte. Kein Möbel außer ein zwei Fuß hohes Piedestal auf welchem der Mikado Platz nimmt. Als wir eintraten war das Zimmer dunkel; aber jetzt dringt ein gefälliger Sonnenstrahl durch eine Ritze der Jalousien oder der Papierwände und wirft sein helles Licht gerade auf den Kaiser. Bei den, sehr seltenen, Audienzen die immer im Schlosse stattfinden, verhüllt ein halb gesenkter Vorhang das Antlitz des Souverains. Hier gab es keinen Vorhang. Der Mikado saß wie gesagt auf dem Piedestal und zwar mit gekreuzten Beinen auf seinen Fersen; die Arme ruhten in seinem Schooße; die Hände waren gegen einander gestemmt. Genau die Stellung des Gottes Buddha.

Er ist zwanzig Jahre alt, sieht aber älter aus. Sein Privatname ist Mutsuhito. Niemand konnte mir ihn nennen außer Hr. Satow. Das Publikum bezeichnet den Herrscher immer mit dem allgemeinen Ausdrucke Mikado. Erst nach seinem Tode wird ihm der Name ertheilt den er in der Geschichte fortan tragen soll. Mutsuhito ist echter Japane: breite etwas platte Nase, gelbliche Hautfarbe, lebhafte und glänzende Augen unerachtet des durch die Etiquette vorgeschriebenen, starren Blickes. Mir schien als hätte ich den hohen Herrn

hundertmal in Yedo begegnet. So sehr gleicht er seinen Unterthanen. Der Anzug äußerst einfach: ein dunkelblauer, fast schwarzer Leibrock und scharlachrothe Pumphosen. Die Haare nach Landessitte gekämmt; am rechten Ohre senkrecht aufsteigend ein dritthalb Fuß langer Bambuszweig der bei der geringsten Bewegung des Hauptes in heftige Schwingungen geräth. Er ist das Zeichen der souverainen Macht. Weder der Mikado noch seine Minister trugen Schmuck. Außer wenn er das Wort an uns richtete, blieb Mutsuhito unbeweglich wie eine Statue.

Hinter dem Gebieter trug ein Würdenträger das Reichsschwert, nicht gezückt sondern in der Scheide. Wehe dem der es nackt erblickte. Er wäre ein Mann des Todes. Zur Rechten des Thrones hatten sich gegen die Wand gelehnt Sanjo und die drei Räthe; zur Linken Iwakura. Hr. Adams und ich, in Begleitung des Hrn. Satow und des Hofdollmetschers, standen in der Mitte des Gemaches, gegenüber dem Kaiser, in der Entfernung einiger Schritte. Während der ersten Minuten herrschte tiefes Stillschweigen in dem kleinen Pavillon der in diesem Augenblicke den Beherrscher und die Lenker eines großen Reiches in sich schloß. Nur das Summen der Fliegen und der Gesang der Cikaden unterbrachen das feierliche Schweigen.

Hr. Adams wurde von Iwakura ersucht zur Vorstellung zu schreiten und führte mich demgemäß, in Abwesenheit des österreichischen Vertreters, bei Seiner Majestät ein. Der Mikado entgegnete einige verbindliche Worte und begrüßte mich sodann. Ich antwortete in kurzer Rede worauf der Monarch noch einmal das Wort ergriff.

„Ich höre", sagte er, „daß Sie während langer Zeit in Ihrem Vaterlande wichtige Posten einnahmen und in großen Staaten als Botschafter fungirt haben. Ich kann mir von

Ihrem Wirkungskreise keine genaue Vorstellung machen; aber wenn Sie in den Früchten Ihrer Erfahrung etwas finden was mir zu kennen nützlich wäre, so theilen Sie es ohne Rückhalt meinen ersten Räthen mit."

Der Etiquette gemäß, sprach der Kaiser nicht; er murmelte zwischen den Zähnen unartikulirte und unfaßbare Töne. Sanjo wiederholte sie mit lauter Stimme, und der Hofdollmetsch übersetzte sie in das Englische. Unsere Antworten wurden durch Hrn. Satow in die japanische Sprache übertragen. Wenn der Kaiser sprach wendete er sich gegen uns, sah uns fest in die Augen, und ein gnädiges Lächeln, ein Ausdruck des Wohlwollens belebten plötzlich und vorübergehend seine Züge. Dann nahmen sie alsbald wieder den vorgeschriebenen Hofausdruck an, sie wurden ernst und nichtssagend.

Als wir uns zurückzogen, heftete der Kaiser den Blick auf uns, verharrte aber in seiner Unbeweglichkeit. Auch beim Eintritte hatte er uns nicht gegrüßt. Die Minister begleiteten uns nun durch den Garten. Wir kamen an einer kleinen Landwirthschaft vorüber; sie soll dem Souverain zeigen wie seine Unterthanen die Erde bebauen. Auch wurde mir gestattet nach dem Rande des großen Schloßgrabens empor zu klettern und und von dort einer prächtigen Aussicht über einen Theil von Yedo zu genießen. Hierauf wurde in einem der Pavillons das Frühstück aufgetragen. Wir bewunderten die Symmetrie und die edle Einfachheit mit der der Tisch gedeckt war.

Ehe wir uns erhoben, bat mich Sanjo, den Befehlen seines Gebieters gemäß, ihm meine Ideen über Japan mitzutheilen. Ich entschuldigte mich mit meiner Unkenntniß der hiesigen Zustände, rühmte die reformatorischen Bestrebungen der Minister mit einigen nüchternen Worten, und erlaubte mir zum Schluß den Rath nicht allzu rasch voranzugehen. „Die

Minister", sagte ich, „werden den Sitten und Ideen des Landes Rechnung tragen; sie werden begreifen, daß Manches was in Europa angeht nicht für Japan paßt; sie werden plötzliche Umwälzungen vermeiden und mit Vorsicht zu Werke gehen."

So endigte meine Audienz. Die Würdenträger begleiteten uns bis zum Wagen, und um drei Uhr erreichten wir die Gesandtschaft.

Abends schickte uns der Mikado Konfitüren und Zuckerwerk; die Schachteln waren der alten Hofsitte gemäß von unlackirtem Holz.

Dieser Besuch im kaiserlichen Schlosse wird mir unvergeßlich bleiben: der Zaubergarten mit seinen geheimnißvollen Kiosken, die Würdenträger im Flügelkleid aus Goldbrokat, der Potentat der sich als Götze zeigt und als ein Gott fühlt! Dagegen erblassen die Wunder der Tausend und Einen Nacht.

(17. September.) Heute Morgens begegnete ich einem der vier Räthe die ich gestern im Schlosse kennen gelernt, und wir sprachen von den politischen Zuständen. „Die Leiter der Bewegung", sagte er, „sind des Erfolges vollkommen sicher. Sie sagen und glauben es, und ich theile ihre Ansicht. Wir fürchten keinen ernsten Widerstand. In drei Jahren wird das Werk vollbracht sein (gerade so spricht Iwakura). Vielleicht können wir nicht ganz auf den Süden zählen, noch auf die Satsuma auf der Insel Kiushiu. Dort dürfte es Gegner geben. Aber wir werden mit ihnen leicht fertig werden. Ein Hauptpunkt unserer Pläne ist, die Vereinigung mehrerer kleinen Klane in einen einzigen, und die Zerlegung allzu großer und daher allzu mächtiger Klane."

Wem fällt da nicht die Aehnlichkeit auf mit den in Europa gang und gäben Mitteln? Provinzen werden in Departements

aufgelöst, die Wahldistrikte je nach dem Bedürfnisse der herrschenden Tagesminister umgeändert. In Japan steht den Klanen, den historischen Elementen der Nation, ein ähnliches Loos bevor.

„Bereits", fuhr der Mann fort, „haben wir die Daimiate, die fürstlichen Lehensherrschaften, aufgehoben. Noch bleibt uns die schwierige Frage der Samurai zu lösen. (Die Samurai oder Edelleute der Klans dienen ihrem Daimio und leben hauptsächlich wenn nicht ausschließlich von den Reis-Rationen die er ihnen zu geben verpflichtet ist.) Unser Plan ist, ihnen ein Drittel ihres Einkommens zu nehmen und die andern zwei Drittel während zehn Jahren als Pension zu bezahlen. Das dritte Drittel welches man ihnen entzieht wird, mit den Zinsen als öffentlicher Fond umgestaltet, zur Amortisirung der Pension verwandt werden.*)

„Alle Daimio müssen fortan sich mit ihren Familien in Yedo niederlassen. Doch soll ihnen gestattet sein ihre Güter oder das Ausland von Zeit zu Zeit zu besuchen.

„Unsere Reformen entsprechen dem Volkswillen. Häufig erhalten wir Petitionen die gerade das von uns verlangen was wir eben im Begriffe sind zu thun."

Mit diesen Petitionen hat es folgende Bewandtniß. Die Leiter der Bewegung in Yedo schicken das Losungswort an die mit ihnen einverstandenen Leiter der Klane. In dieser Weise kommen die Petitionen zu Stande, welche sie für den freien Ausdruck der Gesinnungen jener Klane ausgeben und für ihre weiteren Zwecke benutzen. Welche Analogie mit dem Verfahren unserer Radikalen deren Zeitungsartikel immer der Aus-

*) Diese Finanzoperation wurde in der That sehr vereinfacht. Die Regierung zog die Vermögen der Daimio ein und gibt den Samurai gar nichts. Daher, nach den neuesten Nachrichten (August 1873) die vielen partiellen Aufstände.

druck der öffentlichen Meinung sind! Ich frage mich ob dieses Zusammentreffen ein zufälliges ist. Wahrscheinlich bringen ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen hervor. Vielleicht fehlt es auch nicht ganz an Einmischung ausländischer Rathgeber. Doch bin ich überzeugt daß die fremde Diplomatie sich jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten enthält. Es kann ihr nicht entgehen daß, wenn das Reformwerk mißlingt, ein für die Europäer höchst gefahrvoller Rückschlag zu befürchten ist.

Wie dem auch sei, europäische und amerikanische Einflüsse sind unverkennbar; hiezu tritt die Wirkung der ersten Reisefrüchte der japanischen Studenten. Noch größer wird sie sein, sind erst alle die jungen Solone aus Europa und Amerika zurückgekehrt.

Heute Abends speist Kido auf der Gesandtschaft. Wie bereits erwähnt, ist er der leitende Mann im Klan von Chôshiu, einer der Führer während der Revolution von 1868 und der Verfasser der Petition mit welcher die Daimio ihre Mediatisirung verlangten. Er war sehr gesprächig und schien an dem Gelingen der Reform nicht zu zweifeln. Auch er ist überzeugt daß drei Jahre hinreichen werden um Alles umzuwerfen und wieder neu aufzubauen: erworbene Rechte, tausendjährige Sitten, ererbte Ueberzeugungen.

Das brittische Gesandtschaftspersonal besteht dermalen aus Hrn. F. O. Adams, Geschäftsträger, dem Stellvertreter des zweiten Sekretärs, Hrn. Dohmen, Hrn. E. Satow erstem Dollmetsch oder japanese secretary of Legation, der, obgleich kaum dreißig Jahre alt, für einen der ausgezeichnetsten Japanologen gilt, endlich aus vier „Studenten" oder Eleven für den Dollmetsch- und Konsulardienst. Letztere bewohnen niedliche Cot-

tages innerhalb der Ringmauer der Gesandtschaft, beziehen während ihrer Studien jährlich zweihundert Pfund Sterling und helfen an Posttagen in der Kanzlei aus. Sie übernehmen die Verpflichtung ausschließlich in Japan zu dienen. Dies System erweist sich als sehr praktisch. Die jungen Männer machen rasche Fortschritte, lieben das Land in welchem sie den größten Theil ihres Lebens zubringen werden, und sind offenbar berufen zur Kenntniß des noch immer verschleierten Reiches der Mitte wesentlich beizutragen. Aber nicht nur sie, alle Glieder der Gesandtschaft nehmen den lebhaftesten Antheil an den Geschicken dieses Volkes. Japan, Japaner und Japanerinnen sind fortwährend Gegenstand ihrer Unterhaltung. Japan reizt eben die Neugierde, denn noch ist es ein ungelöstes Räthsel.

Außer dem diplomatischen Personal sind ein Arzt, ein Hausintendant und vier Ordonnanzen, Orderlies, der Gesandtschaft zugetheilt. Letztere begleiten den Gesandten zu Pferde bei feierlichen Gelegenheiten oder zu seinem Schutze, sorgen für Sicherheit innerhalb der Ringmauer des Palastes und beziehen Nachts, abwechselnd, die Wache.

Die englische Regierung beabsichtigt ein Gesandtschaftshotel in Sotojiro erbauen zu lassen. Gegenwärtig bewohnt die Legation ein Yashke in der Vorstadt Takanawa, nahe am Westthore von Yedo. Wie alle Wohnungen der Großen ist es eine Gruppe von hölzernen Häuschen mit Papierwänden, die durch Gänge verbunden und zwei bis drei Fuß über den Boden erhoben, sich theils nach kleinen Höfen öffnen, theils nach einem großen und schönen Garten. Eine feste Mauer umfängt das Terrain. Allerdings hat sie längs dem benachbarten Tempelhaine einige Breschen; aber die Orderlies halten die schwachen Stellen scharf im Auge. Den Mittelraum nimmt das

Hauptgebäude ein. Ringsum erheben sich prachtvolle Bäume. Alles trägt eine ausgesprochene Lokalfarbe. Neben den Häusern steht die riesige Fahnenstange. Außerhalb der Ringmauer, dem imposanten Hauptportale gegenüber, befindet sich die japanische Wachstube wo gegen dreißig Yakunin, zu Pferd und zu Fuß, Tag und Nacht für die Sicherheit der Gesandtschaft zu sorgen haben. Geht einer der englischen Herren aus, so schließen sich ihm ein paar Bewaffnete an. Mehrere Male versuchte ich ungesehen aus dem Thore zu schlüpfen, aber immer vergebens. Drei oder vier Wächter warfen Pfeife und Karten weg, griffen nach Helm und Schwert und folgten mir auf den Fersen. Ich springe in ein Jinrikisha und sage dem Kuli: Rasch, nach der Shiba! Aber kaum bei den Gräbern der Shogune angelangt, treffen dort drei andere Jinrikisha ein. Aus einem jeden steigt ein Yakunin. Die drei Männer verneigen sich tief, lächeln boshaft und verlassen mich erst an der Schwelle der Gesandtschaft.

Der Zugang zu diesem Palaste ist ziemlich beschwerlich. Eine lange steile Gasse führt zu ihm hinan. An manchen Stellen sind Stufen angebracht. Aber Pferde und Wagen gewöhnen sich daran und leisten das Unglaubliche. Der Garten, obgleich blumenlos und einfach gehalten, gefällt mir ungemein. Nie werde ich die dunklen, frischen Schatten eines großen Baumganges vergessen und die reizende Aussicht über den Golf, nach den Seefesten und den bläulichen Höhen von Kanagawa. Gerne sitze ich dort während der heißen Stunden des Tages, lasse mich von der Seebrise fächeln, lausche dem dumpfen Dröhnen des Gong der in den Tempeln die Götter ruft, dem verworrenen Geräusche das, durch die Entfernung gedämpft, aus den belebten Straßen der untern Stadt in diese luftigen Höhen emportönt.

Es sind meine letzten Stunden in Yedo, und wir alle sind über das bevorstehende Scheiden etwas betrübt. Durch mehr als einen Monat Gast oder Reisegefährte des Herrn Adams, immer im anregenden Verkehr mit ihm, mit Herrn Satow und den übrigen Herren der Gesandtschaft, sehe ich mit Leidwesen diesen interessanten und anmuthigen Aufenthalt zu Ende gehen. Ich bin, glaube ich, nicht der Einzige der es bedauert. In diesem glänzenden aber fernen Exile sieht man nicht alle Tage Menschen mit denen man von Europa plaudern kann. Die sehr großen Entfernungen wirken auf den Geist wie ein Schleier auf das Auge. Die Nachrichten aus der Heimath kommen zuerst verkürzt und zuweilen entstellt durch den Telegraphen und, zwei Monate später, durch die Post. Mittlerweile haben sich wahrscheinlich die Dinge in Europa wieder geändert. Kaum findet man der Mühe werth die Zeitungen zu lesen.

Dies erzeugt bei den Residenten im fernsten Osten eine eigenthümliche Seelenstimmung. Die Nachrichten aus dem Vaterlande kommen ihnen zu, etwa wie die Töne eines Koncerts aus dem Innern eines Hauses durch verschlossene Fenster an das Ohr des Vorübergehenden gelangen. Er hört die große Trommel, aber der Zusammenhang der Komposition entgeht ihm. Das Herz bleibt treu; es hängt an dem Land wo Deine Wiege stand, aber Du vermagst nicht seine Geschicke im Einzelnen zu verfolgen. Wahrhaftig das Leben dieser muthigen Männer ist nicht in Allem beneidenswerth. Der Kaufmann kommt um reich zu werden; der Missionär, seinem Berufe folgend, gehoben und getröstet durch die innere Befriedigung welche der Lohn der Selbstentsagung ist. Die Diplomaten und Konsuln haben keine Schätze zu erwerben, durch ihre amtliche Thätigkeit keinen besonderen Anspruch auf die ewigen Kränze welche der Apostel und Martyrer harren. Es ist ihr Lebensberuf der sie hieher

führte, und Pflichtgefühl hält sie fest auf dem Posten der Gefahr. Ja der Gefahr! Betrachtet diese englische Gesandtschaft, die einzige welche ihren Sitz in Yedo genommen hat. Der Golf ist für Kriegsschiffe zu seicht. Aber angenommen daß ein paar Kanonenboote auf der Rhede lägen, bereit Euch aufzunehmen, so müßtet Ihr, um den Strand zu erreichen, durch enge Gäßchen hinabsteigen und ein sehr bevölkertes Stadtviertel durchschreiten. Ein Wunder ausgenommen, glaube ich nicht daß, im Falle eines plötzlichen Angriffes, die Mitglieder der englischen Gesandtschaft sich retten würden. Ihr Leben liegt in der Hand des japanischen Ministeriums, hängt von seiner Ehrenhaftigkeit ab und von den Mitteln über die es verfügt oder nicht verfügt um die Gesandtschaft zu schützen, von den unberechenbaren oft geheimnißvollen Irrgängen seiner Politik, von der Haltung und den Entwürfen der Opposition welche, heute niedergeschlagen und scheinbar in ihr Loos ergeben, mit Einem Male und wenn dies am wenigsten erwartet wird, sich zum Kampfe gegen die Neuerer erheben kann.*) Zur Stunde gibt es keine Gefahr. Man versichert mich dessen, und ich zweifle also nicht daran. Aber mehr als anderwärts folgen sich in Japan die Dinge im raschen Wechsel. Yokohama bietet mehr Gewähr für Sicherheit des Eigenthums und des Lebens. Im Falle eines Angriffes würden die europäischen Truppen wahrscheinlich sich so lange halten können bis die Residenten an Bord der europäischen Schiffe geflohen wären. Im Vergleiche mit Yedo mag dies für Sicherheit gelten. Uebrigens hat das diplomatische Korps seine Opfer geliefert.

*) Im Frühlinge (1872), acht Monate nach meiner Abreise, drangen Bewaffnete in den Palast des Mikado, griffen die Wache an und wurden, nach erbittertem Kampfe, in den Vorzimmern des Kaisers niedergemacht. Ein Akt der Verzweiflung, aber im Geiste dieses Volkes, und bedeutsam als politisches Symptom.

Herr Heusken, Sekretär der nordamerikanischen Gesandtschaft, wurde bei hellem Tage mitten in Yedo ermordet. Sir Rutherford Alcock, der letzte englische Gesandte, wurde zu Yedo im Tempel den die Gesandtschaft bewohnte Nachts überfallen, einer der Orderlies und sein Koch getödtet, Herr Oliphant der bekannte Schriftsteller, damals Legationssekretär, schwer verwundet. Sir Harry Parkes, der gegenwärtige Gesandte Englands, entging bei dem Mordanfall in Kiyôto nur durch einen glücklichen Zufall dem Tode. Also, ehren wir die Männer welche vor so gefahrvollen Stellungen nicht zurückscheuen, welche sie mit Hingebung ausfüllen, die Interessen ihrer Landsleute mit Eifer und Einsicht vertreten, die Kenntniß der Sitten und der Sprache Japans erweitern und verbreiten, der Wissenschaft neue Bahnen brechen und die Fahne des Vaterlandes hoch tragen im fernsten Osten.

V.

Ôsaka.

Vom 19. zum 22. September.

Kobe und Hiogo. — Die Barre des Yodogawa. — Ôsaka. Seine Bedeutung als Handelsstadt. Seine Physionomie. — Die Theaterstraße. — Das Schloß Taiko-Sama's. — Der Chi-fu-ji.

(19. September.) Um vier Uhr Nachmittag begebe ich mich an Bord der Costarica, eines der schönsten Boote der „Pacific-Steamship-Company" welche zwischen Yokohama und Shanghai einen regelmäßigen Dienst unterhalten und Hiogo (Kobe) und Nagasaki anlaufen. Diese Schiffe gehen ab und kommen an

viermal, die Boote der Peninsular-Gesellschaft zweimal im Monat zwischen Yokohama und Hongkong. Man findet also jede Woche Gelegenheit nach Nord- und Süd-China. Sie wird nur von wenigen Japanern benutzt, die Studenten und Touristen ausgenommen welche die hiesige Regierung im Auslande reisen läßt. Aber viele Chinesen kommen auf diesen Schiffen nach Japan. Daher die stetige Zunahme des chinesischen Elementes in den Treaty-Ports, besonders in Yokohama und Nagasaki. Wenn die beabsichtigten Reformen nicht zu Katastrophen führen und das Innere des Landes den Fremden erschlossen wird, so dürften die Europäer in den Chinesen bedeutende Konkurrenten finden.

Einige Freunde kommen an Bord. Wie sie mich beneiden! Aber der Scheidende ist nicht sehr heiter gestimmt. Der Abschied von Orten welche man gewiß nicht wieder sieht hat immer etwas Peinliches. Man blickt zurück und fühlt daß diese Epoche oder Episode unseres Lebens abgeschlossen ist für immer. Ein Vorgeschmack des Todes; ein feierlicher Augenblick der zu Betrachtungen anregt und zu Gefühlen des Dankes, wenn man wie ich mit Freundlichkeit überhäuft wurde.

Als die Nacht hereinbrach waren wir bereits aus dem Golf gesegelt. Bei dem unsichern Dämmerlichte erkenne ich die Umrisse des Eilandes Enoshima und die beiden Hörner des Hakonegebirges. Olympische Klarheit umfluthet den Fujiyama.

(20. September.) Die japanischen Meere haben einen üblen Leumund, besonders in dieser Jahreszeit des Monsoonwechsels, der gefährlichsten wegen der häufigen Typhone. Heute aber ist das Meer spiegelglatt. Eine andere Gefahr entspringt aus dem Mangel an nautischen Karten. Die Kapitäne suchen

einen gewissen bekannten Kurs einzuhalten; wird aber ein Schiff durch die wechselnden und noch wenig bekannten Strömungen oder durch schlechtes Wetter von dem beaten track verdrängt, so liegt sein Geschick in der Hand des Zufalls. Gegenwärtig lassen die französische und die englische Regierung hydrographische Messungen in dem „inneren Meere" vornehmen. Mit Ungeduld erwarten die Seefahrer die Veröffentlichung der Karten.

Wir sind an Bord wenig zahlreich und sehr uninteressant. Dagegen ist das Vorderdeck mit Japanern überladen. Auch am ersten Platz haben wir deren einige. Alle begeben sich nach Kiyôto oder nach der Insel Kiushiu. Auf fremden Schiffen pflegen die Japaner sich ihres Ceremoniels zu entledigen, woran sie ohne Zweifel sehr recht thun; aber wenn sie die europäischen Manieren nachäffen, werden sie, einfach gesagt, ungeschlacht und unerträglich.*) Ausnahmen gebe ich natürlich zu.

Gegen drei Uhr Nachmittags nähern wir uns der Küste welche hier den Charakter der Gegend um Yokohama beibehält: zerklüftetes Felsgebirge, ganz bewachsen und auf den Kämmen mit den gewöhnlichen grünen Federbüschen geschmückt.

(21. September.) Um zwei Uhr Morgens geht die Costarica vor der europäischen Niederlassung Kobe, eine Meile östlich von dem japanischen Ken Hiogo, vor Anker.

---

*) Hr. Medhurst, englischer Konsul in Shanghai, sagt dasselbe von den (sehr seltenen) europäisirten Chinesen. Er nennt sie most insufferable creatures. Siehe The foreigner in far Cathay, London 1872. S. 176.

Entfernung von Yokohama dreihundertzweiundvierzig Seemeilen (sechzig auf den Grad).

Kobe ist einer der fünf Vertragshäfen. Thatsächlich wurde er erst vor drei Jahren eröffnet, und schon bedeckt sich die „Koncession" mit schönen Häusern und großen Waarenlagern. Die Anzahl der Residenten mit Inbegriff der flottirenden Bevölkerung dürfte sich kaum auf dreihundert Seelen belaufen; aber als Hafen von Ôsaka hat Kobe Zukunft.

Ich bin bei dem englischen Konsul Herrn Gower abgestiegen. Sein Haus ist ein kleines Juwel. Am Abhange des Berges ließ er sich als Landwohnung ein in Ôsaka gekauftes japanisches Haus aufstellen. Ringsherum dehnt sich der Garten aus, und das Auge schweift mit Wonne über den weiten Golf und seine reizenden Gestade. Hinter dem kleinen Tusculanum führt eine Treppe zu einem im Laube versteckten Tempel hinan.

In Kobe machte ich die Bekanntschaft des P. Monico von den Missions étrangères de Paris. Er ist Vorstand der hiesigen Mission und gab mir über die gegenwärtige entsetzliche Lage der eingebornen Christen interessante Aufschlüsse. Dieser würdige Priester ist aus Tarbes im südlichen Frankreich gebürtig. Blasse, edle Züge; darauf der Ausdruck der Sanftmuth und der Entsagung. Der Typ des Apostels. Wenn er spricht belebt sich sein Antlitz, und ein feines Lächeln spielt auf den vertrockneten Lippen des Asceten. Bei den Residenten von Kobe, obgleich die meisten Protestanten sind, steht er in großem Ansehen. Er gilt für einen vorzüglichen Kenner der japanischen Sprache.*)

---

*) P. Monico starb, allgemein betrauert, wenige Wochen nach meiner Durchreise in Kobe.

Der Golf von Ôsaka dringt von Süd gegen Nord in das Land ein. Im Osten breitet sich der Fu, d. h. die Großstadt Ôsaka auf beiden Ufern des Yodogawa aus. Dieser Strom fließt von Nord nach Süd, und mündet, ein wenig unterhalb der Stadt, in den Golf. Mehrere kleine Steamer welche, das Eigenthum japanischer Gesellschaften, von englischen Kapitänen befehligt werden, laufen zwischen den beiden Häfen. In einem dieser Boote, dessen Bestandtheile aus Deutschland gebracht wurden, erreichen wir nach anderthalbstündiger Fahrt die immer schwierige und oft gefährliche Barre des Yodogawa, gleich darauf die ersten Häuser von Ôsaka, und eine halbe Stunde später, um eilf Uhr Vormittags, die sehr kleine „Koncession". Innerhalb der Barre, in der Nähe und etwas unterhalb seiner Mündung, ist der Strom enge, tief und reißend; die Häuser haben, wie fast alle dieser Stadt, nur ein Erdgeschoß. Den Ufern entlang liegen, in zwei-, drei- und vierfachen Reihen, Djonken aller Art vor Anker. Sie verengen das Flußbett und erhöhen die Schwierigkeiten der Schiffahrt.

Ôsaka, einer der drei Fu, zählt, wie man mir sagt, vier- bis fünfhunderttausend Einwohner. Sein Flächenraum ist bedeutend kleiner als der von Yedo; aber es gibt hier weniger Yashke, weniger Tempel und Tempelgründe, weniger Privatgärten und Felder. Wahrscheinlich bleibt die eben genannte Zahl einer halben Million Einwohner unter der Wahrheit zurück. Drei Arme des Yodogawa und ein kleinerer Fluß durchströmen die Stadt. Ein Netz von Kanälen setzt sie unter einander in Verbindung. Man zählt über zweihundertsechzig Brücken, darunter einige von beträchtlicher Länge.

Ôsaka ist die bedeutendste Handelsstadt in Japan. Alle für die Mittelgegenden des Reiches bestimmten Waaren kommen hier durch. Daher die ungeheure Anzahl der vor Anker liegen-

den Schiffe. Die Bewegung im Flusse von Yedo steht hinter dem was ich hier sehe weit zurück. Der Dampf beginnt eine Rolle zu spielen, und in diesem Punkte haben die Japaner den Chinesen den Rang abgelaufen. Letztere sind noch nicht im Stande eine Maschine zu bedienen und einen Steamer zu lenken, aber die Japaner haben uns das bereits abgelernt. Der Fürst von Tosa (Insel Shikoku) besitzt mehrere große Dampfschiffe; Kapitän und Maschinisten sind Eingeborene. Drei prachtvolle Dampfer die außerhalb der Barre vor Anker lagen gehören diesen Daimio. Sie treiben zwischen Yokohama und den kleineren Häfen des „inneren Meeres" Handel, und sind im Gegensatze mit den amerikanischen Steamern, wegen der niederen Preise, immer mit Passagieren überfüllt. Von Ôsaka gehen die zur See gekommenen Güter auf dem Yodogawa bis Fujimi, von wo sie zu Lande nach Kiyôto gebracht werden. Andere Djonken segeln den Strom hinauf bis zu seinem Ausflusse aus dem See Biwa oder Omi.

Ich wohne hier bei dem englischen Vice-Konsul, Hrn. J. J. Enslie. Obgleich noch jung, gehört er schon zu den Veteranen des brittischen Konsularstabes, lebt in dem Lande seit zehn Jahren, versteht und spricht die Sprache, und kennt insbesondere die Menschen und Dinge in diesem Theile von Japan. Er wird die Güte haben mich auf der Reise nach Kiyôto zu begleiten. Ein unschätzbarer Vortheil; denn hier zu Lande gibt es nicht wie in der Levante gute oder schlechte Dollmetscher deren Dienste man miethen kann. Ueberhaupt ohne einen sehr wirksamen und sehr weit ausgedehnten Schutz der diplomatischen und Konsularbehörden scheint es mir unmöglich in Japan mit Nutzen zu reisen.

Das Fremdenviertel liegt am Südende der Stadt, ist durch den Strom und durch Kanäle nach allen Seiten ab- und ein-

geschlossen und wird von einer gehörigen Anzahl Yakunin und Spionen beschützt und überwacht. Es enthält zwei oder drei europäische Häuser, das in einem hübschen kleinen Yashke untergebrachte brittische Konsulat und einige japanische Kasen welche weiße Barbaren ihren Bedürfnissen angepaßt haben. Ein Paar schöne Bäume sind die einzige Zierde dieses Verbannungsortes der vorwiegend den Stempel des jungen England trägt, das heißt ein wenig amerikanisirt aussieht. Man zählt an zwanzig Weiße, Europäer und Yankee, ebensoviele unter den Beamten der Münze, und vier oder fünf französische Militärerzieher die im Schlosse wohnen, im Ganzen an fünfzig Ausländer. Frauen von unserer Hautfarbe fehlen dermalen noch. Weder Kirchen, noch Priester, noch Prediger. Die eingeborne Bevölkerung würde, sagt man, die Ausübung des christlichen Gottesdienstes nicht dulden. Auch steht das Recht hier Kirchen zu errichten, vertragsmäßig nicht fest, da Ôsaka kein Treaty-Port ist, sondern nur eine den Fremden geöffnete Stadt. In dieser Faktorei ist Alles unsicher und provisorisch. Die Geschäfte geben wenig Gewinn. Die besten Kunden der Europäer waren die Daimio welche früher einige Monate des Jahres hier zubrachten, aber, seit dem Sturze des Shogun, nicht wieder erschienen sind. Die eingebornen Kaufleute hassen die Fremden; die Behörden, allerdings mit Vermeidung des Anscheins, legen ihnen möglichst viele Hindernisse in den Weg. Die kleine Kolonie kann also nicht rasch gedeihen, und die meisten Residenten beabsichtigen nach Kobe überzusiedeln. Die Bevölkerung ist entschieden feindselig. Wenn man in den Straßen geht, sieht man die Eltern ihren Kindern in das Ohr flüstern; es sind Schimpfworte welche die Kleinen hinter den Fremden herlaufend laut wiederholen. Die Soldaten der neuen Armee — man vermeide ihre Begegnung — zeichnen sich durch Frechheit aus. Die Beamten un-

terhielten früher diese Stimmung im Publikum. In Folge energischer Vorstellungen der Gesandten in Yokohama, haben sich die feindseligen Demonstrationen in den letzten Monaten etwas vermindert.

Kaum im Konsulat angelangt, ließ sich der Gouverneur der Stadt melden. Ein Kourier Iwakura's hatte ihm meine bevorstehende Ankunft angezeigt. Einige Minuten später erschien er in Begleitung des Vice-Gouverneurs und eines Dollmetschers. Er ist das Urbild der japanischen hohen Staatsbeamten, artig, würdevoll, ein wenig verlegen, was ihm gar nicht übel steht; die Stirne für die Gelegenheit gefaltet, die Gesichtsmuskeln zusammengezogen, der Ausdruck des Gesichts nichtssagend, beinahe etwas dümmlich. Die Etiquette erheischt dies eben. Etwa wie bei uns der Kanzleistyl, der weder schwungvoll noch hochtrabend ist, den Charakter des Individuums den Erfordernissen des Dienstes unterordnet. Uebrigens, sobald die banalen Redensarten gewechselt worden, verschwindet die Spannung der Muskeln, und das angeborne Naturell, gewöhnlich ein freundliches, tritt in sein Recht. Die Artigkeitsmaske wird abgelegt und erst beim Fortgehen wieder vorgesteckt.

Der Chi-fu-ji, das heißt Gouverneur eines Fu, trug den schwarz lackirten Ceremonienhut, sein großes Galakleid: ein faltenreiches weites Gewand mit sehr breiten und steifen Aermeln aus schwerstem goldgestickten Seidenbrokat. Seine beiden Schwerter, deren eines über die Maßen lang, das andere von gewöhnlicher Dimension war, zeichneten sich durch kunstreich gemeißelte Griffe aus. Sein Gefährte, der Vice-Chi, hatte ein offenes Gesicht, eine Stentorstimme und eine herzliche Art laut zu lachen, ich möchte beinahe sagen, zu wiehern. Dies gefiel mir so sehr daß ich gerne die seltene Unregelmäßigkeit seiner Züge übersah. Seine Kopfbedeckung war eine papierne phry-

gische Mütze von kolossalem Umfange, sein Leibrock von violetter Seide mit blaßrothen Blumen. Der Gouverneur beglückwünschte mich zu meiner Audienz beim Mikado, einer unerhörten Ehre, sagte er; zugleich theilte er mir mit daß er Auftrag habe mich auf der Reise in seinem Gouvernement als Gast des Kaisers zu behandeln.

Kaum waren diese hohen Herren abgezogen als wir zwei Jinrikisha besteigen. Herr Enslie hatte auf meinen Wunsch, nicht ohne Mühe, die Yakunin vermocht uns unserem Schicksale zu überlassen. In Yedo wäre dies unmöglich. So treten wir denn allein unsere Fahrt durch die Stadt an.

Ôsaka macht Geschäfte und Ôsaka unterhält sich. Auf den ersten Blick gibt sich dies kund. Die Gesichtszüge sind langweilig, aber der Ausdruck ist interessant. Ueber dem lebhaften Treiben in den Gassen vergißt man die Häßlichkeit der Häuser. Die Gassen sind gerade, sehr eng — vier bis acht Fuß breit — sehr rein gehalten, sehr lang und kreuzen sich im rechten Winkel. Es gibt ganze Stadtviertel die nur Kaufläden enthalten. Das Häusermeer ist in lange Parallelogramme getheilt. Die Häuser gleichen sich alle. Oben ragt ein schwarzes Vordach in die Gasse. Ueber demselben dient eine niedere Attica als Magazin und trägt das gleichfalls sehr niedere Hausdach. Dem Auge erscheint ein solches Stadtviertel wie ein ungeheurer schwarzer, von dem Straßennetze durchfurchter Block. Schwarz und Grau sind die herrschenden Farben. Nichts ist trauriger als eine solche Straßenansicht, aber man hat nicht Zeit sich bei ihr aufzuhalten. Man wünschte hundert Augen zu besitzen um den Reichthum, die Abwechslung, die Sonderbarkeit der Gegenstände zu betrachten welche feilgeboten werden, sowie die bunte mannigfaltige Menge der Kauflustigen. In dieser Doppelströmung menschlicher Wesen, welche sich begegnen ohne sich

zu berühren, sieht man einige wenige Jinrikisha und sehr wenige Reiter. Eine der Gassen, die von Nord nach Süd läuft und über mehrere Brücken führt, durchschneidet den größern Theil der Stadt. Es ist Ôsaka's Oxford-Street. In einer Parallel-Gasse stehen zwei große alte Buddhatempel welche der Montosekte angehören und daher von den neuerungssüchtigen Staatsmännern in Yedo geschont werden, „denn", sagte mir ein Minister des Mikado, „es sind mächtige, einflußreiche Leute." In diesen beiden Tempeln herrscht und regiert Shaka*) noch ungestört. Niemand behelligt weder ihn noch seine Untergötzen, Heiligthümer und Priester. Diese beiden Tempel reichen weit in das Alterthum zurück. Wie die meisten Gebäude ihrer Gattung sind sie weder gemalt noch mit Lack verziert. Das Holz behielt seine natürliche einst rothbraune, jetzt im Laufe der Jahrhunderte lichtgrau gewordene Farbe. Am Eingange und im Innern sieht man reiches Schnitzwerk welches aber, älter als Taiko-Sama, keine Spuren des späteren Barokismus verräth. Die hohen Dächer der beiden Tempel, aufgestülpte breitgekrämpte Filzhüte, überragen die Stadt und bringen einige Abwechslung in das einförmige Bild.

Wir haben unsere Jinrikisha verlassen, sind auf Stufen in die obere Stadt hinaufgestiegen und betreten nunmehr die Theatergasse. Mehrere Schauspielhäuser ziehen dort die Menge an. Der obere Theil ihrer Fassaden ist mit großen Guachegemälden bedeckt; letztere, in sehr kräftigen ja grellen Tönen gehalten, stellen Scenen aus den beliebtesten Stücken dar, besonders aus historischen Dramen. An den Eingängen großes Gedränge. Da sehen wir athemlose Greise, hagere Gestalten mit blassen Gesichtern in fieberhafter Aufregung; Frauen und

*) Shaka, der japanische Name für Buddha.

Mädchen; Tänzerinnen und Sängerinnen die in reichem Anzuge, stark geschminkt, drei oder vier Nadeln im Haar, immer in kleinen Banden zusammengehen. Das Publikum betrachtet sie mit wohlwollender Neugierde und macht ihnen gerne Platz. Wir selbst lassen uns sanft vorwärts schieben. Eine ungeheure Menschenmasse füllt die Gasse. Alles strömt den Theatern zu, aber Keiner stößt den Andern. Wie überall in Japan, ist die Menge blau und fleisch-, eigentlich bronzefarbig. Viele Herren von Rang gewahren wir, aber keine Damen. Erstere machen sich nicht durch ihren Anzug kenntlich, denn Jedermann trägt hier zu Lande dieselbe Tracht, sondern durch ihre hellere Gesichtsfarbe, die reinen wohlgepflegten Nägel, durch ihre ganze Haltung. Auch Zweischwertmänner schwellen die Reihen der Theaterfreunde. Ueber diesem Menschenknäuel und über den erwähnten Bildern erhebt sich ein Wald von bewimpelten Masten. Blumengewinde, Seile mit Flaggen und Papierschnitzeln behängt, verbinden sie untereinander, Alles bewegt von der lauen Abendluft. Man sieht den Menschen an daß sie nur Eines im Sinne haben: sie lechzen nach Vergnügen. Ein sonderbares Schauspiel. Ein Gemisch von Eleganz und grotesker Verzerrung; aber, im Ganzen wie im Einzelnen, feiner Geschmack und ein gewisses vornehmes Salonwesen.

Wir haben nun die Theatergasse in ihrer ganzen Länge glücklich durchschritten und steigen auf einer breiten Steintreppe zur Tempelstraße hinan. Im Stadtviertel der Vergnüglinge die äußerste Belebtheit; tiefe Einsamkeit am Wohnsitze der Götter. Auf beiden Seiten niedere Mauern. Durch die großen Portale sieht man den kleinen Vorhof, im Hintergrunde den Tempel. Da ist immer für ein paar prachtvolle Ichô, für eine Ceder oder einige Kryptomerien Platz. Mit ihren gekrümmten, verschlungenen Aesten reichen sie über die Mauer

in die Gasse hinaus und spenden den wenigen Vorübergehenden ihre wohlthätigen Schatten. Auf der Schwelle sitzen die kahlgeschorenen Bonzen in schmutzigen abgenutzten Talaren von gelbem oder violettem Tafft, schmauchen ihre Pfeife, werfen den beiden Fremdlingen neugierige boshafte stechende Blicke zu. In einigen dieser Tempel wohnten die diplomatischen Vertreter Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und der Niederlande, als die Ereignisse des Jahres 1868 sie in diese, früher von keinem Europäer betretenen, Gegenden gerufen hatten.*)

Wir haben nun das nordöstliche Ende und zugleich den höchsten Punkt der Stadt erreicht. Hier erhebt sich das von Taiko-Sama**) erbaute Schloß das in der Geschichte Japans so häufig und, zum letzten Male während des Sturzes des Shogun, eine so wichtige Rolle spielte. Die Umfriedung könnte beinahe eine Cyklopenmauer genannt werden. Die riesigen Steine sind im Rustikostyle roh gemeißelt und in absichtlich gekrümmten Linien aneinander gefügt. (Auch ein barokes Motiv.) Zwei tiefe, breite, in ähnlicher Weise gemauerte Graben umgeben sie; aber zwei breite, solide Steinbrücken erleichtern den Belagerern den Zugang. Im Mittelpunkte der zweiten Ringmauer stand der Palast. Der Shogun ließ ihn im Jahre 1868, als er das Schloß räumte, verbrennen. Auf seinen Befehl wurde auch das große Yashke des Fürsten von Satsuma, eines der Urheber seines Sturzes, in Brand gesteckt und fast gänzlich vernichtet. Die Trümmer des Schloß-Palastes sind weggeräumt worden, aber die zweite Ringmauer mit ihren vier Eckthürmen ist erhalten. Von einem derselben über-

*) Einige Jahre früher war Sir Rutherford Alcock durch Ôsaka gekommen ohne sich aufzuhalten.

**) 1590.

sieht man Ôsaka und seine Umgegend. Eine wundervolle Rundsicht. Zu unsern Füßen dehnt sich die Stadt aus. Vier breite, silberweiße Bänder und eine zahllos scheinende Menge kleiner Wasserfäden ziehen sich wie ein Netz durch die Häusermasse. Ueber die niederen Hausdächer und die Filzhüte der beiden großen Tempel hinweg blickend, sieht man den Golf, zu dieser Stunde ein glänzender Metallspiegel. Jenseits hohe Berge, jetzt von der untergehenden Sonne vergoldet, aber schwarz gesprenkelt durch die Schatten leichter Wölkchen welche die Abendluft über den Golf treibt. Der Himmel rosa und ultramarin! Dies ist die Aussicht nach Süd, West und Nord-West. Gegen Norden öffnet sich das flache Thal des Yodogawa den wir morgen hinauf dampfen werden. Im Osten schieben sich, grün vom Fuße zum Scheitel, anmuthige Höhen bis in die Nähe der Stadt vor. Felder und Gärten füllen den schmalen Zwischenraum aus.

Dem Schlosse gegenüber, jenseits des Stromes und etwas weiter hinauf, erhebt sich die neue Münze, ein anspruchsvolles europäisches Prachtgebäude das, für Rechnung der Regierung, von einem englischen Architekten gebaut und von englischen Beamten geleitet, Millionen verschlungen hat. Die Einrichtung des für japanische Würdenträger bestimmten Wartesaales allein kostete zehntausend Dollar! Die Kanapés und Lehnstühle sind mit Lyoner (!) Seidenstoffen bespannt. Nicht ohne Kopfzerbrechen werden die Herren lernen darauf zu sitzen. Alles Uebrige zeigt ähnlichen Luxus. Die Münze hat so eben ihre Thätigkeit begonnen indem sie den ersten Rio prägte.

Zum Schlusse erwidern wir den Besuch des Gouverneurs. Er empfängt uns in seiner im Centrum der Stadt gelegenen Amtswohnung. Hier wird uns einer jener Lichteffekte zu Theil wie sie nur in diesem Himmelsstriche und in japanischen Häu-

fern vorkommen. Das in den Hof führende große Portal, das für uns weit geöffnet wurde denn Standespersonen treten nie durch Seitenthüren ein, dies große Thor ist schwarz übertüncht und mit schwarzen Ziegeln eingerahmt. Im Hofe herrscht Halbdunkel. Dem Portal gegenüber steht das gleichfalls durch eine schwarze Holzverkleidung eingefaßte Vorzimmer seiner ganzen Breite nach offen. Im Innern sieht man die schöne lichte Strohmatte am Boden, und die weißen Papierwände. In diesem Augenblicke wird die Sonne durch eine Häuserspalte dem Yashke gegenüber sichtbar; dem Untergange nahe, sendet sie ihre fast horizontalen Strahlen durch das Portal, über den im Schatten bleibenden Boden des Hofes hinweg, in das Innere des Vorgemaches. Die Wirkung ist unbeschreiblich. Eine Masse von Licht. Kaum erträglich für das Auge. Eine leuchtende Scheibe von mattem, von glänzendem Golde, umgeben von durchsichtigen aber tiefschwarzen Schatten.

Man führt uns durch die um diese Stunde verlassenen Bureaux, ein Labyrinth von Sälen und Zimmern wo soeben, zum Gebrauche der Beamten, Tische und Stühle aufgestellt wurden. Das allein ist eine Revolution. Der Japaner schreibt stehend oder auf den Fersen kauernd, mit weit vorgeneigtem Kopfe. Den Pinsel hält er senkrecht in der Hand, damit die chinesische Tusche deren er sich bedient und die er wenig verdünnt durch ihr Gewicht leichter abläuft. Sitzt der Schreibende an einem Tische, so neigt er die Feder natürlich nach rückwärts. Man wird also die Tusche durch unsere Tinte ersetzen oder verdünnen müssen. Wie sollen dann aber die abwechselnd sehr breiten und feinen chinesischen Schriftzeichen hervorgebracht werden? Daher, als Folge der Stühle und Tische, die Nothwendigkeit die europäischen Buchstaben anzunehmen, in welchen sich jedoch die Laute der mongolischen Sprachen nicht ausdrücken

lassen. Ein Beispiel, im Kleinen, auf welche fast unüberwindlichen Schwierigkeiten die Nachahmer Europa's in Japan stoßen.*)

Der Chi-fu-ji empfängt uns in seinem Gartensalon. Auch er ist im Besitze eines Tisches um welchen wir Platz nehmen. Ein höherer Beamter setzt sich zu uns, nicht ohne früher den vorschriftmäßigen Fußfall verrichtet zu haben. Zwei Pagen — sie fehlen, wie bereits bemerkt, in keinem vornehmen Haushalte — und drei Zweischwertritter kauern in demselben Gemache, in ehrerbietiger Entfernung, auf ihren Fersen. Es wird vom Theebau gesprochen, und der Chi gibt uns interessante Aufschlüsse. Die besten Gattungen erzeugt die Provinz Udji, nach ihr die von Kiyôto. Er will uns selbst zeigen wie der Thee bereitet wird. Der Tisch ist ihm aber unbequem, darum werden Theemaschinen und Schalen auf den Boden gestellt; er kauert daneben und servirt uns mit eigenen Händen den feinst parfümirten Thee der mir je vorgekommen. Folgendes sind die Regeln. Man siede das Wasser in einem irdenen Geschirr, ja nicht in einem metallenen. Man berechne genau die Menge des Wassers und die Anzahl der Blätter nach der Anzahl und Größe der Tassen; man trinke den Thee sehr heiß, und gieße nie ein zweites Mal Wasser auf. Sodann wurde verzuckertes Obst von verschiedener Farbe servirt. Es schien mir Anfangs etwas fade, hatte aber doch einen sehr feinen Geschmack der dem Geruche verschiedener Blumen entsprach. Die Japaner sind große Feinschmecker und, weil ihr Gaumen viel weniger über-

*) Die Regierung des Mikado hat im September des folgenden Jahres (1872) hundert Lehrer aus Nordamerika verschrieben und die englische zur Gelehrten-Sprache erhoben, zugleich verordnet daß in Zukunft die Landessprache mit lateinischen Buchstaben zu schreiben sei!!

reizt ist als der unsrige, im Stande Nüancen zu würdigen welche uns entgehen.

Wir kehrten in einer Barke nach der Niederlassung zurück. Obgleich der Palast des Gouverneurs sich im Mittelpunkte der Stadt befindet, brauchten wir doch, sehr schnell rudernd, mehr als eine Stunde um das Fremdenviertel zu erreichen. Viele Theeboote, an den farbigen Laternen kennbar und gefüllt mit jungen Herren und Sängerinnen, große schwerfällige Djonken, beladen mit Reisenden nach und von Kiyôto, glitten an unserem Kahne vorüber. An den Ecken, wo sich die Kanäle kreuzen, stehen meist Theehäuser, um diese Stunde im Innern glänzend erleuchtet, und heute Nacht mit dem magischen Lichte des Vollmondes übergossen. Allenthalben Gejauchze, Lachen, Gesang, Flötentöne und zu zarten Gefühlen stimmender Lautenklang!

VI.

Kiyôto.*)

Vom 22. zum 25. September.

Am Yodogawa. — Fujimi. — Die Hauptstadt des Westens. — Der kaiserliche Palast. — Das Schloß des Shogun. — Die Tempel. — Blick auf Kiyôto. — Guion-machi.

(22. September.) Außer den großen Segel- und Ruderbooten welche Passagiere befördern, verlassen kleine Dampfer Ôsaka am Morgen und erreichen Fujimi, je nach der veränderlichen Beschaffenheit des Flußbettes, gegen Abend oder in der

*) Das Miako unserer europäischen Karten. In Japan geräth dieser Name außer Gebrauch.

Nacht. Kapitän, Maschinisten und Matrosen sind Landeskinder. Daher die sehr zahlreichen Unfälle. Zu unserem Troste sagt man uns daß in letzterer Zeit keines der Boote in die Luft flog. Auf einem dieser kleinen Steamer schifften wir uns heute Morgens um sieben Uhr ein, und zwar mit einer sehr beschränkten Ehrenwache. Den energischen Vorstellungen Hrn. Enslie's nachgebend hat sie der Gouverneur auf zwei höhere Beamte, zwei Officiere und vier Soldaten vermindert. Der Koch des Konsuls und unsere Diener, sämtlich Eingeborene, vervollständigen unser Gefolge. Der Chi-fu-ji ließ uns das ganze Hinterdeck und die Hauptkajüte vorbehalten; wir sind also sehr bequem untergebracht.

Das Schiff dampft an mehreren Palästen vorüber; der größte ist das vom Shogun verbrannte Yashke des Fürsten von Satsuma. Nur die Außengebäude, die zugleich die Ringmauern bilden, blieben stehen. Weiter oben bewundern wir die neue Münze. Dann weichen die Häuser allmälig den Gärten und Feldern. Die Uferdämme verhindern uns viel vom Lande zu sehen, aber was man sieht zeugt von sorgfältigem Anbau und einem fruchtbaren Boden. Allmälig verflachen sich die Ufer des Yodogawa, und wir steuern fortwährend zwischen Bambushainen und schönen Baumgruppen: Ahorn, Lerchenbäume und Trauerweiden. In kurzer Unterbrechung folgen sich bedeutende Marktflecken, kleine und größere volkreiche Dörfer. Alles sieht blühend und wohlhabend aus. Während an den Haltestellen Passagiere abgesetzt und aufgenommen werden, können wir sehen wie japanische Artigkeit am Dorfe geübt wird. Die Abreisenden geleitet, die Ankommenden empfängt man am Landungsplatze mit Bezeugungen der Freundschaft oder der Ehrfurcht. Kleine Gruppen bilden sich; man plaudert, wie es Leuten von Erziehung zukömmt, in gebückter Stellung, mit gebeugten Knieen, die Hände

auf die Schenkel gestützt. Einsame unbewohnte Stellen sind selten und haben, wo sie vorkommen, einen idyllischen Anstrich. Auf dem Strome selbst herrscht allenthalben ein bewegtes Leben. Die Schiffe haben ein einziges ungeheures viereckiges ganz eigenthümliches Segel. Es besteht aus mehreren langen senkrechten Streifen von Schilf welche durch dünne Stricke mit einander verbunden sind. Zwischen den Streifen haben Auge und Wind freien Durchgang. Ein sonderbarer Anblick! Aber wir sind eben im Herzen von Japan. Alles scheint dem Europäer neu, weil ihm Alles unbekannt ist.

Der Flußgott begünstigt die beiden Reisenden; denn bereits um vier Uhr Nachmittags langen sie bei Fujimi an. Dort wird ihnen ein glänzender Empfang zu Theil. Die Behörden, in Flügelkleidern, erwarten sie am Strande und führen sie in ein schönes, festlich geschmücktes Haus. Den Tisch und die zwei Stühle die wir dort finden hat der Gouverneur geschickt. Diese nützlichen Möbel werden uns auf der ganzen Reise folgen.

Fujimi wird in der japanischen Geschichte oftmals genannt. Die hier vor drei Jahren gelieferte Schlacht entschied über das Schicksal des Shogun. Auch Andenken anderer Art knüpfen sich an diese Stadt. Hier verweilte der heilige Franciskus Xaverius als er, das Krucifix in der Hand, den Bettelsack auf den Schultern, mit erfrornen Füßen und Wundmalen an seinem Körper, nur von zwei Katechumenen begleitet, nach dem Hoflager des Mikado zog.

Zwischen Fujimi und Kiyôto hebt sich der Boden allmälig. Zu beiden Seiten der sich oft krümmenden Straße folgen, ohne Unterbrechung, Haus auf Haus. Man hat Fujimi verlassen, man hat Kiyôto erreicht ohne es zu merken. Die ganze Straße ist eine einzige drei Ri oder ungefähr acht Meilen lange Gasse.

Die Landschaft bewahrt den idyllischen Charakter der Ufer des Yodogawa.

Unter Weges besuchen wir zwei sehr alte Tempel. In dem einen, Inari-no-Yâjiro, ein kleines Shinto-Tempelchen, wiederholt sich der Fuchs in den Skulpturen der Balken, der Gesimse, der Balustraden.

Einen Ri weiter östlich befindet sich der große Buddhatempel Tô-fu-Kuji, nach Angabe unserer japanischen Freunde vom Shogun Yoritomo im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gegründet. Die meisten Tempel Japans wurden mehrere Male neu aufgebaut. Daß dieser aber sehr alt sei, lassen die Beschaffenheit des Schnitzwerkes und die lichtgraue Holzfarbe vermuthen.

Leider kommen wir, Herr Enslie im Norimon getragen, ich auf seinem schönen Pony reitend, nur äußerst langsam vorwärts; denn wir schleppen mehrere Oberbeamte, Officiere und an dreißig Soldaten mit uns. Der Chi-fu-ji von Kiyôto hat diese Leute geschickt als Ehrengarde. In Wahrheit sind wir ihre Gefangenen. Dazu die Neugierigen! Sie stürzen aus den Häusern, versperren uns den Weg, betrachten uns mit offenem Munde, weiden sich, ein jeder nach seiner Art, an dem seltenen für die meisten ganz neuen Anblicke der beiden Europäer. Um sechs Uhr betreten wir die Hauptstadt des Westens, und beschließen eine halbe Stunde später die interessante Tagereise an der Schwelle einer großen Herberge. Unter unserem Balkon fließt der Kamagawa auf dem jetzt eine Menge kleiner beleuchteter Lustboote schwanken. Der Dai-Sanji oder Vice-Gouverneur erscheint um uns im Namen des Chi-fu-ji zu begrüßen. Letzterer läßt sich für morgen sieben Uhr ansagen, mit dem artigen Beisatze, er habe diese frühe Stunde gewählt damit wir die Stadt in der Morgenkühle besehen könnten.

Entfernung von Ôsaka nach Fujimi zehn Ri; von Fujimi nach Kiyôto drei Ri, zusammen etwas über dreißig Meilen.

(23. September.) Die beiden Oberbeamten von Ôsaka verlassen uns hier. An ihre Stelle treten der Vice-Dai-Sanji und eine andere Notabilität. Sie werden uns beschützen, überwachen und auf den Spaziergängen begleiten. Heute Morgens erschienen sie bereits bei Sonnenaufgang mit einer ungeheuren Rolle, einem acht Fuß langen Papier, auf welchem die Namen der zu besuchenden Tempel in großer Schrift verzeichnet sind. Nicht ohne Mühe erlangt Herr Enslie daß einige derselben gestrichen werden. Der Vice-Dai-Sanji ist ein kleiner Herr mit einem gewöhnlichen durch die Pocken entstellten Gesichte, aber lebhaften verständigen Augen. Sein tellerförmiger Hut von lackirtem Papier läuft in eine Spitze aus an welche der Eigenthümer, nach Sitte der Anglo-Indier, einen weißen Musselinschleier befestigt hat. Er trägt einen weißgeränderten, violettfarbigen Leibrock von Tafft, europäische Beinkleider und Stiefletten. Seine beiden Schwerter hat er nicht in den landesüblichen Gürtel, sondern in die kunstvoll durchlöcherte Westentasche gesteckt. Das Kurzschwert, dessen Griff ein Meisterstück von Bronzearbeit ist, befindet sich seit Taiko-Sama's Tagen im Besitze seiner Familie. Die ganze Erscheinung macht einen unbeschreiblich komischen Eindruck. Uebrigens der Typus des höheren Bureaukraten wie er sein soll. Aeußerst respectvoll gegen die Vorgesetzten, sehr artig mit uns, kurz angebunden und steif gegen die Untergebenen, schlürft er mit sichtlichem Wohlbehagen die Ehrfurchtsbezeigungen des Volkes ein. Sein Gefährte hat es im Fortschritte noch weiter gebracht. Sein struppiges, unlenksames und wenig gekämmtes Haar ist in

europäischem Style geschnitten. Morgenrock und Pantalon stehen ihm entschieden übel. Hemd und Halsbinde kennt er noch nicht, und die glänzend lackirten Stiefel scheinen ihn zu belästigen, denn er entledigt sich ihrer von Zeit zu Zeit und ersetzt sie durch die landesüblichen Sandalen. Der junge Mann hat übrigens offene, einnehmende Züge; in japanischer Tracht sähe er gewiß ganz hübsch aus, aber die der Barbaren gibt ihm ein ungeschlachtes und gemeines Aussehen.

Genau um sieben Uhr erscheint der Chi-fu-ji im Gasthause. Während er durch die verschiedenen Vorhäuser schreitet wirft sich Alles zu Boden; deutlich vernehmen wir das Klappern der Köpfe auf dem Fußboden. Der große Mann überhäuft uns mit Artigkeit. Ein Schützling der leitenden Männer in Yedo, hat er seinen Posten erst kürzlich angetreten, aber für den öffentlichen Unterricht, namentlich den der Mädchen, bereits viel geleistet. Bisher, einige wenige Damen der höhern Stände ausgenommen, lernten die Frauen weder lesen noch schreiben. Wie Iwakura, wie Kido, versichert der Gouverneur, die große Reform werde in drei Jahren vollendet sein. Dieser feste Glaube an die eigenen Ideen gefällt mir. Er ist eine Gewähr des Erfolges wo der Erfolg möglich ist.

Um von unserer Herberge die im südöstlichen Theile der Stadt liegt nach dem Schlosse des Mikado, nahe am nordöstlichen Ende, zu gelangen, muß man Kiyôto in seiner ganzen Länge durchschreiten. An der Spitze des Zuges kapriolirt ein Samurai, in der bei den Zweischwertmännern beliebten Weise, auf seinem großen Rappen; sechs Wachmänner reiten unmittelbar vor, der Sanji und sein Gefährte so nahe als möglich neben den beiden Europäern. Die Beto laufen zu Fuße; nur mit Mühe verhindern wir sie in die Zügel unserer Pferde zu greifen. Sechs berittene Zweischwertmänner und Fußvolk bilden

die Nachhut. Im Ganzen etwa vierzig Personen. Unser Erscheinen erregt ungeheures Aufsehen. Die Vorübergehenden bleiben stehen; die Kaufleute, ihre Lehrlinge, Weiber und Kinder stürzen aus den Läden auf die Gasse; Alles fällt beim Anblicke des Sanji auf die Kniee. Die anderen Officiere werden mit tiefen Bücklingen beehrt. Für die zwei Barbaren hat man nur neugierige, kalte Blicke, aber keinen Gruß. In den Stadtvierteln der Konservativen, oder, wie der Sanji sagt, der Schlechtgesinnten, sahen wir nur unfreundliche Gesichter. Wo wir hielten wurde mein Augenglas bewundert. Einige Herren entlehnten es von mir, und das sonderbare Instrument wanderte dann von Hand zu Hand, versetzte Hunderte von Menschen in Erstaunen und kehrte immer wieder in meine Hände zurück.

Der Palast des Mikado nimmt ein weitläufiges Terrain ein. Außerhalb der ersten Ringmauer befindet sich das von den Dienern, niedern Beamten und Samurai bewohnte Quartier. Von den andern Stadtvierteln unterscheidet es nur eine gewisse feierliche Stille, jene eigenthümliche Hofluft die man in allen königlichen Residenzschlössern athmet. Auch hier fühlt ein jeder seine Wichtigkeit und beansprucht seinen Antheil an dem Glanze des Gebieters der aber, leider, für immer geschieden ist.

Den Raum zwischen der ersten und zweiten Ringmauer, letztere die der „neun Thore" genannt, nehmen die Paläste des hohen Hofadels, der Kuge, ein. Ihre Yashke gleichen denen der Daimio und liegen meist in kleinen Gärten, wo Lorbeerbäume mit Zwergcedern und den schönsten und größten Trauerweiden wechseln die ich jemals sah.

Auf dieser Reise nach Kiyôto legte ich besonderen Werth darauf das kaiserliche Schloß zu sehen, das Absteigequartier des geheimnißvollen Wesens das ein Sohn der Götter, dessen wahrer

Wohnsitz der Olymp ist. Ich wollte seine irdische Behausung vergleichen mit den drei prachtvollen Residenzen der Shogune in Yedo, in Ôsaka und hier in Kiyôto. Ich hoffte hiedurch, wenn auch nur in geringem Maße, einen Einblick zu erlangen in das so wenig gekannte Verhältniß zwischen Mikado und Shogun. Aber in Yedo und Yokohama hatte man mir gesagt: „Unmöglich! Denken Sie nicht daran! Kein Sterblicher hat Zutritt am Sitze des Gottes." Ich dachte aber doch daran, und erlangte auch, in Folge der warmen Verwendung des brittischen Geschäftsträgers und längerer Verhandlungen Hrn. Satow's mit den japanischen Ministern, ein Schreiben Iwakura's an den Palastintendanten. Es enthielt, als letztes und äußerstes Zugeständniß, den Befehl mir die „neun Pforten" der zweiten Ringmauer zu zeigen, mit andern Worten, mich in das Quartier der Kuge einzulassen. Von dort, sagte man mir, könne man den Palast sehen.

Aber an Ort und Stelle angelangt, gewahrte ich durch die glücklicher Weise offenen Thore nur eine andere Mauer, vom Schlosse aber nicht die geringste Spur. Ich bestand also auf Einlaß in den zweiten, zwischen der zweiten und dritten Ringmauer liegenden Hof. Der Sanji verhehlte nicht sein Befremden, fast möchte ich sagen seine Entrüstung über die unerhörte Zumuthung. Er zog eine Depesche des Ministeriums aus der Tasche und bewies daß ein weiteres Vordringen unstatthaft sei. Ich blieb aber bei meiner Forderung. Man habe mir versprochen daß ich das Schloß von außen sehen würde, und sehen wolle ich es. Dagegen lärmende Proteste. Fast schien die Sache eine ernste Wendung zu nehmen. Je fester ich mich aber zeigte, je mehr stimmte mein Sanji den Ton herab. Auf die barsche Weigerung folgen Bitten, Lachen, zuletzt ein verlegenes Schweigen: offenbare Symptome von Unentschlossenheit.

Ich gebe also meinem Pferde beide Sporen; es setzt über die Schwelle der geheimnißvollen Pforte. Einen Augenblick darauf ist Hr. Enslie an meiner Seite. Wir sind im zweiten Hof. Die beiden Würdenträger, die Samurai, und der übrige Troß folgen uns. Man sieht sich an, aber man spricht nicht. Das Ungeheure ist geschehen. Auf allen Gesichtern lese ich den Ausdruck der Bestürzung. Ein großes Verbrechen ist verübt, das Heiligthum entweiht. Darüber herrschte wohl kein Zweifel. Aber in Japan, wie anderwärts, fügt man sich zuweilen den vollendeten Thatsachen. Wir reiten also um die letzte, innerste Ringmauer, die Mauer „der sechs Pforten" genannt. Man gestattet uns diese Thore mit Muße zu betrachten Es sind das „Südthor", das nach Osten gewandte „Sonnenthor", das „Gartenthor", das „Thor der Frauen des Mikado", das „Küchenthor", endlich das „Thor der Würdenträger", welche nach Nord-Ost, Ost, West und Süd-West schauen. Sie sind sämmtlich Holzkonstruktionen im Style der Tempelportale. Die blaßgraue Farbe des Holzes zeigt von hohem Alter. Wenig Schnitzwerk und einige kaum sichtbare Spuren von Vergoldung. Weder Lack noch Malerei. Die innerste Ringmauer besteht aus einem steinernen Unterbau auf dem der eigentliche Wall steht. Er ist aus leicht zurückgeneigten Pfählen gebildet, mit grauem Cäment belegt und durch Holzpilaster in Felder getheilt. Ein kleines Dach von schwarzen Ziegeln schützt ihn gegen den Regen. Vom Schlosse war, ein paar Giebel und die Bäume des Gartens ausgenommen, nichts zu sehen. Einige der „sechs Pforten" standen halb offen, andere waren geschlossen. Als ich Miene machte in das Heiligthum einzudringen, sah mich der Sanji mit so flehenden Blicken an daß ich mein Pferd anhielt. Umsonst verschwendete Hr. Enslie die Künste seiner Beredsamkeit. Wir erhielten immer dieselbe Antwort: „Die Schloßverwaltung ist un-

abhängig vom Gouverneur; der Schloßverwalter gehört der alten Hofpartei an; er haßt die Minister, den Fortschritt und, über Alles, die Europäer." Als letztes Zugeständniß führt uns der Sanji zum „Küchenthor" von wo aus man über die Dächer einiger Nebengebäude hinweg den Giebel der großen Palasthalle gewahrt. „Nun," rief er mit erzwungenem Gekicher, „seid Ihr zufrieden? Wenn Ihr nach Europa zurückkehrt, könnt Ihr Euch rühmen gesehen zu haben was Niemand sah, den Palast des Kaisers." Bei diesen Worten warf er sein Pferd herum. Es sei spät, sagte er, der Chi-fu-ji erwarte uns im Schloß; der Weg sei weit, der Tag heiß; auch an das Frühstück müsse man denken. — „Nein," antwortete ich, „ich bin nicht zufrieden. Wie, Ihr ahmt unsere Sitten nach, nehmt unsere Tracht an; Ihr wähnt Euch auf bestem Wege zur Civilisation, und verweigert uns, aus Aberglauben, den Eintritt in die Wohnung Eures Kaisers. Ja, ich werde von Euch in Europa erzählen. Wie wird man da lachen wenn man erfährt, die Erlaubniß den Palast des Mikado durch die Küchenthüre zu betrachten, sei das Aeußerste was Eure neue Aufklärung zu leisten vermag." Ich hatte Hrn. Enslie gebeten diese Worte langsam und mit lauter Stimme zu verdollmetschen, so daß alle Anwesenden sie hören könnten. Dies geschah. Als mein Gefährte geendigt hatte, entstand tiefes Stillschweigen. Soweit dies sein mongolischer Teint gestattete erröthete der Sanji. Nach einer kurzen Berathung mit leiser Stimme zwischen ihm und seinem Amtsbruder, wandte er sich an mich. „Sie haben Recht, sagte er, man würde über uns lachen." Er wolle sogleich den Intendanten sehen, verspreche sich aber keinen Erfolg, denn außer Sir Harry Parkes und seinen drei Kollegen, deren kurze Anwesenheit in Kiyôto eine so große Aufregung erzeugt und zu einem Blutbade geführt habe, sei nie ein Europäer hier eingedrungen. Damit ver-

schwanden er und sein Kollege im Innern des Palastes. Mittlerweile ruhten wir im Schatten einer prachtvollen Linde, umringt von einer Gruppe Neugieriger, meist Diener und Dienerinnen der Kuge, die uns aber nicht belästigten. Die Weiber und Mädchen fielen uns weniger durch ihre persönlichen Reize als durch den eigenthümlichen und hübschen Kopfputz auf. Im Uebrigen, nichts was das Auge fesselte: ein öder Hofraum, die unförmigen Ringmauern, über ihnen grüne Baumwipfel und in der Ferne dämmernde Berge.

Nach einer halben Stunde kommen unsere Unterhändler mit freudiger Miene gelaufen. Der Zweck ihrer Mission ist erreicht. Der Schloßintendant und der Unterinspektor legen bereits ihre Amtstracht an; alsbald werden sie erscheinen. Da kommen sie. Lange, verdrüßliche Gesichter! Thut nichts. Man fügt sich; das genügt. Von den beiden Intendanten geleitet, überschreiten wir also, durch die Pforte „der Würdenträger", die verbotene Schwelle. Unerachtet der sengenden Sonnenhitze entblößen hier Alle das Haupt. Die Zumuthung dasselbe zu thun weisen wir zurück, schließen aber unsere Sonnenschirme, womit man sich zufrieden gibt. Die Leute unseres Gefolges werfen sich auf den Boden und füllen ihre Taschen mit kleinen Kieseln indem sie uns rathen dasselbe zu thun, denn diese Steine schützen gegen Krankheiten aller Art.

Wir sind in einen geräumigen verödeten Hof getreten. Tiefe Stille herrscht hier. Bewegungslos wie Bildsäulen, für die ich sie zuerst hielt, kauern drei Wächter im Schatten eines geräumigen Thorweges. Ein hinter ihnen aufgestellter Schirm, mit der üblichen Malerei auf Goldgrund, hemmt den Blick nach dem Innern des Palastes. In diesem Augenblicke erscheint ein Kuge in voller Amtstracht aus Goldbrokat, mit breiten, gesteiften, flügelartigen Aermeln. Gemessenen Schrittes geht

er durch den Hof, an den drei unbeweglichen Wächtern vorüber, verschwindet sodann hinter dem Schirm. Dieser Hof wie alle andern die wir noch sehen sollten sind von gedeckten Gallerien umgeben deren Säulen weiß und roth, das heißt mit den Shintofarben übertüncht sind. Am Ende der Gallerie angelangt biegt der Intendant kurz um und macht Miene uns auf dem Wege den wir gekommen vor die Thüre zu setzen. Das wird selbst dem Sanji zu viel. Er protestirt, schreit, gestikulirt. Herr Enslie bringt wo er kann ein Wort an. Die üble Laune und Verlegenheit des Intendanten steigen sichtlich, aber, am Ende, zum großen Aerger des Adjunkten, gibt er nach. Derselbe Auftritt wiederholt sich an allen Thüren die glücklicherweise offen stehen, und durch die ich ohne Weiteres eindringe sobald ich bemerke daß die strenge Amtsmiene der Beamten dem Ausdrucke der Aengstlichkeit oder Unentschlossenheit Platz macht. Die japanischen Büreaukraten, sagte man mir in Yedo, sind schwerfällig, pedantisch und gefallen sich in Schwierigkeiten, aber mit Artigkeit, Geduld und Festigkeit erlangt man in der Regel von ihnen was man will. Dies hat sich heute bewährt.

Wir sind im großen Hofe. Hier steht, der „Südpforte" gegenüber, ein isolirtes Gebäude, die Halle oder der Saal wo der Mikado seine seltenen Audienzen ertheilt. Zwischen dem Thore und der Halle wehrt ein gemauerter Schirm die indiskreten Blicke der Vorübergehenden ab. In diesem Saale hatten Sir Harry Parkes und seine drei Kollegen mit ihrem Gefolge vor zwei Jahren die Ehre den Sohn der Götter von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Es war das erste und bis heute Morgen das letzte Mal daß Europäer den Fuß auf diesen geheiligten Boden setzten. Die Gesandten wurden durch das große Portal eingelassen und auf demselben Wege hinaus-

geführt. Die übrigen Theile des Palastes blieben ihnen unsichtbar.

Das Audienzhaus ist ein gewöhnlicher vier Fuß über den Boden erhöhter Holzbau zu welchem eine breite Treppe führt, ein Rechteck dessen eine Langseite die dem Hofe zugekehrte Fassade bildet. Das gedoppelte breitkrämpige Dach ist hoch schwer häßlich, die Querbalken welche es tragen an ihren Enden mit Schnitzwerk und Vergoldung geziert. Sowohl Balken als Getäfel haben, einer Hoftradition gemäß, ihre natürliche Holzfarbe bewahrt. Im Innern nackte Wände, am Boden eine feine Matte. Es war zu dunkel um etwaige Verzierungen auszunehmen. Dies Audienzhaus ist vor ungefähr zwanzig Jahren erbaut worden. Die Säulengänge im Haupthof sind roth und weiß angestrichen.

In der Nähe befindet sich ein kleiner isolirter Kiosk in welchem die Reichskleinodien, die mystischen Insignien der kaiserlichen Würde, das Schwert, der Koffer, der Spiegel, seit undenklichen Zeiten aufbewahrt wurden. Im vergangenen Jahre mußten diese Schätze nach Yedo wandern.

Nach neuen Kämpfen und neuen Siegen dringen wir in den östlichen Hof wo sich die „Sonnenpforte" befindet.

Kurz gesagt, nimmt der eigentliche Palast des Mikado, ohne die beiden Quartiere der Kuge und der Diener, einen verhältnißmäßig kleinen Flächenraum ein und unterscheidet sich von den Yashke der Daimio nur durch größere Dimensionen der Zimmer und durch den ihm entschieden eigenthümlichen Tempelstyl. Es ist ein Wirrsal von Höfen, kleinen isolirten durch Gänge und Holzwände verbundenen oder durch Gäßchen getrennten Häusern und Kiosken. Die Dächer ruhen wie in den Shintotempeln auf horizontalen Querbalken welche

theils weiß lackirt, theils die natürliche Holzfarbe bewahrend, an den Enden vergoldet und mit kleinem Schnitzwerk geschmückt sind. Einige dieser Skulpturen halte ich für Meisterstücke. Die Ecken der Häuser sind gemauert oder, wenn aus Balken bestehend, mit Stuck überzogen. Wie in allen Privathäusern bestehen die Wände aus mit weißem Papier bespannten Holzrahmen. Zuweilen schützt sie ein leichtes Holzgitter von feiner, anmuthiger und sinnreicher Zeichnung. Die Bretterverschalung bewahrt durchwegs ihre natürliche Holzfarbe, je nach dem Alter, lichtgrau oder mahagonibraun. Hie und da sind Stäbe in schwarzem Lack angebracht. Der Gesammteindruck läßt sich nicht wohl beschreiben. Der sanfte Farbenschmelz, die Schönheit der Einzelheiten, die Vollendung der sich nirgend vordrängenden Ornamente, der feine Geschmack, die Einfachheit, welche in diesem geheimnißvollen und unzugänglichen Labyrinthe herrschen, beruhigen und erquicken das Auge. Man übersieht dabei ganz die primitive und barbarische Anlage des Baues. Von den prachtvollen Skulpturen, von den durchbrochenen Hautreliefs wie sie in der Shiba und in allen Gebäuden Taiko-Sama's vorkommen, und welche der Geschmack und die Shinto-Traditionen der Mikado vielleicht verschmähten, fand ich hier nicht die geringste Spur.

„Aber wo ist die Wohnung, das Schlafgemach des Kaisers? — Im Garten. — Also in den Garten! — Unmöglich. Nur zwei Thüren führen dahin. Die eine, die äußere, ist die große „Gartenpforte". Der Eintritt von Fremdlingen würde bemerkt werden und das Volk erbittern. Die andere ist vernagelt. Also unmöglich. — Wir beanspruchen nicht den Eintritt durch das große Portal. Wir sind bescheidene Menschen. Das kleine Pförtchen genügt uns. Nichts ist leichter, als durch eine vernagelte Thüre zu gehen. Es bedarf nur des guten Willens und einer Zange." Der Sanji und der Intendant sind in

Verzweiflung, der Vice=Intendant verbirgt seinen Ingrimm nicht länger, wirft wüthende Blicke auf uns, zischelt seinem Vorgesetzten in das Ohr, muntert ihn offenbar zum Widerstande auf. Ich gestehe, daß mich das nachdenklich machte. Schon sinne ich auf den Rückzug, als Herr Ensüe sich in das Gespräch der Cerberusse mischt. Am Ende gelingt es ihm sie umzustimmen. Wir gehen also in den Garten und zwar durch eine kleine aber unvernagelte Thüre. Die Nägel erweisen sich als eine Erfindung der Herren Intendanten.

Der Garten des Mikado ist ein Teich mit künstlichen Vorgebirgen und Buchten. Ein See im Kleinen. Auf zwei Seiten beschatten ihn schöne hohe Bäume, auf der dritten schließt ihn die Ringmauer ab, und gegenüber stehen zwei unansehnliche Häuser auf Piloten. Ein Gang verbindet sie. Sie waren die Wohnung des Mikado und seiner Frauen. Das Innere haben wir nicht gesehen. Die Matten und kostbaren Gegenstände welche sie enthielten wurden nach Yedo gebracht. Ueber den kleinen See führt eine Brücke im Zickzack. Dies barok scheinende Motiv, welches in China sehr häufig vorkommt, hat eine symbolische Bedeutung. Es soll die Windungen der Schlange vorstellen. Die Schlange ist der Repräsentant des Drachen, und der Drache das Sinnbild der obersten Gewalt. Der Garten des Göttersohnes ist äußerst vernachläſſigt. Ich begreife nun, abgesehen von den mystischen Gründen, warum uns der Intendant nicht zulassen wollte. Alles erinnert hier an die Abwesenheit des Eigenthümers. Der Teich ist mit dürren Blättern, Schlingpflanzen und Schlamm bedeckt, Gras wächst auf den Gehwegen und Unkraut zwischen den Büschen. Vor den Häusern stehen einige Blumentöpfe, der einzige Beweis von dem Dasein eines Gärtners. Aber ganz abgesehen von dem Verfalle, welcher Unterschied zwischen dem wahrhaft kaiserlichen

Schloßpark des Shogun in Yedo und dem elenden Theehausgarten des Sohnes der Götter!

Vom Palaste gehen wir nach dem Schlosse. Es liegt im westlichen Theile der Stadt. Wir haben also bei furchtbarer Hitze Kiyôto in seiner ganzen Breite zu durchreiten.

Das Schloß, ein höchst merkwürdiges und prachtvolles Gebäude, wurde von Taiko-Sama vom Grunde aus neu erbaut und trägt das Gepräge des Genius und der Macht dieses großen Mannes. Es liegt auf einer geräumigen, auf einer Seite von einer Baumreihe begrenzten Esplanade. Die Ringmauer unterscheidet sich von denen des Palastes nur durch größere Festigkeit. Durch das aus altersgrauen Balken und Brettern gezimmerte große Thor betritt man einen geräumigen Hof. Gegenüber gibt das Ehrenportal Einlaß in das Hauptgebäude. Ich bewundere die Sopraporta, eine überaus reiche Skulptur: Vögel und Blumen in Hautrelief, vergoldet, gemalt, lackirt; ganz im Style der Shiba.

Die Gemächer sind bedeutend höher als die, gewöhnlich, niederen Zimmer der Daimiohäuser. Alles athmet hier die Pracht jener Epoche. Es war das goldene Zeitalter der Künste und der Macht des Shogun.*) Auf dem Plafond, in mattem Gold, kreuzen sich geschnitzte Balken in Schachbrettform. An den Punkten wo sie sich durchschneiden, Scheiben in Goldbronze; die Zeichnung letzterer von unbeschreiblicher Eleganz. Wir sind durch mehrere Gemächer dieser Art geschritten und haben nun den großen Saal betreten. Er ist ungefähr achtzig Fuß lang, dreißig breit und zwanzig hoch. Ueberaus schön ist der in dem oben beschriebenen Style gehaltene Plafond; die beweglichen

*) Diese Epoche umfaßte ungefähr ein halbes Jahrhundert, von 1580 bis 1630.

Papierwände und die Mauern sind mit Gemälden auf Goldgrund bedeckt: große Bäume mit kühnen Strichen gezeichnet, aber nicht frei von der landesüblichen Verzerrung.*) Längs dem Prunkgemache läuft ein Gang dessen Fenster, durch Reichthum und Abwechslung in der Zeichnung und durch Pracht der Ausführung, dem Schönsten das man in der Shiba sieht zur Seite stehen. Etwas weniger reich aber in demselben Style sind die Gastzimmer gehalten. Die Wohnungen des Shogun zeigen schönes Getäfel mit Wandstäben in Vieux-Lack und einige wundervolle Staffeleibilder. Letztere liefern den schlagenden Beweis daß, im Widerspruche mit der allgemeinen Annahme, die Gesetze der Perspektive den japanischen Künstlern nicht unbekannt waren. Das Kleeblatt, das Wahrzeichen der Shogune, von einem Ringe umgeben, wiederholt sich hier in das Unendliche.

Der Gouverneur bewirthete die fremden Gäste im großen Saale und führte sie dann in die Büreaux. Auch dort, wie in Ôsaka, waren vor einigen Tagen Tische und Stühle aufgestellt worden. Die Beamten schienen sich in der neuen Lage nicht bequem zu fühlen und schrieben, ohne aufzublicken, mit großem Eifer; denn so will es die Etiquette bei Anwesenheit des Vorgesetzten. In jedem Zimmer steht eine Konsole auf welcher die Schwerter niedergelegt werden. Dies Möbel hat seine Wichtigkeit. Keiner der hier schreibenden Beamten, sofern er

*) Der Gouverneur ließ uns einen Augenblick allein. Ich benutzte die Gelegenheit um in Eile eine Skizze des Saales zu entwerfen. Später verglich ich sie mit einer, ganz ähnlichen, Zeichnung Engelbert Kämpfers (1691). Vielleicht fand die Audienz der holländischen Abgeordneten, deren Kämpfer einer war, in diesem selben Saale statt. Bekanntlich bewohnten die Mikado zuweilen das Schloß, besonders während der Anwesenheit der Shogune welche dies Gebäude bis zur Abschaffung ihrer Würde (1868) besessen haben S. Kämpfer's Geschichte von Japan gedruckt im Anfange des vorigen Jahrhunderts.

der Militärklasse angehört, hat vergessen, daß er vor Allem Edelmann ist. Ihm ist das Schwert Haupt-, der Schreibepinsel Nebensache. Mit diesen Zweischwertmännern ist nicht zu spaßen. Kürzlich unternahmen die Vertreter zweier fremder Mächte in Yokohama eine Reise nach Kiyôto. In einem nicht weit von hier gelegenen Städtchen geschah es daß einer von ihnen, während der Rast in einem Theehause, zufällig mit dem Fuße das am Boden liegende Schwert eines Yakunins berührte. Der Mann hielt sich für entehrt. Seine Gefährten jammerten über die ihm widerfahrene Schmach; die zahlreichen Neugierigen und Müßiggänger fielen in das Jammergeschrei ein; am Ende gesellte sich auch das Volk hinzu. Alles beklagte das Loos des Unglücklichen dem nichts übrig bleibe als Harakiri zu machen. Die Lage der Europäer begann kritisch zu werden, als einer der japanischen Dollmetsche dem Yakunin sagte: „Du hast Dein Schwert auf den Boden gelegt und nicht, wie es die Vorschrift erheischt, auf die Konsole. Der fremde Herr hat also Deine Waffe aus Zufall berührt und nicht absichtlich. Deine Ehre ist nicht gekränkt worden.“ Diese Auslegung befriedigte Jedermann, besonders den Officier, den sie der unangenehmen Pflicht enthob sich den Bauch aufzuschlitzen, und die beiden Reisenden welche der im Ehrenpunkte so kitzlichen Einwohnerschaft mit Vergnügen und eilends Lebewohl sagten.

Auf Befehl des Gouverneurs war unser Mittagsmahl im Gemeindehaus eines entlegenen Stadtviertels bereitet worden. Der Speisetisch wurde in einem schönen Saale aufgestellt, mit einem Seidenteppich bedeckt und als Tafelaufsatz mit einem wenigstens fünf bis sechs Fuß hohen Blumenstrauß geschmückt, wie man deren in den Tempeln findet; auch sah unser Tisch wie ein Altar aus. Ueber die Stühle hatte man Shawle geworfen und am Boden einen englischen Teppich ausgebreitet.

An diesem Tische nahmen nur die beiden Europäer und die zwei Sanji Platz. Die Officiere des Gefolges speisten im selben Saale aber am Boden sitzend. Die übrigen Begleiter wurden in den anstoßenden Zimmern bewirthet. Das Mahl war überreichlich und die Gerichte von großer Abwechslung. Den Glanzpunkt bildete wie gewöhnlich der berühmte Tay. Dieser Fisch wird lebend mit sehr scharfen und dünnen Messern in Scheiben geschnitten die man jedoch nicht von einander trennt. Die Operation verlangt große Geschicklichkeit und Eile. Hierauf wird der Fisch, wie man behauptet, noch lebend aufgetragen, man gießt etwas Essig in seine Augen. Es folgt darauf eine konvulsivische Bewegung; die Scheiben fallen aus einander, das Thier verendet. In diesem Augenblicke verzehrt man es. Ekelhaft, grausam, aber raffinirt! Diesmal mißlang der Versuch. Mehrere Europäer versichern mich diesem abscheulichen Experimente mit vollständigem Erfolge beigewohnt zu haben.

Ma io nol viddi, nè credo che sia.

Neben dem Saale ist die Schule; wo eine große Anzahl kleiner und erwachsener Mädchen, Knaben und Jünglinge sich im Schreiben üben, das heißt ökonomischer Weise dasselbe Blatt Papier immer wieder mit Tusche beschmieren. Der Gouverneur hat diese so wie viele andere Schulen in den letzten Monaten improvisirt.

Nach Tische wird der Shinto-Tempel Kitano-ten-jin besucht. Er ist dem Andenken eines großen Feldherrn aus dem fünfzehnten Jahrhundert geweiht. Sodann durchziehen wir die unabsehbaren Gassen der westlichen Stadt. Am Ende gehen sie in lange Baumgänge über. Daneben fließen Bäche. Vor uns im Westen thürmen sich hohe Berge auf.

Das Ziel dieses Rittes ist der dem Helden Tojimizu ge-

heiligte, sehr reiche Buddha-Tempel Kin-kaku-ji. *) Er unterscheidet sich von den übrigen Vor-Taiko-Sama'schen Tempeln hauptsächlich durch die Schönheit und Ausdehnung des heiligen Haines. Japanische Gartenkunst feiert hier ihre höchsten Triumphe und erreicht zugleich, im Lächerlichen und Grotesken, die äußersten Grenzen des Möglichen. Da sieht man, zum Beispiel, eine riesige Pinie lebendigen Leibes in ein Schiff umgestaltet. Der Stamm stellt den Mast vor; die höhern Aeste die Raaen, die niedrigen die Ruder. Der poetische Reiz dieser geweihten Stätte liegt in ihrer Abgeschiedenheit und in den unbeschreiblich schönen Fern- und Durchblicken. Die Stadt selbst bleibt übrigens unsichtbar; ein dichter Laubvorhang verhüllt sie.

In der Nähe erhebt sich ein isolirter Hügel von dessen Scheitel Kiyôto ohne Zweifel zu sehen wäre; aber unglücklicher Weise steht dieser Punkt nicht auf dem Programm des Gouverneurs. Der gute Sanji gibt sich die Mühe es mir zu beweisen, indem er das lange Papier mit der Marschroute aufrollt. Aber meine Erfahrungen von heute Morgen sind nicht verloren. Flugs springe ich vom Pferde und steige allein den Berg hinan. Hr. Enslie beschwichtigt alle Skrupel. Nicht sehr willig folgen uns die Würdenträger, die Officiere, die Soldaten, nachdem sie ihre Pferde, unehrerbietig genug, am Gitter eines kleinen Tempels festgebunden haben. Der Weg ist steil aber die Mühe lohnend. Zu unsern Füßen breitet sich Kiyôto aus. Ein dunkles Häusermeer, umgeben von einem Meere grüner Baumwipfel. Das Ganze eingerahmt durch Berge. Darüber durchsichtige, perlgraue und rosige Tinten von unbeschreiblicher Zartheit!

Am Heimwege beschleunigen wir den Schritt unsrer Pferde und brauchen doch eine Stunde und zwanzig Minuten um die

*) Erbaut um 1420.

Herberge zu erreichen. Als wir ankamen war es bereits vollkommen dunkel. Am Flusse, wie gestern, ein venetianisches Fest: erleuchtete Lustboote, fröhliches Geschrei, Gesang, Musik. Darüber die schwarzen Schleier einer lauen Sommernacht.

(24. September.) Es gibt hier ausgezeichnete Verfertiger von sogenannten Kuriositäten. Ich nenne sie absichtlich nicht Fabrikanten, eher noch Künstler. Sie bringen uns ihre Produkte, darunter ein paar wahre Meisterstücke. Leider finden die reichen und vornehmen Leute des Landes Behagen an derlei Gegenständen und geben zuweilen sehr hohe Preise. Lack und Schnitzwerk in Elfenbein scheinen mir hier vorzüglicher als Alles was man in dieser Gattung in Yokohama und selbst in Yedo sieht. Die Bronzearbeiten sind reizend. Ich kaufte eine Schale und eine Schachtel, eine Art von Bonbonnière, beide aus Kupfer, mit Gold und Silber eingelegt. Der Name Goroza, der mit dem Beisatze „Neunte Generation" auf den beiden kleinen Kunstwerken eingegraben ist, erhöht ihren Werth in den Augen der Kenner. Der erste Goroza war der Cellini Japans; seine Nachkommen zeigten sich bis jetzt des Ahnherrn würdig.

Um sieben Uhr Morgens wieder zu Pferde. Wir beginnen mit dem größten Buddhatempel (von der Montosekte) in Kiyôto, Nishi-hon-guan-ji. Er stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert, wurde Ende des sechszehnten von Taiko-Sama fast vollständig umgebaut und besteht aus zwei Tempeln oder Tempelhallen welche ein Korridor verbindet. Sie nehmen die hintere Langseite des großen oblongen Hofes ein. In der Mitte ein mehrhundertjähriger Baum. Zwei Portale führen in den Hof.

Die beiden Tempel tragen das Gepräge des Zeitalters Taiko-Sama's. Der eine ist dem Gründer der Montosekte, Shinran-

shozo, der andere der Göttin Amida geweiht. Der Tempel des Gottes ist eine hundertachtzig Fuß lange, und sechsundfünfzig Fuß breite Halle; die dem Haupteingange gegenüberliegende Seite nehmen fünf Kapellen ein deren mittlere und größte das Heiligthum ist. Diese Anordnung erinnert an die gothischen Kirchen in Toskana. Zwischen den Kapellen und dem Saale läuft, von letzterem durch ein niederes Geländer getrennt, ein enger Gang hin. Die Säulen welche die Decke tragen sind geglättete Baumstämme ohne Kapitäler denen man die Holzfarbe ließ. Wir fanden den Tempel mit weißgekleideten Männern und Weibern angefüllt. Bursche deren Toiletten nur aus dem Lendengürtel bestand, hatten sich ein Stückchen weißen Papiers in das Haar gesteckt. Weiß ist die Farbe der Trauer. Sie wurden nach einander in den Gangweg gelassen, verneigten sich vor dem Heiligthum, sagten ein kurzes Stoßgebetlein für ihre Todten und verliefen sich dann rechts und links unter Geschwätz und Lachen. Obgleich die Menge sehr groß war, sah ich nirgend Gedränge noch Unordnung. Unser Sanji lachte viel über den Köhlerglauben dieser braven Leute. Gerne benutzte er die Gelegenheit vor uns als Freigeist zu glänzen. Wie die meisten seiner Standesgenossen hat er sich zu dem Standpunkte der Konfessionslosigkeit emporgeschwungen.

Die Wände der Kapellen und die jetzt offenstehenden Thürflügel sind so wie die schön geschnitzten Sopraporten vergoldet. Außerordentliche Pracht entwickelt die Hauptkapelle. Dort steht der schwarz lackirte Altar; auf ihm ein verschlossener Tempietto, wahrscheinlich das Götzenbild enthaltend, von überreich ciselirter Bronze; vor dem Altar ein länglicher Tisch mit den üblichen Gegenständen, dem Weihrauchgefäße, den zwei aufrechtstehenden Tafeln und den zwei Porzellanvasen deren eine einen riesigen Strauß von natürlichen Blumen enthält. Die Tisch=

decke ist reich gestickt; die Zeichnungen hiezu byzantinisch! Zu beiden Seiten des Altars sieht man niedere Schemmel in symmetrischer Ordnung aufgestellt. Ich erfreue mich an ihren reizenden Arabesken in Gold auf schwarzem Lackgrund. Die Wände der Hauptkapelle sind matt vergoldet und mit leicht hingeworfenen, farbigen Ornamenten geschmückt. Von dem gleichfalls vergoldeten Plafond hängen vier große Lampen tief herab. Ihr Licht verschmilzt in magischer Weise mit der von außen eindringenden Tageshelle: Sonnenstrahlen welche, vom Fußboden des Hofes zurückgeworfen, sich im Säulenwalde der Halle verloren haben und nun im Heiligthume wiederfinden. Die Residenz der Göttin Amida ist nach demselben Plane gebaut.

Dieser hochberühmte Tempel, der Stolz der alten Hauptstadt und zugleich eines der verehrtesten Heiligthümer, besaß ein sehr bedeutendes Stiftungsvermögen, und groß war noch vor ganz Kurzem die Anzahl seiner Priester. Aber unerachtet der Absicht der Regierung die Montosekte aus politischen Rücksichten zu schonen, haben sich die finanziellen Verlegenheiten des Staatsschatzes stärker erwiesen als die Regeln der Klugheit und die Achtung vor dem Recht. Das Ministerium hat also die Anzahl der Priester vermindert, einen Theil des Stiftungsvermögens eingezogen und von den schönsten Gebäuden am Tempelgrunde Besitz ergriffen. Letztere läßt sie für den Empfang ihrer (eingeborenen) Gäste einrichten. In einem dieser Häuser sah ich ein wundervolles Gemälde: drei Frauen am Eingange eines Palastes. Die Perspektive läßt nichts zu wünschen übrig.

Alle Gebäude, Hallen und Häuser zeigen, mit Ausnahme eines offenbar viel älteren kleinen Portals, soweit es sich um Skulptur und Malerei handelt, die charakteristischen Kennzeichen des Taiko-Sama'schen Barokstyles. Das Emblem des großen Re-

genten*) findet sich auch hier vor, diesmal in etwas veränderter Gestalt: drei Kleeblätter, die sich an dem Mittelblatte berühren, von Einem Ringe umfangen. Die Blätter sind im heraldischen Style gezeichnet, mit absichtlicher Verschmähung der Naturwahrheit welche die japanischen Künstler, wenn sie wollen, so trefflich nachahmen.

Hinter dem Tempel dehnt sich der heilige Hain aus; er gilt für einen der größten und schönsten in Japan. Die vielen Palmen und Bananenbäume geben ihm einen tropischen Anstrich. Hier häufen sich die Erinnerungen an Taiko-Sama. Unter diesem Baume pflegte er um die Mitte des Tages seine Siesta zu halten; dort den Vollmond zu betrachten. Diese beiden Vögel hat Er an die Gartenmauer gemalt.

Ich übergehe die Beschreibung anderer Tempel die wir, pflichtschuldig, besuchen mußten. Der bedeutendste ist Higashi, ein Seitenstück des Nishi, und ebenfalls von Taiko-Sama neu erbaut. Eine Feuersbrunst hat ihn unlängst theilweise zerstört. Hr. Enslie besitzt eine alte japanische Handschrift in welcher die Gründungsjahre der vornehmsten Heiligthümer von Kiyôto verzeichnet sind. Kann man ihr Glauben schenken, so reichen die ältesten nicht über das neunte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zurück.**)

Gewiß, der Besuch dieser Oertlichkeiten bietet das lebhafteste Interesse; aber bald erkaltet es. Eine Masse von Fragen drängen sich auf, aber Niemand weiß sie zu beantworten. Un-

*) Taiko-Sama war nie Shogun. Sein Name war Toyotomi Hidiyoshi; sein Titel Kuambaku d. i. Regent. Als er zu Gunsten seines Sohnes abdankte, nannte er sich Taiko, d. i. Regent im Ruhestand.

**) Die ältesten sind aus den Jahren 839, 870, 950, 1162, 1185 und 1240. Der Wiederbau der beiden so eben erwähnten Tempel Nishi und Higashi durch Taiko-Sama fand 1578 und 1592 statt.

sere Kenntniß der japanischen Mythologie ist noch sehr lückenhaft. Dagegen führen die unermüdlichen Bonzen den Besucher bei drückender Hitze durch die weiten Gründe, zwingen ihn fast senkrecht stehende morsche Leitern auf- und niederzuklettern, schleppen ihn in unterirdische, finstere Räume um ihn, am Ende, einen Kiosk, eine Bretterhütte, einen Stein sehen zu lassen, weil sie Zeuge irgend eines lächerlichen Wunders waren oder Gegenstand einer widersinnigen Legende.

Die Tempel in und um Kiyôto scheinen unzählig. Einige besitzen ein Stiftungsvermögen in liegenden Gründen auf welches die Regierung jetzt mit unbarmherziger Hand Beschlag legt. Andere genießen oder vielmehr genossen eine Subvention des Staates. Viele sind für ihren Unterhalt auf Almosen angewiesen.

Die Thatsache, daß Kiyôto noch heute mehr als dreitausend Buddhatempel zählt, zeugt von der überwältigenden Macht welche die, buddhistischen, Shogune in der Residenz und unter den Augen der, dem Shintokultus zugethanen, Mikado besaßen.*)

Im Süden der Stadt, am linken Ufer des Kamagawa und bereits am Abhange der Berge welche das Kiyôtothal im Osten begrenzen, liegen die Lustorte Guion-machi und Shima-barra. Dort steht Theehaus an Theehaus. Die elegante Welt, die jungen Herren vom Adel sind ihre Kunden. Wir richten unsere Schritte gegen Guion-machi wo beständig Festtag ist. Ueberall bewimpelte Maibäume, Blumengewinde, Schnüre mit Papierschnitzeln die von Dach zu Dach gespannt sind; überall Gesang, Flötentöne und Lautenspiel, dazwischen das schallende Gelächter der fröhlichen Gäste. Auf einem sehr steilen Fußpfade erreichen

*) Die Mikado waren immer äußerlich Shintoiten, doch konnten oder wollten sie das Ueberhandnehmen des Buddhism nicht verhindern.

wir eines der elegantesten Theehäuser, berühmt auch wegen seiner prachtvollen Aussicht über die Stadt.

Kiyôto, ein ungeheures Parallelogramm, liegt in einem von Nord gegen Süd sanft abfallenden Thalgrunde. Zwei Flüsse begrenzen es: im Osten der Kamagawa, im Westen der Katsuragawa. Beide vereinigen sich südlich und in geringer Entfernung von der Stadt um weiter unten in den Yodogawa zu fallen. Das Kiyôtothal ist auf drei Seiten von Bergen umschlossen; gegen Süden geht es in dem flacheren und breiteren Thale des Yodogawa auf. Die Berge im Osten der Stadt von welcher sie nur der Kamagawa trennt, erheben sich wohl kaum über tausend Fuß, aber die jenseitige etwa acht englische Meilen entfernte Bergkette des Atagoyama erreicht mindestens eine dreifache Höhe.

Die Stadt Kiyôto zeigt sich dem Auge als eine verschwommene Häusermasse. Nur die schwarzen Dächer sind sichtbar. Zu unserer Linken, in weiter Ferne, machen sich die Giebel und weißen Ringmauern des Schlosses bemerkbar. Vor uns, etwas zur Rechten, sehen wir ein Labyrinth von Gebäuden und einige hohe alte Bäume: den Palast des Mikado. Das Häusermeer überragen, in Form aufgestülpter Filzhüte, unzählige Tempeldächer; doch erscheinen sie niedrig im Vergleiche mit den beiden Heiligthümern Taiko-Sama's deren dunkle Massen den Blick immer wieder an sich ziehen.

Wir befinden uns in den ersten Stunden des Nachmittags. Man stelle sich einen ungeheuren Strom vor der gewaltige Kohlenblöcke führt: schwarz, glatt, glänzend an den Kanten. Ueber diese dunkle und doch leuchtende Fläche, denn sie wirft das Tageslicht zurück wie ein schwarzer Spiegel, sind zahllose grüne Eilande, die Gärten und Tempelhaine, ausgesäet. Rings um die Stadt ein Ocean von Baumwipfeln und

von eben noch saftgrünen, jetzt im vorgerückten Herbste, bereits gelblichen Reisfeldern. So stellt sich Kiyôto dar, wenn man es von dieser Anhöhe und mit der Sonne im Gesicht betrachtet. Bis auf halbe Höhe mit zahllosen Tempeln und dichtem Gehölze bedeckt, springen, zu unserer Rechten, die Bergrippen in das Thal vor. Gegenüber und etwas zur Linken, im Nord-West und West, entwickelt der Atagoyama seine dämmernden Massen. Wer könnte den wunderbaren Farbenschmelz beschreiben? Schwarze, silberne, goldige, ultramarinblaue Töne! Dazu die überaus sanfte Klarheit der Luft.

Die gastronomischen Genüsse welche wir der Gastfreundschaft des Chi-fu-ji und der Kunst des Theewirthes verdanken, mögen ungeschildert bleiben, ebenso auch die Komplimente und zahllosen Kow-tow mit welchen dieser Grand Vatel die Gäste seines Kaisers beehrt.

Endlich wird die Tafel aufgehoben. Wir gehen an einem nahen Tempelchen vorüber, wo ein Dutzend Bonzen in verlumpten Talaren den Gottesdienst verrichten. Sie sitzen auf der Schwelle in Reih' und Glied und singen Litaneien; dazu paukt ein jeder aus Leibeskräften auf einer vor ihm stehenden Trommel. Dicht neben ihnen spielen Erwachsene und Kinder im Grase. Von den Bonzen nehmen sie keine Notiz. Unter einem Bretterdach bietet ein Greis Photographien feil. Er hat nie einen Europäer gesehen und seine Kunst von einem japanischen Photographen erlernt. In technischer Beziehung ließe sich an seinen Erzeugnissen Manches ausstellen; aber er besitzt eine andere Kunst welche der Himmel allein verleiht, die Kunst den Dingen ihre schöne und malerische Seite abzusehen.

Nahebei liegt der Tempel Chionin welchen Sir Harry Parkes während seiner kurzen und denkwürdigen Erscheinung am Hoflager des Mikado bewohnte.

Auf der Heimkehr nehmen wir den Weg den dieser Gesandte mit seinem Gefolge einschlug als er sich an dem verhängniß-vollen 23. März 1869 in feierlichem Aufzuge zur kaiserlichen Audienz begab. Hr. Enslie zeigt mir die Stelle wo der Mord-anfall stattfand. *) Sir Harry, wie alle seine Sekretäre die ihn umgaben, war zu Pferde und in großer Uniform, ließ sich aber, nach Landessitte und um die friedlichen Absichten der Gesandt-schaft auszudrücken, den Degen durch einen Diener nachtragen. Dreizehn englische Ordonnanzen ritten vor ihm, fünfzig Mann Linientruppen der englischen Garnison von Yokohama folgten zu Fuße. Sir Harry hatte sie mitgebracht um für die Sicher-heit der Mission zu sorgen und ihren Glanz zu erhöhen. Sie bildeten die Nachhut. Japanische Oberbeamte und Zwei-schwertmänner, Reiter und Fußvolk, im Ganzen an Zwölf-hundert Mann, schlossen den Zug. Eine ungeheure Menschen-menge drängte sich längs den Häusern. Die erste Hälfte der Kolonne bog eben um die Ecke eines engen Gäßchens wel-ches in eine der großen Querstraßen mündet, als die Spitze des Zuges plötzlich in Unordnung gerieth. Man sah zwei große Schwerter in der Luft glänzen. Im Nu lagen von den dreizehn Ordonnanzen neun, schwer aber nicht tödtlich verwundet, am Boden. Einer der Mörder, ein Samurai, drang mit gezücktem Schwert auf den Gesandten ein welchen hier, wie in der furchtbaren chinesischen Gefangenschaft, Geistesgegenwart und Unerschrockenheit nicht verließen. Schon war der Mann bei ihm angelangt, schon erhob er den Arm zum Todesstoße, als er über einen der verwundeten Reiter strauchelte und fiel. Mit Wunden bedeckt, raffte er sich auf, flüchtete in einen Kauf-

*) Ich erzähle dies blutige Ereigniß nach den mündlichen Mittheilungen der Herren Satow und Enslie. Beide waren Augenzeugen.

laden und wurde dort von japanischen Soldaten niedergemacht. Der andere Angreifer, ein Bonze, ward auf Verwendung eines der Gesandtschaftssekretäre nicht getödtet sondern verhaftet, den Landestribunalen übergeben und später hingerichtet. Hr. Enslie, der sich im Gefolge des Ministers befand, war noch nicht um die Ecke geritten; er hörte verworrenes Geschrei, Waffengeklirr, das Stöhnen der Verwundeten. Vergebens suchte er seinem Chef zu Hülfe zu eilen; auch die englischen Soldaten vermochten nicht vorzudringen; das Gedränge in dem engen Gäßchen, die am Boden liegenden Menschen und Pferde versperrten den Weg. Herr Enslie blickte zurück, und, siehe da, Würdenträger, Hofbeamte, Samurai und das erst noch so zahlreiche Publikum waren verschwunden, die Gasse wie ausgestorben, die Europäer allein. Sie eilten nach ihrer Wohnung im Tempel Chionin zurück. Während eines der volkreichsten Stadtviertel Zeuge dieser Blutthat war, saß der Mikado den Gesandten erwartend auf seinem Thron. In der Stadt herrschte die größte Gährung. Eine Wiederholung des Anfalles schien nicht unwahrscheinlich. Dennoch fanden die Audienzen am folgenden Tage statt, worauf die vier Gesandtschaften so rasch als möglich nach Ôsaka zurückkehrten.

Die gerichtliche Untersuchung und andere Erhebungen lassen keinen Zweifel darüber daß dies Attentat so wie die meisten bei Yokohama und in Yedo verübten Angriffe auf Europäer das Werk politischer Fanatiker war. Eine augenblickliche Stimmung, zuweilen erzeugt unter dem Einflusse des Sake, leitet den Arm der Mörder die sich selbst im Vorhinein dem Tode weihen. In der That zwei Männer die mehr als tausend Bewaffnete angreifen wissen daß sie verloren sind. Die Anwesenheit der Gesandtschaften hatte den Haß gegen die Fremden neu angefacht. Man weiß wie tief er in den höhern Klassen wurzelt, und zwar

nirgend mehr als in der alten Hauptstadt der Mikado. Ein Samurai und ein Bonze gaben ihm Ausdruck. Mit Blitzesschnelle warfen sie sich auf die Engländer. Es waren keine Verzweifelte, keine Trunkenbolde; es waren Männer die das Unglaubliche, die Alles wagten, weil sie Alles zu geben, weil sie ihr Leben zu opfern im Vorhinein fest entschlossen waren. Es ist immer dieselbe Geschichte. Samurai sitzen in einem Theehause beisammen. Das Gespräch kommt auf die Ausländer. Man erhitzt sich. Ein Ritter sagt: Ich will einen von ihnen umbringen. Ein anderer steht auf und erklärt sich bereit ihm beizustehen. Sie prüfen ihre Schwerter die wie Rasiermesser geschliffen sind, verlassen das Theehaus und säbeln den ersten Europäer nieder dem sie begegnen. Sie wissen sehr wohl daß ihr Leben verwirkt ist. Sie sind bereit zu sterben. Sie wissen daß sie unter Henkershand enden; wenn Adelige, den Harakiri vollziehen müssen. In beiden Fällen harrt ihrer der Tod. Aber ihr Name wird fortleben; auf ihren Gräbern werden Weihrauch und grüne Zweige niemals fehlen, und die Verehrung der kommenden Geschlechter wird ihr Andenken mit dem Glanze des Helden und des Martyrers umgeben. Dieser, seinem innersten Wesen nach, politische nicht religiöse Fanatismus wurzelt im Herzen der Nation, äußert sich im Adel als ein ritterliches Gefühl, trifft seine Opfer mit der Raschheit des Blitzes und sucht die Sühnung der That in der Hingebung des eigenen Lebens. Diese Seelenstimmung erzeugt für europäische Reisende im Innern eine wirkliche, vielleicht die einzig wirkliche Gefahr.

Kiyôto liegt in der Provinz Yamashiro *) und ist, nach der Angabe eingeborener Geschichtsschreiber, seit dem Ende des

*) Dieser Theil von Mitteljapan heißt Gôkinai und umfaßt die fünf Provinzen Yamashiro, Yamato, Idsumi, Kavaji und Satsu.

achten Jahrhunderts *) der Sitz des Mikado. Aber, mehrmals durch Feuer zerstört, verschwand allmälig das alte Kiyôto. Vor Uebersiedlung des Hofes nach Yedo zählte die Stadt etwa vierhunderttausend Einwohner. In den letzten zwei Jahren wäre die Bevölkerung auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Doch, wie bereits gesagt, entbehren derlei Angaben einer festen Grundlage.

Sämmtliche Straßen sind schnurgerade. Sie durchziehen die Stadt von Nord gegen Süd, von Ost nach West und kreuzen sich im rechten Winkel. Die ersteren, deren sieben zu den bestbewohnten gehören, sind numerirt. Die zum kaiserlichen Palaste führende ist Nummer Eins. Ihre Breite wechselt von zwölf zu zwanzig Fuß, ihre Länge von zwei zu fünf englischen Meilen. Die viel schmäleren Quergassen, deren Länge etwa dritthalb Meilen beträgt, werden durch Namen bezeichnet. Die Häuser haben durchwegs nur ein Erdgeschoß, gleichen denen aller andern Städte und enthalten meistens Kaufläden. Seit der Umsiedlung des Hofes sind viele Hauseigenthümer nach Yedo gezogen; ihre Wohnsitze sind verödet aber noch nicht verfallen. Ich sprach bereits von dem zweiten Ringe des Kaiserpalastes, dem Viertel der Kuge. Hundertzwanzig dieser großen Herren sind mit ihren Familien hier geblieben; die übrigen ließen sich in Yedo nieder. Mit Ausnahme von zwei oder drei Hauptstraßen ist Kiyôto eine todte Stadt. Die Hauptquelle des Wohlstandes ist versiecht. Das Leben ebbt nur mehr schwach in dem großen Körper. Man sieht nur Fußgänger; keine Jinrikisha, keine Wagen, keine Reiter; zuweilen, aber selten, ein schwarzes Ochsengespann. Die Menschen unterscheiden sich von den Yedoern durch eine hellere Hautfarbe; die Frauen scheinen mir den Ruf der Schönheit zu verdienen. Seit eini-

*) Im J. 798.

gen Wochen halten sich hier zwei in japanischen Diensten stehende Europäer auf, ein englischer Ingenieur, der die Vorstudien zu einer Eisenbahn nach Ôsaka macht, und ein deutscher Schullehrer! Ich bedauere diese beiden Pioniere der Civilisation nicht gesehen zu haben.

In den höhern Ständen sollen die Ansichten über die Reform des Ministeriums sehr getheilt sein. Die Männer des Fortschritts geben natürlich den Altkonservativen viel Aergerniß. Man denke nur, sie besudeln sich sogar indem sie Fleisch genießen. Es ist unerhört. Jetzt wird, wie kürzlich in Yedo, auch hier eine Schlächterei errichtet. Einmal die Woche können die Neuerer frisches Rindfleisch essen. Nichts ist dem Japaner widerwärtiger. Er ißt Gerste, Reis und Fische; äußerst selten Schweinefleisch und Geflügel. Den Orthodoxen gilt auch dies für Sünde. Brot kennt man nur dem Namen nach. Es heißt Pan, das portugiesische pão. Dies Wort ist, wie ich höre, die einzige Spur welche die Portugiesen des sechszehnten Jahrhunderts hier zurück gelassen haben. Zu den Reformatoren zählen auch die Fürsten von Tosa und Chiôshiu. Letzterer hat soeben ein Edikt publicirt durch welches er seinen Soldaten auferlegt Fleisch zu essen. Als Grund wird die stärkende Kraft dieses Nahrungsmittels angegeben. Die Neuerung begegnete Anfangs hartnäckigem Widerstand und konnte nur mit Gewalt eingeführt werden.

Der Fürst von Tosa wollte die Strohsandalen seiner Soldaten durch Lederschuhe ersetzen. Die Schwierigkeit war Schuster zu finden; denn die Berührung todter Thiere besudelt. Nur Eta gaben sich dazu her. Am Ende versprach der Fürst den Adel jenen welche sich herbeilassen würden Schuhe aus Leder zu verfertigen. Das Schusterhandwerk verleiht fortan in seinen Staaten den Adel.

Während dieser zwei sehr fleißig benutzten Tage haben wir zu Fuß und zu Pferde vom frühen Morgen bis zur einbrechenden Nacht die Stadt durchzogen und ihre vorzüglichsten Monumente besichtigt, allerdings ohne das Programm des Gouverneurs zu erschöpfen. Der Sanji ist hierüber untröstlich. Er fürchtet die Unzufriedenheit seines Vorgesetzten und hätte uns auch gerne gewisse wunderthätige Steine mit mystischen Inschriften sehen lassen; denn, sonderbar genug, oder vielmehr gar nicht sonderbar, glaubt dieser Freigeist an Wunder, und je abgeschmackter sie sind, desto fester glaubt er sie. Er bedauert also lebhaft daß wir nicht Alles sahen, doch hütet er sich uns zu längerem Verweilen zu ermuntern. Und daran thut er wohl. Wenn Kiyôto mit Recht für den Mittelpunkt der Europa feindlichen Gesinnung gilt, so haben die beiden Fremdlinge von Glück zu sagen. Sie drangen allein und ohne verläßlichen Schutz in das Innere des Reiches; sie besichtigten die geheimnißvolle Stadt in all ihren Theilen, und kein unangenehmes Abenteuer störte sie im Genusse dieser unvergeßlichen Tage.

VII.

Der Biwasee.

Vom 25. zum 27. September.

Otsu. — Der See. — Der Gouverneur und seine Dai-Sanji. — Owaku. — Udji. — Rückkehr nach Ôsaka. — Die Künste in Japan.

(25. September.) Bei Tagesanbruch dringen der Sanji und sein Adjunkt in mein Schlafzimmer. Sie kommen um uns Lebewohl zu sagen und tragen die Landestracht. Kaum hätte ich sie erkannt, so stattlich sahen sie aus; so ganz anders

als in unserem Kostüme. Ich verhehle es ihnen nicht, aber die Bemerkung scheint ihnen wenig zu munden. Sie wollen es eben den Europäern gleichthun.

Um acht Uhr Abreise. Umgeben von einer Masse Wächter, Spione und Soldaten überschreiten wir die Kanagawa-Brücke und gelangen sogleich in die Bergschluchten im Osten der Stadt. In weniger als vierzig Minuten haben wir den Höhenpunkt des Engpasses erreicht; wir wenden uns dann nördlich und steigen in ein kleines Kesselthal hinab. Da sind wir wieder am Tokaido der hier der Hauptgasse einer volkreichen Stadt gleicht. Da folgen sich ohne Unterbrechung Reisende, Briefboten die mich immer an Gott Merkur erinnern, in vollem Trabe laufende Bursche welche Fische vom Bivasee oder aus dem Nordmeere bringen, Lastträger mit langen Bambusstangen, Frauen und Pilger; auch sehr viele mit Ochsen bespannte Karren. Der Tokaido ist gut unterhalten. Große Steinblöcke sind in kleinen Entfernungen quer über die Straße gelegt; dadurch wird sie gegen die Wirkung der periodischen Regengüsse geschützt und den Karren ermöglicht auch in der nassen Jahreszeit zu verkehren.

Der bedeutende Flecken Yamashina liegt in einem kleinen Gebirgssattel zwischen den beiden Kämmen der Kette welche, von Süd-Ost nach Nord-West ziehend, das Kiyôtothal von dem Seebecken trennt. Hier verlassen wir den Tokaido um auf einem steilern Gebirgspfade die Reise zu verkürzen. Richtung Nord-Nord-West. Die Gegend, obgleich weniger lachend, bewahrt den allgemeinen japanischen Charakter. Ueberall sieht man bebaute Felder. Wir steigen in einer engen Schlucht empor. Die Abfälle sind in Terrassen getheilt und dadurch bis zum Scheitel hinauf für die Kultur gewonnen. Kleine Reisfelder hängen an den Felswänden, daneben Bambusgehölz,

Lorbeer- und Ahornbäume. Gegen halb zehn Uhr haben wir den Kamm erreicht. Ein kurzer, sehr abschüssiger Pfad führt uns an den untersten Stufen des großen Tempels vorüber zu den ersten Häusern der Stadt Otsu.

Entfernung von Kiyôto drei Ri oder nicht ganz acht Meilen.

Der tendaitische Tempel Midera wurde im neunten Jahrhundert gegründet und gilt für eine der reichsten Buddhastiftungen in Japan. Seine Einkünfte werden durchschnittlich auf fünfzigtausend Koku Reis berechnet. Der entsprechende Geldwerth ist vierzigtausend Rio, etwa achttausend Pfund Sterling, bei dem hohen Werthe des Geldes eine ungeheure Summe. Die gegenwärtige Regierung unterließ auch nicht das Kloster bedeutend zu brandschatzen. Ueberdies setzte sie die Zahl der Bonzen auf dreihundert herab. Eine lange steile Steintreppe führt zum Tempel empor. Die Heiligthümer, kleine und große Tempelhallen, die Wohngebäude der Priester, die Gastzimmer für Pilger befinden sich im besten Zustande. Ringsum breitet sich der schattige, baumreiche Tempelhain aus. Unsere Yakunin erzählen uns lachend daß, um die Priester nicht in ihrem beschaulichen Leben zu stören, das schöne Geschlecht nur einmal im Jahre im Garten Zutritt hat. Die berühmteste Sehenswürdigkeit, der Stolz und die Freude der Mönche, ist die große Glocke die, mit Schriftzeichen bedeckt, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gegossen wurde. Wie alle Tempelglocken, ruht sie auf einem hohen Gerüste. Ein in der Nähe der Glocke horizontal aufgehängter Balken oder Widder ersetzt den Glockenschwengel. Während wir uns in den dunklen kühlen Schatten des Tempelgrundes ergehen, bringen aus der Ferne dumpfe Trauertöne an unser Ohr. Es sind Posaunenklänge. Tendaitische Priester irren in den Bergen, suchen und rufen die Götter.

Aber unsere Neugier fesselt der See, der große, geheimnißvolle, von den Europäern fast nie gesehene See. Otsu, die Hauptstadt der Provinz, ein Ken, liegt am Abhange eines in den See steil abfallenden Berges. Die untere Stadt breitet sich am Ufer aus. Von unserem hohen Standpunkte aus gesehen, bietet die Stadt den Anblick einer verschwommenen Masse von schwarzen und grauen Dächern. Im Osten und Süden erheben sich, unmittelbar hinter den letzten Häusern, die prachtvoll bewaldeten Berge durch deren enge Schluchten der Tokaido und der Weg auf dem wir kamen nach Otsu führen. Vor uns, gegen West und Nord, über den dunklen Dächern hinweg, zeigt sich der See: glatt, still, einsam. Kein Segel bedeckt ihn, aber in der Ferne gewahren wir die senkrecht aufsteigende Rauchsäule eines nahenden Dampfers. Mit Feldern und Baumgruppen bedeckt und niedliche kleine Buchten zwischen sich einlassend, laufen, zu unserer Linken, niedere Vorgebirge bis an den Wasserrand. Sie sind die Rippen des Rückgrates der großen Insel (Niphon). Hier verhindern sie uns leider das nördliche Seeende zu gewahren. Uns gegenüber, also der Hauptrichtung nach gegen Osten, dehnen sich niedere Hügel aus, überragt von dem Kamme einer langgestreckten und hohen Bergkette die Shigarakidane heißt, von Süd nach Nord läuft, und die östliche Einfassung des Seebeckens bildet. Ihre phantastisch gezeichneten und — in Japan eine Seltenheit — unbewaldeten, mit Gras und Lichen bedeckten Strebepfeiler springen in vertikaler Richtung auf die Achse des Wasserspiegels vor, und stürzen dort plötzlich, gekuppte oder zackige Vorgebirge bildend, fast senkrecht in den See. Also am westlichen Ufer eine liebliche idyllische Landschaft, am östlichen die Einöde in ihrer wilden Pracht.

In Nord-Nord-Ost schließt eine Bergkette den Gesichtskreis

ab. Ungeachtet der großen Entfernung, können wir die wellenförmigen Umrisse ausnehmen; ihre lichtblaue Färbung unterscheidet sich kaum von den nur wenig zarteren Tinten des Himmels. Dies ist der steinerne Damm an dem sich die wüthenden Wogen des Nordmeeres brechen.

Der Bivasee, wörtlich übersetzt „die viersaitige Laute", welcher auf den alten Jesuitenkarten vom sechszehnten Jahrhundert mit den Namen Oits (Otsu) bezeichnet wird, und auf einigen modernen Karten als Omisee erscheint, bildet ein unregelmäßiges Quadrat; Länge und Breite betragen zwischen achtzehn und neunzehn Ri oder fünfundvierzig bis achtundvierzig Meilen. Die Seeufer sind nicht stark bevölkert. Die kleinen Städte oder Flecken Hadjemanje am östlichen Ufer, Hikoneno-Mayebara und Kaitsu am nördlichen, sind die wichtigsten Punkte. Die Entfernung von den beiden letzteren nach Tsuruga, dem nächsten Hafen des Nordmeeres, beträgt nur sieben Ri, ungefähr siebenzehn Meilen. Der Reisende der Otsu am frühen Morgen mit dem Dampfboote verläßt und von Hikoneno aus zu Fuße geht kann Tsuruga leicht vor der Nacht erreichen. Von Ôsaka nach Kiyôto zählt man zwölf Ri; von Kiyôto nach Otsu drei; von Otsu nach Hikoneno achtzehn; von Hikoneno nach Tsuruga sieben; im Ganzen vierzig Ri oder hundert englische Meilen. Hievon muß man, um die Länge der Luftlinie zu messen, die bedeutenden Krümmungen der Straße in den Bergen, sowie die des Kanagawa abrechnen, wodurch sich die Entfernung zwischen Ôsaka und Tsuruga nicht unbeträchtlich vermindert. Also das Centrum der japanischen Hauptinsel (das Niphon der europäischen Geographen), welche sich in ihrer Diagonale vom vierunddreißigsten zum zweiundvierzigsten Grade nördlicher Breite erstreckt, besteht aus einem großen Binnensee welchen zwei schmale Felsketten von den beiden Meeren tren-

nen. Eine eigenthümliche, und ich glaube, wenn überhaupt, nur höchst selten vorkommende Gestaltung.

Die Bewohner des nördlichen Gestades treiben Seidenzucht. Die „Kartone" (mit den Eiern) werden nach Otsu und, von dort, nach Ôsaka und Hiogo ausgeführt. Vor Kurzem hat eine Gesellschaft eingeborener Kapitalisten einen Dampfschiffsverkehr am See eingerichtet. Sie besitzt drei Boote welche Morgens von Otsu abgehen und, nach vollendeter Rundfahrt, Abends zurückkehren. Dadurch rissen sie den ganzen Seehandel an sich. Segelschiffe sind seither verschwunden. In Yokohama fehlt es nicht an Residenten welche den kühnsten Spekulationsgeist mit einer nicht minder schwunghaften Einbildungskraft vereinigen. Sie sprechen mit Begeisterung von der Fruchtbarkeit des Bodens, von der merkwürdigen Entwickelung der Industrie, von der Uebervölkerung dieser Seegegenden die sie selbst nie besucht haben. Wenn man sie hört, so sollte man meinen die Bewohner des Bivasee's harren mit Ungeduld der Kommunikationsmittel um sich der Schätze ihrer Betriebsamkeit und ihres Bodens zu entledigen. Es ist ein gelobtes Land. Man eröffne es, so rasch als möglich, europäischer Gesittung und europäischer Spekulation. Die neue Regierung in Yedo hat sich diese Anschauung angeeignet und, wie bereits erwähnt, einen englischen Ingenieur nach Kiyôto geschickt mit dem Auftrage den Plan einer Eisenbahn zwischen der alten Hauptstadt und Ôsaka zu entwerfen. Später solle der Schienenweg bis Tsuruga verlängert werden. Es gebührt mir nicht ein Urtheil abzugeben über den möglichen Aufschwung der Industrie, des Handels, der Volkswirthschaft in diesem Theile von Japan; aber ich gestehe, die einsame Wasserfläche welche Felsen umgeben, mit einigen Reisfeldern und, im Norden, mit einigen Maulbeerpflanzungen, dies vielbesungene und wenig gekannte Seebecken, dessen Handelsbe-

dürfnissen drei kleine Steamer genügen, entspricht nur wenig dem glänzenden Ideale der Projektenmacher in Yokohama; und rechtfertigte kaum die schweren Geldopfer welche sie dem bereits erschöpften Staatsschatze zumuthen wollen.*)

Ein Kahn bringt uns nach dem jenseitigen Ufer. Während wir längs dem südlichen Gestade hinrudern, kommen wir an dem Unterbau eines großen Daimioschlosses vorüber. Der Eigenthümer, einer der reichsten und vornehmsten Herren dieser Provinz, zugleich ein begeisterter Fortschrittsmann, erbat sich und erhielt natürlich die Erlaubniß, den Wohnsitz seiner Ahnen dem Erdboden gleich zu machen und das gewonnene Terrain in Ackerland zu verwandeln. Ueberall stoße ich auf die Symptome der Bewegung welche sich der Geister bemächtigt hat.

Wir nahen dem Ausflusse des Yodogawa aus dem See. Er heißt hier Setogawa, nimmt seinen Lauf zuerst nach Osten, bespült den Fuß der Berge welche das Biwabecken vom Kiyôtothal trennen, durchströmt sodann die Provinz Udji, nach der er sich dort Udjigawa nennt, biegt hierauf wieder gegen Westen ein, heißt von Fujimi ab Yodogawa und ergießt sich endlich bei Osaka in das Stille Weltmeer. Ein wenig unterhalb seines Austrittes aus dem See bildet er eine kleine Insel und wird dort von dem Tokaido auf zwei Brücken überschritten. Der Ort und diese Brücken entsprechen sehr genau der Beschreibung Kämpffer's.**) Wir fahren unter einer der letzteren durch, gleiten den reizenden Ufern des Setogawa entlang, halten endlich bei einem kleinen Dorfe. Es liegt, halb im Laube ver-

*) Die Auskünfte über den Biwasee wurden mir von den Bonzen des Midera, vom Vice-Gouverneur von Otsu und von einigen Notabeln dieser Stadt gegeben. Sie stimmen überein mit dem was ich in Kiyôto und Ishiyama hierüber gehört habe.

**) In seinem oben citirten Werke. Kämpffer passirte die beiden Brücken im Jahre 1691.

steckt, am Fuße einer Felswand, hart am Rande des Wassers. Der Felsen ist mit prachtvollen riesigen Bäumen gekrönt. Auf seiner Kuppe trägt er den uralten und hochberühmten Tempel Ishiyama, wörtlich übersetzt der „Granitberg".

Entfernung von Otsu zwei Ri oder fünf Meilen.

Wie die Asakusa in Yedo ist der Tempel der Göttin Kwanon geweiht. Wann wurde er gegründet? Niemand weiß es. Man weiß nur daß er von jeher bestand. Für das hohe Alter des gegenwärtigen Baues sprechen die höchst einfache Konstruktion, die lichtgraue Holzfarbe, die Abwesenheit jeder Spur von Verzierung an den das Dach tragenden Säulen. Dennoch, nach meinen bisherigen Wahrnehmungen zu urtheilen, glaube ich nicht daß diese Gebäude älter als das zwölfte Jahrhundert seien. Ein Tempietto mit zwei über einander gestellten, parasolförmigen Dächern, deren unteres in einer Flachkuppel ausgeht, fallen mir auf durch die geschmackvolle Zeichnung und die sinnreiche Geschicklichkeit des Architekten der es so wohl verstand die Verschränkung der Balken als Verzierung zu benutzen. Sein Verdienst ist vom Holze nur zu verlangen was es geben kann. In einem auf Pfeilern hoch über dem Boden erhobenen Häuschen werden die heiligen Schriften aufbewahrt. Die Konstruktion ist einfach, sinnreich und mir ganz neu. Herr Enslie, welcher die Manschurei und die russischen Niederlassungen im Stillen Weltmeer besucht hat, glaubt in dem kleinen Gebäude die Bauart der sibirischen Bauernhäuser zu erkennen. Wenn dem so ist, welch neues, ungelöstes Räthsel!

Wir stehen auf dem höchsten Punkte des „Granitberges" und unsere Blicke können hier das Nordende des See's erreichen. Wie in Kiyôto bewundern wir die durchsichtigen, klaren, sanften Lufttöne.

Vor dem Tempel begegnen wir drei jungen Damen vom

Adel. Sie sind einfach aber elegant gekleidet und wenden bei unserem Anblicke das Gesicht ab, sich so viel als möglich hinter ihren Fächern versteckend. Und hieran thun sie sehr weise. Sie haben ihre Zähne noch nicht schwarz gefärbt, ihre Augenbrauen noch nicht ausgerissen. Ihre Schönheit ist also unwiderstehlich, und die weißen Teufel, wenn sie lieben, zudringlich und kühn. So erzählen wenigstens die Beamten. Also man verstecke sich!

Das kleine Dorf Ishiyama ist der Typus eines Wallfahrtsortes. Es besteht aus einer einzigen Reihe von Häusern welche, an die Felswand gelehnt, sich dem Flusse zuwenden. Fast alle sind Hotels. Vor ihnen läuft eine Allee hin, durchwegs winzige Koniferen mit krampfhaft gekrümmten Aesten. Steinerne Laternen und ein paar kleine Altäre erhöhen den geistlichen Anstrich des Ortes. Hie und da sind Bretterbuden aufgeschlagen in denen Rosenkränze und Bildchen verkauft werden. Letztere stellen die Göttin und ihre Wunder dar. Kinder spielen auf der Gasse, Männer genießen im Schatten der kleinen Pinien der Wollust des Nichtsthuns. Pilger kommen und gehen. Jedermann betrachtet mit stummem Erstaunen aber ohne alle Feindseligkeit die beiden sonderbaren Wesen die auf der Veranda eines Theehauses, und zwar nicht auf den Fersen, sondern auf Stühlen und an einem Tische sitzen! Dieselben Stühle und derselbe Tisch deren Bekanntschaft wir in Fujimi gemacht, und die uns seither zu unserer großen Bequemlichkeit gefolgt sind. Tiefe Ruhe herrscht in der Luft, auf der Erde und über dem Wasser. Alles athmet die Sanctitas Loci.

Vor Anbruch der Nacht sind wir in Otsu zurück, und erhalten sofort den Besuch des Chi-ken-ji, das heißt des Gouverneurs des Ken. Er ist ein schweigsamer, schüchterner junger Herr. Bevor er spricht oder auf unsere Fragen antwortet,

sieht er immer mit einiger Aengstlichkeit den Dai-Sanji an der sein rechter Arm, wahrscheinlich sein Faktotum, sein Mentor und Aufseher ist, das Wesen welches er sucht und flieht, am meisten fürchtet und am meisten haßt, der Mann der seine Tage vergiftet, aber ohne den die Tage seiner Statthalterschaft wahrscheinlich gezählt wären. Ein Prachtstück eines hohen Würdenträgers. Dagegen besitzt der Dai-Sanji eine merkwürdige Ungenirtheit und eine nicht geringere Mundfertigkeit. Die beiden ergänzen sich also. Alles in Allem, glaube ich, wird in Otsu gewirkt und gewaltet wie anderwärts. Wem Gott das Amt gibt dem gibt er den Verstand. Regierung und Regierte befinden sich dabei den Umständen gemäß.

(26. September.) Um sieben Uhr Morgens erwidern wir den Besuch des Chi-ken-ji. Er bewohnt, im Tempel Midera, die Gemächer des Oberpriesters. Auch hier hat sich die Regierung einen Theil der Klostergebäude angeeignet. Die Gründe sind die gewöhnlichen: „man braucht Räumlichkeiten für die Büreaux, die Mönche besitzen deren mehr als sie benöthigen. Ueberdies reist der Pontifex häufig umher. Er ist ein Absentist.“ Ich erkühnte mich den Gouverneur über diesen heiklichen Gegenstand zu befragen, und der Dai-Sanji hatte die Güte zu antworten, ungefähr so wie man in andern Ländern ähnliche Fragen erwidert, nur mit größerer Aufrichtigkeit. „Nun“, fragte ich den Gouverneur, „was sagt der Oberpriester? Freut es ihn Eure Excellenz in seiner Wohnung hausen zu sehen?“ Der Ken-ji sah seinen Sanji mit ängstlicher Miene an. Dieser antwortete lachend: „Nein, aber wir sind die Stärkeren.“

Unsere heutige Tagereise führt uns durch Gegenden welche, wie man mir sagt, kein Europäer je besucht hat.

Abreise von Otsu um acht Uhr zwanzig Minuten. Richtung Süd-Ost. Ankunft im Dorfe Oiwaki um neun Uhr. Hier verlassen wir den Tokaido um uns östlich zu wenden. Unser Ziel ist der Udjidistrikt der den besten Thee in Japan erzeugt. Ich reise zu Pferde, und es regnet in Strömen, aber die Luft ist lau und balsamisch. Der Weg führt uns durch den beträchtlichen Flecken Daijingoji. Sein großer Tempel liegt in einem sehr ausgedehnten Hain den eine weißgetünchte Mauer einfriedet. Die Straße zieht fortwährend durch Dörfer an ummauerten Tempelgründen vorüber. Alles trägt das Gepräge des Wohlstandes und einer alten weit gediehenen Civilisation.

Um eilf Uhr Ankunft und Halt in dem gleichfalls ausgedehnten Flecken Tissômura. Weiterreise um Mittag. Eine halbe Stunde später erreichen wir Ôwaku. Wir steigen am Thore dieses hochberühmten Buddhatempels ab und besehen uns mit Muße seine verschiedenen durch Mauern getrennten Höfe, die Heiligthümer, das Kloster und die Pilgerhäuser. In einer der großen Hallen stehen auf dem Altartische die gewöhnlichen Gegenstände: in der Mitte eine große Vase mit einem Baumzweige; vor der Vase das Weihrauchgefäß, zu beiden Seiten ein hoher und ein niedriger Leuchter und an den beiden Enden des Tisches Blumenvasen deren Zeichnung von entschieden klassischer Schönheit ist. Hinter dem Altar erheben sich auf drei isolirten Fußgestellen im italienischen Barokstyle des siebenzehnten Jahrhunderts drei hölzerne vergoldete Statuen. Die mittlere ist kolossal und stellt Shaka dar, den japanischen Buddha; die beiden anderen, von Naturgröße, seine beiden vornehmsten Jünger, Anan und Kashu. Buddha ist sitzend dargestellt, aber nicht in der traditionellen Stellung der absoluten Ruhe; denn hier ertheilt er mit der rechten Hand den Segen. Hinter dem Gotte ist eine elliptische Nische in Form einer Muschel ange-

bracht. Sie geht von dem Fußgestelle aus und entspricht der Glorie unserer Heiligenbilder. Die beiden Jünger sind in Anbetung versunken. Anan blickt zum Meister empor mit erhobenen gegen einander gelegten nicht gefalteten Händen. Kashu faltet die Hände und neigt den Kopf vorwärts. Ausdruck und Stellung beider habe ich unzählige Male in unsern Kirchen gesehen. In demselben Saale längs der Wände sind achtzehn sitzende Statuen, neun auf jeder Seite, aufgestellt. Sie sind von Naturgröße, gleichfalls aus Holz geschnitzt und vergoldet. Ich rechne sie zu den höchsten Erzeugnissen japanischer Skulptur. Sie vereinigen alle Eigenthümlichkeiten dieses Kunstzweiges, wie er sich in Japan entwickelt hat: die Achtung vor der Wahrheit, das feine Naturgefühl, die technische Vollendung, das Gefallen am Verzerrten, am Seltsamen, am Grotesken; endlich den humour. Einige dieser Köpfe sind zu gleicher Zeit fratzenhaft und naturgetreu, furchtbar und lächerlich. Dennoch läßt sich ihnen wirklicher Kunstwerth nicht absprechen.

Um Ein Uhr verlassen wir den Tempel. Das Wetter hat sich aufgeklärt, und wir genießen der schönen Gegend die immer dieselben Elemente wiederholt, zu denen sich aber jetzt ein mir neues weniger anziehendes gesellt: die Theepflanzungen. Ein hoher Damm führt durch sie nach dem Ufer des Udjigawa der hier plötzlich aus einer bewaldeten Schlucht hervorbricht und in die Ebene eindringt die er vor seiner Mündung in das Meer nicht mehr verlassen wird.

Am entgegengesetzten Ufer liegt Udji, der Hauptort des berühmten Theedistriktes. Eine Fähre bringt uns hinüber. Wir rasten in einem schönen Gasthofe und besuchen dann die Pflanzungen. Nichts kann häßlicher sein. Die steifen Büsche sind schachbrettartig gepflanzt, die Zwischenräume mit Dünger gefüllt; die Luft verpestet.

In Udji verlassen uns die Wächter um nach Otsu zurückzukehren. Sie machen sich eines schweren Vergehens schuldig, denn sie hatten Befehl uns bis Osaka zu begleiten, aber Herrn Enslie's Beredsamkeit hat dies Wunder gewirkt, und wir athmen freier auf. Man kann sich von der Zudringlichkeit dieser Leute keinen Begriff machen. In Bewegung und in Ruhe wichen sie keinen Augenblick von unserer Seite. Nachts umlagerten sie die Ausgänge unserer Zimmer. Es war eine wahre Gefangenschaft.

Um halb vier Uhr Abreise in einem Flußkahn. Die Ufer treten zurück und werden allmälig flach. Zwischen niederen mit dichtem Gras bewachsenen Inseln gleiten wir sanft hinab, passiren Fujimi unter seiner Brücke und landen, da es dunkel geworden und der elende Nachen sich mit Wasser füllt, gegen sieben Uhr am rechten Ufer des Flusses. Von dort nach Yâvata, wo wir die Nacht zubringen wollen, zählt man einen halben Ri. Unsere Leute sind in einem andern Boote vorausgereist und müssen bereits die Herberge erreicht haben; Herr Enslie bleibt also zum Schutze des Gepäckes im Boote zurück, während ich nach Yâvata gehe um ihm die Diener zu schicken. Mit einer Laterne versehen, und von zwei unserer Ruderer geleitet, breche ich auf. Die Nacht ist schwarz; der Regen fällt in Strömen; der Weg führt auf einem kaum einen Fuß breiten Damme hin; unten fließt der Yodogawa; auf der andern Seite breitet sich ein Sumpf aus. Der Boden ist erweicht. Bei jedem Schritte gleite ich aus oder lasse meine Schuhe im Kothe stecken. Endlich ladet mich einer der Männer auf die Schultern. Die Hände auf den Rücken seines Kameraden stützend, der die Laterne trägt und mit dem Fuße die sicheren Stellen sucht und andeutet, bei jedem Schritte strauchelnd, fortwährend in Gefahr in den Strom hinabzurollen, der zu unserer Linken rauscht,

oder in den Sumpf, der sich zu unserer Rechten wie ein großes Leichentuch ausbreitet, thut der brave Bursche was er kann, und erreicht allmälig und ohne Unfall das Ende des Dammweges. Die Kavalkade hatte fünfundzwanzig lange Minuten gewährt und mit Vergnügen gewahren wir in der Ferne ein Licht. Es kommt aus dem Gasthause. Dort werde ich mit Freudengeschrei begrüßt. Männer, Frauen, Kinder umringen mich, betrachten den Fremdling mit Erstaunen, bestürmen ihn mit unverständlichen Fragen, überhäufen ihn mit Artigkeitsbezeigungen. In einem Augenblicke, und unerachtet meines Widerstrebens, hat man mir die durchnäßten Kleider coram populo ausgezogen. Ich selbst werde in eine mit heißem Wasser gefüllte Tonne getaucht und hierauf mit kaltem Wasser begossen. Es ist dies die japanische Methode. Ich empfehle sie. Dann werde ich, in eine neue Tunika des Wirthes gehüllt, in das Ehrengemach getragen und auf der Matte niedergelegt. Einige Tassen siedheißen Udjithee's stellen die erschöpften Kräfte alsbald wieder her.

Von Otsu nach Yâvata acht Ri oder zwanzig Meilen.

(27. September.) Wir schwimmen rasch den Fluß hinab. Um Mittag haben wir die ersten Häuser von Ôsaka erreicht; um halb zwei Uhr landen wir im Fremdenviertel. Daraus mag man auf die Ausdehnung dieser Großstadt schließen.

* *
*

Während die kleine Djonke uns an idyllischen Ufern entlang sanft den Yodogawa hinabtrug, sammelte ich meine Erinnerungen, ergötzte mich im Geiste an den gesehenen Kunstschätzen, dankte meinem freundlichen Glücksstern für den seltenen Genuß — in der That, nur Wenigen ward er zu Theil — und

schrieb, am Boden unseres primitiven Kahnes ausgestreckt, folgende Betrachtungen in mein Tagebuch:

Kiyôto, Kamâkura, Yedo besitzen die berühmtesten, reichsten und schönsten Tempel. Die Heiligthümer von Kamâkura wurden theilweise zerstört. Unter den Grabdenkmalen nehmen die der Shiba den ersten Rang ein. Sie sind, mit Taiko-Sama's Schloß und mit seinen beiden Tempeln in Kiyôto, die äußerste und höchste Leistung japanischer Kunst. Rings um die beiden Hauptstädte findet man viele Tempel ersten Ranges. So insbesondere in den Distrikten östlich von Kiyôto, zwischen dem Bivasee und dem nördlichen Eingang ein das Yodogawathal. Die Perle ist der Tempel von Ôwaku. In Nikkô, nördlich von Yedo, befinden sich einige Shogungräber, und östlich von Kiyôto, an einem Orte dessen Name mir entfallen ist, ruhen mehrere Mikado. Ausgenommen diese beiden Nekropolen, welche der Shiba weit nachstehen sollen, habe ich die berühmtesten Denkmale Japans gesehen. Für Kunstthätigkeit in all ihren Zweigen ist Kiyôto weit mehr als Yedo der Herd und Mittelpunkt.

Architektur. Vielleicht läßt sich dies Wort kaum auf japanische Bauten anwenden. Der Tempel, das Schloß, der Palast, das Bürgerhaus, die Hütte bestehen aus denselben Elementen. Ein erhöhter Fußboden — die Vorsicht ist nöthig wegen der Feuchtigkeit des Klima's und der vielen Reptilien; — dann wenigstens vier Vertikalbalken; endlich das sehr schwere Dach. Die Mittelwände sind mit Papier bespannte Koulissen; die Ringmauer bewegliche Bretterwände die Nachts aufgestellt werden. Tempel, Schlösser und Yashke sind mit steinernen Mauern eingefriedet, oder mit Palissaden. Alles Uebrige ist durchaus Holzkonstruktion. Es ist die primitivste Bauweise; sie entspricht aber der Beschaffenheit des Klima's, den Bedürfnissen der Bewohner, den finanziellen Verhältnissen der Nation.

Diese Holzbaracken widerstehen weit besser als unsere gemauerten Häuser dem Typhon und den Erdbeben. Der Feuersgefahr sind sie mehr ausgesetzt; aber theilweise oder ganz niedergebrannt, oder durch den Sturm oder Erdbeben umgeworfen und zertrümmert, werden sie in wenigen Tagen und mit wenig Kosten wiederhergestellt oder von Grund auf neu gebaut. Der furchtbare Typhon vom 24. August dieses Jahres, den ich in Hata erlebt habe, verwandelte die niedrig gelegenen Gassen der Vorstadt Takanawa (Yedo) in einen Schutthaufen. Auch in Yokohama, in der europäischen Stadt, besonders auf den Bluffs hatte der Sturm arge Verwüstungen angerichtet. Eines der englischen Regierungsgebäude, die Wohnung des Richters, wurde halb abgedeckt und drohte, trotz seiner festen Mauer, einzustürzen. Die Wiederherstellung wird Monate und bedeutende Summen in Anspruch nehmen. Die japanischen Häuser in Takanawa waren neun Tage nach dem Sturme bereits wieder bewohnbar. Eine Architektur im gewöhnlichen Sinne des Wortes gibt es eigentlich in Japan nicht; aber man thut was man kann und braucht, und man braucht eben wenig; man behilft sich mit dem Material das man besitzt, und man weiß damit umzugehen. Dies Material ist Holz.*)

Skulptur. Ihre größten Leistungen sind, meiner Ansicht nach, die eherne Statue des Daibutsu bei Kamâkura und die hölzernen Standbilder in Ôwaku; sodann die Figuren der siebenundvierzig Ronin. Auch das Wachskabinet in der Asakusa verdient hier Erwähnung.

*) Im Frühling 1872 wurde ein großes Stadtviertel von Yedo ein Raub der Flammen. Die Regierung verordnete den Wiederaufbau der Häuser in europäischem Style. Diese Neuerung setzt eine Reform des Klima's voraus, eine gänzliche Umgestaltung der Sitten und Lebensgewohnheiten, endlich Geldmittel die man nicht besitzt.

Die absolute Schönheit wiederzugeben war das Ziel des Bildhauers im goldenen Zeitalter griechischer Kunst. Sein Ideal war die Darstellung des menschlichen Körpers in seiner vollendeten Schönheit. Die großen italienischen Meister verfolgten verschiedene und komplicirte Zwecke. Auch sie suchten die ideale Schönheit, aber sie schlossen dabei Nebenrücksichten nicht aus. Sie wollten oder mußten ihr Schönheitsgefühl gewissermaßen den herrschenden Ideen der Zeit unterordnen. Zum Beispiel: Michel Angelo wird beauftragt das Grab Julius II. auszuführen. Er vergleicht den Papst mit Moses, und Moses wird, unter dem Meißel des Künstlers, das Symbol der göttlichen Offenbarung und übermenschlichen Kraft. Eine Schöpfung einzig in ihrer Art. Aber man kann sie nicht betrachten ohne Schaudern. Unwillkürlich und wie eingeschüchtert durch die Anschauung des Uebernatürlichen, wendet sich der Blick ab. Schönheit und Naturwahrheit wurden da dem Erhabenen geopfert. Der japanische Bildhauer verfolgt andere Zwecke. Er sucht die Seelenstimmungen wieder zu geben: die absolute Ruhe des Shaka (Buddha), die Verzückung oder die tiefe Sammlung der Jünger des Gottes, Furcht, Zorn, Haß, Ueberraschung, Fröhlichkeit, selten zärtliche Gefühle. Der nackte Körper, das große Vorbild und die große Aufgabe der antiken Kunst, läßt ihn kalt. Er gibt ihn nur wieder, wo dies der Gegenstand erheischt; aber dann weiß er die Aufgabe zu lösen. Nicht als ob er den geringsten Begriff von Anatomie hätte; nicht einmal dem Namen nach kennt er sie; verunreinigt ja schon die bloße Berührung eines Leichnams. Aber er hat nackte lebende Körper fortwährend vor Augen. Er sieht wie sie die Muskeln anstrengen, Lasten heben, die Ruder bewegen. Unsere Künstler müssen sich mit Modelen begnügen deren Stellungen immer gezwungen sind. Daher glänzen seine, in an-

derer Beziehung unvollkommenen, Leistungen durch die unsern modernen Skulpturen so häufig fehlende wahre wirkliche Lebendigkeit. Wie der Maler, wie der Dichter ist auch der Bildhauer Humorist. Aber sein humour offenbart sich weniger in den Stellungen als in der Wahl des Gegenstandes und im Mienenspiel seiner Figuren. Er übertreibt absichtlich aber mit Geschmack. In der Darstellung der Thiere ist er unerreicht. Er versteht es ihnen den Ausdruck der menschlichen Gemüthsbewegungen und Leidenschaften zu verleihen. Diese seltsamen Erzeugnisse einer zugleich bizarren, tiefsinnigen und kindischen Phantasie, die sich überdies sehr oft durch eine erstaunliche technische Vollendung hervorthun, erregen die Heiterkeit des Betrachters. Er ist aber auch überrascht und wegen der Ueberraschung kann die Lachlust nicht recht aufkommen; ja sie weicht zuweilen plötzlich einer trüben Stimmung. Darin besteht aber eben das Wesen des humour. Man wird sich, zu gleicher Zeit, der komischen, der ernsten, der traurigen Seite der Dinge bewußt. Das erzeugt einen Konflikt entgegengesetzter Empfindungen; das Auge wird geschmeichelt, die Neugierde erregt aber nicht befriedigt. Daher eine leise Spannung des Geistes vereint mit einer angenehmen Bewegung des Gemüthes. Eine Analogie mit gewissen kulinarischen Genüssen: wie das aigre-doux oder das chaud-froid der französischen Küche. Jedenfalls beweist dies im Schooße der nur halb civilisirten Nation eine merkwürdige Verfeinerung.

Goldarbeiten. Bronzen. Am besten haben sich diese Künste in Kiyôto erhalten. Die für die Ausfuhr nach Europa bestimmten Erzeugnisse, wie man sie in Yokohama findet, stehen weit zurück. Der Werth dieser Gegenstände bestand in der Schwierigkeit sie sich zu verschaffen. Mit dieser Schwierigkeit ist auch ihr Werth verschwunden.

Malerei. Ihr Vorwurf sind der Himmel, die Hölle, die Erde, und alles Geschaffene. Die indische Theogonie die von den Ufern des Ganges nach China, von China nach Korea, von dort nach Japan gewandert ist, verlor auf der langen Reise einen Theil ihrer Schrecknisse und fügte sich in das kindische Wesen dieses kindlichen Volkes welches zugleich lacht und weint. Auch das Rad der Zeit blieb nicht stehen. Auch in Japan haben die Götter die luftigen Höhen des Olymps verlassen, und wenn sie noch nicht bis zu den untersten Stufen herabstiegen, wenn sich noch kein japanischer Offenbach fand der sie im Tanze wirbeln ließe zu den profanen Weisen seiner frechen Geige, so scheinen ihre Tage darum nicht minder gezählt. Nicht Einen Mann von Rang habe ich begegnet der über religiöse Dinge nicht genau die Sprache unserer großen Herren des vorigen Jahrhunderts führte: „Shaka! Götter! Bah! Erfindung der Pfaffen! Wir kümmern uns wenig um die Götter und ihre Priester. Derlei Zeug ist gut für das Volk." Man begreift, die kirchliche Kunstrichtung findet bei solchen Männern keinen Vorschub. Man fabricirt immer noch und verkauft im Volke massenhaft, um einen halben Tempo das Stück, illuminirte Bilder: Götzen mit rothen oder grünen Gesichtern, die auf Drachen sitzen und Feuer speien, ihre Säbel schwingen, mit einander kämpfen. Aber die Herren im Seidenrock, besonders die Literaten, sind über dergleichen erhaben. Lassen wir also Himmel und Hölle bei Seite — eigentlich sollte ich sagen Himmel und Fegefeuer, denn Buddha kennt keine ewigen Strafen, — und werfen wir einen Blick auf die Gegenwart, auf die Malerkunst wie sie heute geübt wird; vergleichen wir sie mit den alten Bildern deren aber keines über das siebenzehnte Jahrhundert zurückzureichen scheint. Alles was von der Bildhauerei gesagt wurde findet hier gleichfalls An-

wendung, nur mit dem Unterschiede daß in der Malerei der humour ein weiteres Feld besitzt und sein Reich möglichst auszudehnen sucht. Aber auch hier finden die Uebertreibung und das Gefallen an der Verzerrung, in dem Bestreben die Natur treu wieder zu geben, heilsame Schranken.

In Europa herrscht die Meinung vor daß die Perspektive den japanischen Künstlern unbekannt sei. Ich habe bereits einige kleinere Gemälde, wahre Meisterstücke aus der Zeit Taiko-Sama's, erwähnt. Sie beweisen das Gegentheil. Wie sollten Künstler welche die Natur so treu wiedergeben für die optischen Wirkungen der Entfernung kein Auge haben? Gewiß, die Regeln der Geometrie und die Gesetze der Perspektive sind ihnen unbekannt; gerade so wie die Bildhauer keine Ahnung von Anatomie haben, was sie aber doch nicht hindert sehr korrekt zu modeliren. Wenn die Maler wollten, so könnten sie ohne Zweifel die Landschaften wiedergeben, wie sie sich dem Auge darstellen. Ich habe die Beweise angeführt. In Europa gibt es viele Landschaftsmaler welche die Perspektive nicht studirt haben und doch, instinktmäßig oder in Folge des vielen Kopirens, korrekte Zeichnungen liefern. Ich wäre geneigt zu glauben daß der japanische Maler absichtlich über die Regeln der Perspektive hinweggeht. Nicht nur bei dem Künstler, auch in seinem Publikum, setzt die Perspektive eine gewisse geistige Anstrengung und diese wieder eine gewisse geistige Bildung voraus. Nehmen wir an, man zeige einem Bauern eine Vedute seines Dorfes: der Brunnen, daneben eine Baumgruppe, über den Wipfeln die Thurmspitze. Der Bauer, zuerst verwirrt, wird Mühe haben sein Dorf zu erkennen, und das Bild macht ihm offenbar keine Freude. Er vermißt die Kirche, das Gemeindehaus oder ein sonstiges Gebäude auf welches die Dorfbewohner stolz sind. Wenn man ihm erklären

will daß der Brunnen und die Bäume diese Objekte verdecken, so schüttelt er den Kopf. Um ihn zu befriedigen, nimmt der Maler das Dorf von einem Höhenpunkte auf. Hier sind alle Gebäude sichtbar; aber er hüte sich sie in der Vogelperspektive darzustellen. Von der Verkürzung hat der Bauer keinen Begriff. Um ihm zu gefallen muß man gegen die Perspektive sündigen. Bei den in Japan so beliebten Stilllebenbildern ist dies noch unvermeidlicher; denn hier handelt es sich in einem kleinen geschlossenen Raume mehrere Menschengruppen darzustellen. Eine würde die andere verdecken. Man opfert also die Gesetze der Optik. Was ich eben sage ist eine Hypothese die wahr oder falsch sein kann. Nur so viel behaupte ich: die japanischen Maler kennen oder kannten einst die Perspektive.

Es gibt Geschichts-, Landschafts- und Fächermalerei. Die modernen Lacksachen und Porzellanvasen können nicht für Kunstwerke gelten. Die Geschichtsmalerei beschäftigt sich, wie bereits erwähnt, mit mythologischen Gegenständen und verewigt, in den traditionellen Formen, gewisse dem Volke bekannte Ereignisse. Hieher gehören auch die Illustrationen der beliebten Romane; meist anständige Darstellungen unanständiger Situationen. Viele Bilder enthalten nur einen weiblichen Kopf oder eine weibliche Figur. Es sind immer Portraits, gewöhnlich von Kurtisanen, welche ihr Verehrer malen ließ. Niemandem würde einfallen das Bildniß einer Frau blos ihrer Schönheit wegen zu bestellen, eine Chloe malen zu lassen wenn man nicht ihr Daphnis ist. Derlei Bilder kommen, wie die Vieux-Lack, nur gelegentlich im Handel vor; sie verdanken wie gesagt ihre Entstehung niemals dem Kultus der abstrakten Schönheit oder einem künstlerischen Gefühle, sondern stets rein persönlichen Beziehungen.

Die Landschaften stehen unter der Figur; aber als „Ge-

sammtvedute", wenn ich mich so ausdrücken darf, haben sie bedeutenden Werth. Ich besitze eine zahlreiche Sammlung von illuminirten, ziemlich roh gemachten Bilderbögen, zu welchen die Gassen von Yedo die Motive lieferten. Es sind keine Veduten. Umsonst suchte ich die Orte auf welche sie darzustellen schienen. Diese Orte bestehen nicht; aber der Künstler gibt den allgemeinen Charakter der Gegend mit merkwürdiger Treue wieder. Häuser, Brücken, Kanäle, Bäume, die Staffage scheinen aber sind keine Porträts. Während man diese Zeichnungen betrachtet, ist man in Yedo. Als allgemeine Aehnlichkeit lassen sie Beato's schönste Photographien weit zurück.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Fächermalerei, weil ihre Erzeugnisse, vom Mikado bis zum armen Kuli, durch die ganze Nation verbreitet sind. Es ist ein Industriezweig und zugleich eine Kunst. Einige charakteristische Merkmale der Bildhauerei und der Malerei im Allgemeinen finden sich auch in ihr vor. Die erste Aufgabe ist Wohlfeilheit. Vielleicht gibt es werthvolle und theure Fächer; ich sah keine. Die in Elfenbein geschnitzten, welche in Europa zuweilen als japanisches Produkt verkauft werden, sind chinesische Arbeit. Die auf Papier gemalten Bilder stellen die verschiedensten Gegenstände vor: Scenen aus Romanen, die vier Jahreszeiten, den Fujiyama, Pflanzen und Bäume, die verschiedenen Beschäftigungen des Landmannes, die Tempel von Kiyôto und Yedo, Stadtpläne und so fort. Mit diesen Bilderbögen werden die Fächerstäbe beklebt. Dann gibt es noch eine Menge anderer beliebter Darstellungen die in ihrer Einfachheit überaus anmuthig sind und durch innere Gegensätze die Neugierde erregen. Gewöhnlich ist das Hauptobjekt winzig und die Umgebung, der Rahmen ungeheuer. Zum Beispiel ein Storch der einen Fisch im Schnabel trägt; er scheint die Wogen des Meeres mit den Flü-

geln zu berühren. Der Gesichtskreis entzieht sich dem Beobachter. Dadurch wird der Eindruck des Unbegrenzten, des Unendlichen hervorgebracht. Auf einem andern Fächer sieht man den gestirnten Himmel oder den nächtlichen Himmel; auf dem einen Rande geht die Sonne unter, auf dem andern der Mond auf; zwei oder drei winzige Vögelchen fliegen davon; man frägt sich, wohin? Die Wirkung ist immer eine leise Spannung des Geistes, ein Gefühl der Unruhe; und diese Wirkung wird mit den einfachsten Mitteln hervorgebracht, mit einem Stückchen Papier, etwas chinesischer Tusche und zwei oder drei Farben. Die kleinen Meisterstücke werden für einige Heller verkauft. Deshalb sagte ich an einer andern Stelle: Die Kunst bringt in das Volk.

Es wurde bereits erwähnt daß in den höhern Klassen die Künste gepflegt werden, und daß es sogar Künstlerinnen gibt. Zugleich sprach ich die Ansicht aus daß dies Kunsttreiben mehr ein geistiges Spiel ist, in welchem es darauf ankommt auswendig gelernte Motive je nach der Eingebung des Augenblickes zu verwenden. Höchst wahrscheinlich gehören diese Motive, wenn man einige groteske Darstellungen von Telegraphenstangen, Dampfschiffen und Engländern mit rothen Backenbärten ausnimmt, sammt und sonders der Vergangenheit an. Heute wird nicht mehr erfunden. Die Erfindungsgabe scheint erstorben zu sein, ein untrügliches Zeichen des Verfalles. Um die Dekadenz nachzuweisen genügt der Vergleich zwischen den modernen Kunsterzeugnissen mit den alten, deren schönste offenbar durch Vermittelung der Holländer in Deshima ihren Weg nach Europa fanden. Auch die Japaner geben den Verfall zu, aber ihre Erklärung ist oberflächlich wie sie selbst. Die reichen Leute, sagen sie, zahlen nicht mehr wie ehedem. Um zu leben muß der Künstler viel und daher rasch arbeiten. Er hat nicht

mehr Zeit Gutes zu schaffen. Gerade das Gegentheil ist wahr; die Künstler arbeiten schlecht, werden für ihre schlechte Arbeit schlecht bezahlt, und müssen also möglichst viel erzeugen und rasch arbeiten, wodurch die Arbeit nicht besser wird. Die schlechten Preise sind nicht die Ursache, sondern die Wirkung des Verfalles. Uebrigens zahlen reiche Leute zuweilen noch sehr gut, der Beweis: die hohen Preise der schönen Gegenstände die man in Kiyôto verfertigt. Aber die reichen Leute wollen eben nicht für mittelmäßige Waare die Preise zahlen welche ihre Großväter für Meisterstücke gaben. Noch ein anderer Grund wirkt hier mit. Ueberall liebt der Mensch das Neue, und die Künstler wiederholen immer wieder und zwar sehr unvollkommen die alten Modele deren man nachgerade satt geworden ist. Aber inmitten des Verfalls blieben der Geschmack und ein gewisser Sinn für das was der Franzose comme il faut nennt: beides Gaben die nur der Himmel verleiht.

In Japan gibt es weder Ateliers, noch Akademien und Kunsthandlungen. Es scheint daß sich die Kunst in gewissen Familien vom Vater auf den Sohn vererbt. Daher ihr stereotypes Wesen. Gewöhnlich läßt der Kunstfreund den Künstler rufen, zahlt ihm drei oder fünf Rio monatlich, nährt und bewohnt ihn wohl auch während der Zeit, und erwartet von ihm eine gewisse Anzahl Gemälde die, auf Papier oder Seide ausgeführt, zusammengerollt aufbewahrt oder, auf Bambusstäbe geklebt, in der Nische des Ehrengemaches aufgehängt werden. Gerade so erging es Murillo in Sevilla. Fünf Jahre in diesem, zehn in jenem Kloster arbeitete er als armer Kostgänger; aber, glücklicher als seine japanischen Brüder, erwarb er im Dunkel der Entbehrung die strahlende Krone der Unsterblichkeit.

VIII.

Nagasaki.

Vom 28. September zum 2. Oktober.

Der Papenberg. — Eingeborene Christen. — Die politischen Zustände in Japan.

(28. September.) Nach einem mit Hrn. Gower, dem englischen Konsul und seinen Freunden höchst angenehm verbrachten Tage, schiffe ich mich um Mitternacht an Bord des amerikanischen Steamers New-York nach Nagasaki ein. Ein liebenswürdigerer Mann als der Kommandant, Kapitän Furber, beschifft nicht die Meere.

(29. September.) Um drei Uhr Morgens lichtete die New-York die Anker und fuhr sogleich in „das innere Meer" ein. Bei Sonnenaufgang bin ich am Deck. Zu beiden Seiten steigen kegelförmige Eilande aus den Fluthen empor. Im Süden entwickelt die große Insel Shikoku ihre massigen Bergketten.

Um zwei Uhr sind wir vor Mehara auf Niphon. Das große Feudalschloß des Fürsten von Kishiu zeigt nur seine weitläufigen Ringmauern mit den thurmähnlichen Portalen. Die Menge der Bewaffneten am Gestade und an den Zugängen der Burg beweist die Anwesenheit des großen Daimio. Nahebei liegt das Han, die Hauptstadt seiner Staaten. An Bord fragt man sich ob all dies, in Folge der Yedoer Dekrete, wirklich zusammenstürzen werde wie die Mauern von Jericho.

Während die New-York ihre zehn Meilen die Stunde gewissenhaft zurücklegt, zeigt die Landschaft auf beiden Ufern immer dieselben Elemente, aber ihre mit Recht gepriesene Schönheit ist unbeschreiblich. Das Meer, heute spiegelglatt, wird ab-

wechselnd zum Flusse und zum See. Von allen Seiten ragen zahllose erloschene Vulkane in die Luft empor. An ihrem Fuße Geröll von schwarzen Lavablöcken, dem sturmgepeitschten plötzlich versteinerten Ocean ähnlich. Die Abhänge der Bergkegel bis an den Scheitel mit der üppigsten Vegetation bedeckt; die Wände der Schluchten durch Menschenhand in trefflich bebaute Terrassen verwandelt; auf jeder Felskuppe der landesübliche grüne Federbusch; auf dem Grate der Berge die gleichfalls stereotype Reihe von Bäumen zwischen deren Stämmen der Himmel durchblickt. Verglichen mit den Bergen sind diese Bäume kolossal, während doch erstere, weil durch das Prisma einer feuchten und zugleich duftigen Atmosphäre betrachtet, ferner und höher aussehen als sie sind. Es ist eine optische Täuschung welche sich in den Bildern der japanischen Landschaftsmaler so häufig wiederfindet. Ein Berg scheint dem Auge mehrere tausend Fuß und die seinen Scheitel krönenden Bäume mindestens halb so hoch. Wie bizarr! Am Ufer, im Hintergrunde unzähliger kleiner Buchten, schimmern Städte, Marktflecken, Fischerdörfer. Vor Anker liegen Hunderte von Djonken. Ueber den Häusern steigen die Berge empor. Die in den Fels gemeißelten Stufen führen zum Tempel der immer auf halber Höhe im Gehölze liegt. Die feierlichen Trauertöne der Posaune oder des die Götter rufenden Gong dringen zuweilen an unser Ohr, werden von den Felsufern zurückgeworfen, verhallen allmälig über der stillen, weiten Wasserfläche.

(30. September.) Die wegen ihrer Naturschönheit berühmte Meerenge von Shimonoseki*) durchschifften wir leider in der

*) Im Jahr 1864 fand hier das bekannte Bombardement durch die französisch-englischen Geschwader statt.

Nacht, drei Stunden vor Sonnenaufgang. Dagegen ist die heutige Tagreise noch reicher an zauberischen Bildern. Das Meer und der Gesichtskreis erweitern sich. Im Süden erscheinen die phantastischen Umrisse der Insel Firando wo einst der heilige Franciskus Xaverius wirkte; im Hintergrund thürmen sich die Bergmassen der jetzt politisch so bedeutsamen Insel Kiushiu. Ringsum ein Archipel kleiner Felseilande. In viele hat das Meer Höhlungen und Tunnel gebohrt. Selbst bei ganz stillem Wetter brechen sich die Wogen an den Wänden, steigen schäumend hinan, verschwinden mit dumpfem Gebrülle in den Grotten. Eine dieser Klippen ist weiß gestreift: als wir nahen, sehen wir Tausende von weißen Seevögeln die in den senkrechten Felsspalten nisten. Eine andere, ein nackter Block mit einer Baumgruppe am Scheitel, reißt ihre schwarze Silhouette vom lichten Hintergrunde des Himmels ab: ein Riesenkopf mit struppigem Haar, von Meisterhand mit Kohle auf weißes Papier gezeichnet.

Wir sind am Eingange der Bai von Nagasaki, und steuern durch ein Labyrinth von Inseln. Hinten, wie ein grüner Vorhang, hohe langgestreckte Bergmassen. Eine der Inseln ist der Papenberg. Ueber seine Felswand herab wurden viertausend Christen in das Meer gestürzt.*) An jenem Tage, an dieser Stelle, ward die wirkliche Civilisation Japans in der Wiege ertränkt. Heute halten die europäischen Residenten ihre Piknick am Papenberg. Von den viertausend Martyrern wissen sie nichts.

Um fünf Uhr geht die New-York auf der Rhede von Nagasaki vor Anker. Die Stadt liegt amphitheatralisch; das europäische Viertel, zu dem das Terrain dem Meere mit großen Kosten abgerungen wurde, am östlichen Gestade der Bai. Auf

*) 1638.

einer Anhöhe steht die katholische Kirche, neben ihr eine riesige Akazie; auf einem anderen Hügel das brittische Konsulat, ein stattliches Gebäude. Im Hintergrunde der Bucht liegt die ehemalige holländische Faktorei Deshima und, jenseits dieses kleinen Eilandes, die Stadt der Eingeborenen. Das Ganze stelle man sich in dem grünen Rahmen hoher Berge vor. Das Meer sieht hier ganz wie ein Landsee aus. Mehrere Kriegsschiffe von verschiedener Flagge, mehrere große Kauffartheischiffe und viele Djonken beleben die Rhede.

In Yedo und Hiogo verließ ich den Herbst; hier finde ich den Sommer wieder. Am Decke unseres Steamers sitzend, die laue balsamische Landluft mit vollen Zügen einathmend, ergebe ich mich dem unbeschreiblichen Zauber einer tropischen Nacht. Die leicht bewegte Luft führt uns Wohlgerüche zu aus dem nahen Wald, und von Zeit zu Zeit, von dem englischen Panzerschiffe Ocean, Töne ferner Musik. Ich vernehme God save the Queen, Weber's „Einladung", verschiedene Tanzweisen. Ein Hauch aus Europa!

(1. Oktober.) Spaziergang in der Stadt. Die heute, wegen des Sonntages, geschlossenen Kaufläden und Magazine befinden sich in den unteren Gassen des Fremdenviertels. Die Wohnhäuser und ihre Gärten nehmen die Schluchten und die Anhöhen ein. Hier wie in Yokohama und Hiogo wird über Stockung der Geschäfte geklagt. Dagegen herrscht das ganze Jahr über im Hafen bedeutender Verkehr. Die Schiffe der englischen, der französischen und nordamerikanischen Stationsgeschwader in den chinesischen Meeren kommen und gehen, und die Dampfer der Pacifikgesellschaft laufen regelmäßig an.

Die Kirche, welche von Priestern der Missions étrangères

de Paris versehen wird, fand ich mit Matrosen des „Ocean", meist Irländern, gefüllt. Außer ihnen drei Männer vom Civil mich eingerechnet, und keine Frau.

Die ehemalige holländische Faktorei auf Deshima*) kann man in drei Minuten ihrer ganzen Länge nach durchwandeln. Breit ist sie nur wenige Schritte. Vor dreizehn Jahren zerstörte eine Feuersbrunst die alten Häuser. Ein einziges, heute das holländische Konsulat, blieb unversehrt. Die Faktorei wurde seither wieder aufgebaut, aber die neuen Gebäude sind unansehnlich und bieten wenig Interesse. Dies winzige Eiland war der Wohnsitz, oder vielmehr das Gefängniß der holländischen Kaufleute. Sie durften es nie verlassen und lebten unter fortwährender Bewachung. Die traurige Rolle welche die Glieder der Faktorei während der großen Christenverfolgung spielten ist bekannt. Wenn nicht zu ihrer Entschuldigung so doch als Erklärung kann man religiöse und politische Antipathien anführen (die Missionäre waren katholische Priester aus Portugal und Portugal stand damals unter der Krone Spaniens mit welcher sich die General-Staaten in Krieg befanden), Brotneid und den Wunsch die Portugiesen aus ihren Niederlassungen zu verdrängen. Einige katholische Schriftsteller erzählen, die holländischen Kaufleute seien die wahren Urheber der Verfolgung und Ausrottung der katholischen Christen gewesen. Diese schwere Anklage blieb bisher unerwiesen. Daß sie aber die katholischen Missionäre bei dem Shogun als politische Agenten des Königs von Spanien verdächtigten und dadurch zur Christenverfolgung mittelbar Veranlassung gaben steht außer Zweifel. Um nicht in den Untergang der Martyrer verwickelt zu werden bemühten

*) Gegründet 1638, aufgehoben 1858 in Folge der Verträge welche den Hafen von Nagasaki allen Nationen eröffnet haben.

sie sich den Japanern die Verschiedenheit zwischen ihrem Bekenntnisse und dem katholischen Glauben begreiflich zu machen und erlangten hiedurch das äußerst einträgliche Monopol des europäischen Handels. Durch mehr als zwei Jahrhunderte übten sie es aus. Dagegen war ihre Wohnung ein Gefängniß, ihr Leben eine Qual. Wie vermochten sie sie zu ertragen? Nur der magische Reiz den das Gold auf den Menschen ausübt gibt die Erklärung. Alle vier Jahre mußte die Faktorei Delegirte nach Yedo an den Shogun, zuweilen auch an den Mikado in Kiyôto entsenden. Ich habe mehrmals des Doktors Kämpffer erwähnt, der in Deshima als Arzt angestellt war und ein treffliches Buch über Japan verfaßte. Er ließ uns eine lebendige Darstellung seiner Gesandtschaftsreisen. Die Genauigkeit mit welcher er die Oertlichkeiten beschreibt (ich konnte mich hievon selbst überzeugen) gibt ihm Anspruch auf Glaubwürdigkeit wo er Thatsachen erzählt. Der Delegat oder Botschafter der Faktorei und sein Gefolge reisten in geschlossenen Norimon und wurden förmlich als Staatsgefangene behandelt. Man gab ihnen gewisse Ehren, verhinderte sie aber in der Regel das Land und die Monumente zu besehen. Nur durch List und mit Benutzung eines jeden günstigen Augenblickes gelang es Kämpffer Erkundigungen einzuziehen und die Zeichnungen zu skizziren mit welchen er sein Buch geschmückt hat. Während der Audienzen beim Mikado (oder beim Shogun) saßen der Kaiser und seine Gemahlin, den Fremdlingen unsichtbar, hinter einem Gitter. Die Herren der Gesandtschaft, nicht der Gesandte selbst den man hievon dispensirte, mußten Komödie spielen, in holländischer Sprache reden, mit einander zanken und sich balgen, Betrunkene vorstellen und tanzen. Allgemein wird behauptet daß sie sich auch herabließen das Krucifix mit Füßen zu treten. Kämpffer schweigt über diesen Punkt, und so lange der Beweis nicht

geliefert ist, verlangt die Billigkeit die Sache wenigstens zu bezweifeln. Jedenfalls geschah es sehr häufig während der Epoche der Christenverfolgung und bis in die neuere Zeit daß diese „Ceremonie" in Gegenwart der holländischen Kaufleute stattfand. Die Sanji, als Herren von Stande die zu leben wissen, baten sie während der „Ceremonie" wegzublicken. In den letzten Jahren welche der Eröffnung des Hafens von Nagasaki und der Auflösung der Faktorei vorausgingen waren die erwähnten burlesken Aufführungen außer Uebung gerathen. Die Neugierde der Shogune und der Mikado war hinlänglich befriedigt. Sie wußten wie die Holländer sich Grobheiten sagen, betrinken und tanzen. Zur Ehre der niederländischen Regierung werde hier bemerkt daß sie es war welche, bei ihren letzten Verhandlungen mit dem Shogun, die Abschaffung „der für das Christenthum beleidigenden Pratiken" verlangt und vertragsmäßig festgesetzt hat.

Am Bazar kann man die einst berühmten Porzellanvasen von Nagasaki sehen. Heute werden sie in ungeheurer Zahl nach den Vereinigten Staaten und Europa ausgeführt. Bald dürften sie die Logen der Portiere schmücken und aus den Salons verschwunden sein.

Das englische Konsulat ist ein geräumiges reich meublirtes Haus. Als ich eintrat glaubte ich mich in einem eleganten countryhouse in Alt-England. Es war Tiffinszeit. Der Chiken-ji, sein Dai-Sanji mit den Dollmetschen, Kapitän Hewitt vom Ocean, und die verschiedenen Konsuln sind an der Tafel des Hrn. Annesley versammelt. Man spricht von dem neuen Reformprogramm und überhäuft den Gouverneur mit Fragen: „Was sagt die öffentliche Meinung dazu? Wird die Regierung auf Widerstand stoßen? Wird es zu Aufständen kommen? Und die Daimio! Sind sie wirklich so gutmüthig die ihnen aufok-

troyirten Opfer zu bringen? Oder bleiben alle diese schönen Verordnungen beschriebenes Papier?" Der Gouverneur und seine Dai-Sanji erwidern buchstäblich was mir die Minister und Oberbeamten in Yedo, in Kiyôto, Ôsaka, Otsu und Hiogo geantwortet haben. Alles wird trefflich von statten gehen, die Reform in drei Jahren vollendet sein. Offenbar regeln diese Funktionäre ihre Sprache nach den Vorschriften der Regierungsmänner in Yedo. Aber werden die Daimio gehorchen? Werden sie, in pflichtschuldiger Ausführung der neuen Hofdekrete, den politischen und finanziellen Harakiri an sich vollziehen? Hierüber sind die Ansichten getheilt. Bis jetzt scheinen die Minister des Mikado noch nicht gewagt zu haben von den Häuptlingen der großen Klane die Ausführung der neuen Dekrete zu verlangen. Als Beispiel erzählt man folgenden bezeichnenden Vorfall der hier vor einigen Tagen stattfand. Es sollte das Telegraphenseil welches Nagasaki mit Shanghai verbinden wird unweit Nagasaki gelandet und befestigt werden. Die Gesellschaft bewarb sich in Yedo um die nöthige Ermächtigung, aber die Regierung erwiderte, die Kompagnie habe sich in dieser Sache an den Landesfürsten zu wenden, auf dessen Gebiet das Seil gelegt werden sollte. Nun ist aber dieser Herr der Fürst von Hizen, das heißt Haupt eines der vier großen Klane welche die Revolution von 1868 angestellt und durchgeführt haben und welche sie heute ausbeuten. Wie stimmt dies mit der Abschaffung der Daimiate?

Auf der andern Seite liegen viele thatsächliche Beweise vor daß die Ideen des Fortschrittes und der Reform mit jedem Tage an Boden gewinnen. Ein Daimio hat, wie oben erzählt wurde, sein Schloß abgetragen um den Baugrund in Aecker zu verwandeln. Hier sieht man seit einigen Tagen mit Vergnügen weniger Zweischwertmänner in den Gassen umherlaufen. Die

Samurai fangen an unbewaffnet auszugehen oder nur mit Einem Schwerte; sie fügen sich der neuen Vorschrift um nicht ihre Reisrationen einzubüßen, einige weil sie wirklich den neuen Ideen huldigen. Jedenfalls gibt es seither weniger Raufhändel und, für die wenigen hier lebenden Europäer, größere Sicherheit. Ueberhaupt gähren jetzt sonderbare Gedanken in den japanischen Köpfen. So sagte unlängst ein vornehmer Herr zu einem der hiesigen Konsuln: „Wir haben Bogen und Schild gegen die Kanonen und Flinten der Europäer vertauscht weil wir die Ueberlegenheit ihrer Waffen erkannten. Vielleicht kommt der Tag wo wir auch Eure Religion annehmen.“ Eine merkwürdige Rede die, in zwei Worten, die Oberflächlichkeit und den Leichtsinn der japanischen Neuerer bloßlegt. Sie sind bereit dem sogenannten Fortschritt Alles zu opfern: Sitten, Traditionen, Gesetze, Verfassung, ja selbst die Religion. Sie ahnen nicht daß jede Religion den Glauben voraussetzt und daß der Glaube aus den Tiefen des Gemüthes entspringt, nicht aber aus den vorübergehenden Beziehungen zwischen materiellen Vortheilen und der wechselnden Laune des Tages. Und dennoch, geht vielleicht die Weissagung in Erfüllung. Ein geistreicher Mann, ein Diplomat in Yokohama, sagte mir: „In weniger als fünfzig Jahren wird sich Japan vielleicht zum Christenthum bekehrt haben.“ Möglich. Die Neuerer, welche die Götzenbilder gewaltsam zerstören und nichts an deren Stelle setzen, schaffen die Leere, das Nichts, und aus dem durchbohrenden Gefühle des Nichts kann vielleicht die Sehnsucht, der Drang nach der Wahrheit hervorgehen. Die Geschichte kennt solche Beispiele. Ich zweifle aber daß die Wege welche der Radikalismus zu wandeln pflegt, die Verachtung des Rechtes, die oberflächliche Nachahmung europäischer Zustände, Moden und Dinge, die Nivellirungs- ja die Zerstörungssucht und despotische Willkür, ich bezweifle, daß diese Wege zum Christenthum führen.

Als kurze Zeit nach dem Abschlusse der Verträge die Priester der Missions étrangères de Paris in diesem Theile des „fernsten Osten" ankamen, wußte man nicht daß es überhaupt noch eingeborene Christen gab. Man glaubte vielmehr die großen Verfolgungen im siebenzehnten Jahrhundert hätten das Werk Franciskus-Xaverius' vollkommen zerstört. Erst drei Jahre nach ihrer Niederlassung in Nagasaki erfuhren die französischen Patres daß im Innern der großen Insel Kiushiu mehrere Dörfer, darunter der beträchtliche Marktflecken Urakami, letzterer nur wenige Ri von Nagasaki entfernt, von Christen bewohnt seien. Die Missionäre begaben sich dahin und übten dort ihr Amt, bis ihnen ihr geistlicher Vorgesetzter, der apostolische Delegat in Yokohama Mgr. Petitjean, auf den Wunsch des französischen Gesandten, untersagte die Vertragsgrenzen zu überschreiten, das heißt das den Fremden vertragsmäßig als Aufenthalt gestattete Gebiet zu verlassen.

Also unerachtet der grausamsten Verfolgungen, obgleich allen geistlichen Trostes beraubt, — denn seit 1638 hatte kein Missionär den Fuß auf japanischen Boden gesetzt, — blieben die Christen ihrem Glauben treu, bewahrten unter sich, obgleich verdunkelt und entstellt, die Haupt-Dogmen der christlichen Religion und empfingen das Sakrament der Taufe. Die Männer welche es spenden heißen Täufer, und das Amt ist in gewissen Familien erblich. Auch einige alte Gebetbücher fanden sich vor; wahrscheinlich von Franziskanermönchen herrührend, da sie die Anrufung des Heiligen dieses Ordens enthalten. Später erfuhr man daß sich auch auf den Gotoinseln und an der Südwestspitze von Niphon in vielen Gemeinden das Licht des Glaubens erhalten habe, allerdings getrübt durch Unwissenheit, Aberglauben und heidnische Gebräuche. Ein neuerliches Edikt der Regierung verurtheilt die christlichen Bewohner eines Dorfes bei Yedo zu schweren Strafen und liefert dadurch den Beweis

daß die christliche Religion bis in diese von dem Schauplatze der apostolischen Thätigkeit der ersten Missionäre so entlegene Gegend gedrungen sei. Man erklärt dies durch die Vermuthung daß die Regierung, zur Zeit der großen Verfolgungen, die Christen, wie gegenwärtig, nach verschiedenen Punkten des Inneren deportiren ließ. Zwischen dem ersten Erscheinen des heiligen Franciskus Xaverius und der Schlußkatastrophe am Papenberg verflossen neunzig Jahre; die Epoche der großen Bekehrungen umfaßt kaum ein halbes Jahrhundert, und dennoch, ungeachtet periodisch wiederkehrender Verfolgungen und unausgesetzter Plackereien, erhielt sich die christliche Tradition bis auf den heutigen Tag.

Gegen Ende 1869 verbreiteten sich in Yokohama dunkle Gerüchte von neuen Christenverfolgungen auf den Gotoinseln. Sir Harry Parkes, welcher an Bord eines Kriegsschiffes eben die neu eröffneten Vertragshäfen besuchte, begab sich sogleich nach Goto. Ich weiß nicht wie er die Dinge dort fand, aber auf der Rückreise war er, in Nagasaki, Zeuge der grausamen Behandlung welche den christlichen Bewohnern von Urakami widerfuhr. Am Neujahrstage 1870 wurden viertausend Menschen, Männer, Weiber, Greise und Kinder, ihren Wohnstätten entrissen, geknebelt an Bord einiger Djonken gebracht und nach unbekannten Orten abgeführt. Sir Harry Parkes gab seiner Entrüstung durch eine energische Protestnote an den Minister des Aeußeren Ausdruck. Den Statthalter von Nagasaki ersuchte er, in Erwartung neuer Befehle, die Einschiffung der unglücklichen Opfer aufzuschieben. Der Chi-ken-ji entschuldigte sich jedoch mit seinen Weisungen die in der That gemessen waren, und Sir Harry eilte nach Yokohama zurück. Die Trauerkunde von Urakami war dort bereits vor ihm angekommen, und die Mitglieder des diplomatischen Korps hatten unter dem ersten Eindruck, ohne sich mit einander vorläufig zu verständigen, gegen die Greuel-

that Verwahrung eingelegt. Man erwartete nur den brittischen Gesandten um einen Gesammtschritt zu thun. Jetzt begaben sich sämmtliche Missionshäupter nach Yedo und traten dort zu einer Konferenz zusammen welcher auch Sanjo, als Erster Minister, und Iwakura, noch nicht Minister aber schon die Seele der Regierung, als Mitglied des großen Rathes beiwohnten. Der englische Gesandte erzählte was er mit eigenen Augen gesehen, sprach aber mit größter Zurückhaltung und in den schonendsten Ausdrücken. Er wende sich, sagte er, an die Gefühle der Menschlichkeit des Mikado und seiner ersten Räthe. Auch aus Rücksichten der Klugheit würden sie den üblen Eindruck vermeiden wollen welchen ähnliche Maßregeln in Europa hervorrufen müßten. Mit den neuen so löblichen Reformenbestrebungen ständen sie jedenfalls in grellem Widerspruche. Hr. Outrey sprach mit Wärme von den lebhaften Sympathien Frankreichs für seine Glaubensgenossen. Uebrigens stellte er sich auf den Boden den sein englischer Kollege gewählt hatte. In sehr energischer Weise redete Hr. Delong, der Gesandte der Vereinigten Staaten, den verfolgten Christen das Wort. Hierauf nahm Iwakura das Wort. Den Reklamationen der Diplomaten stellte er die Beschwerden seiner Regierung entgegen. Die schwersten Anklagen wechselten mit den geringfügigsten, man könnte sagen, mit kindischen Beschuldigungen. Der Zweck war offenbar den Christen politische Verbrechen zur Last zu legen.

„Die (eingeborenen) Christen", sagte er, „weigern sich an dem landesüblichen Gottesdienst Theil zu nehmen. Damit begehen sie einen Akt der Rebellion gegen den Mikado, den Sohn der Götter, das Oberhaupt der von den Christen verschmähten Staatsreligion.

„Die Christen unterlassen die für Schmückung der Altäre bestimmten Blumen zu liefern.

„Sie vermeiden es unter der Furca (die Furca ist, wie bereits gesagt, das äußere Tempelthor), und durch die Tempelhaine zu gehen.

„Sie erkennen fremde Priester als Vorgesetzte an und verweigern der kaiserlichen Obrigkeit den schuldigen Gehorsam.

„Dem Brauche entgegen, lassen sie die Bonzen nicht zu bei Geburt ihrer Kinder, bei Eingehung der Ehe und bei Begräbnissen. (Das heißt sie verweigern den Bonzen die bei ähnlichen Anlässen erhobenen Sporteln.)

„Endlich, und hauptsächlich, seien sie Verschwörer, denn sie halten geheime Versammlungen; Rebellen gegen das Staats- und Religionsoberhaupt, gegen die Gesetze und Gebräuche des Landes."

Die Vertreter der Mächte widerlegten diese Behauptungen und forderten daß die deportirten Christen nach ihren Wohnsitzen zurückgebracht würden. Dagegen versprachen sie, im Einvernehmen mit Mgr. Petitjean, dafür zu sorgen daß kein katholischer Priester die Vertragsgrenzen ferner überschreiten noch bei den christlichen Bevölkerungen die Seelsorge ausüben werde.

Sanjo und Iwakura verlangten sich vorerst mit ihren Kollegen zu besprechen. Die Sitzung wurde also aufgehoben. Aber die Entscheidung ließ nicht auf sich warten. Sie lautete abschlägig. Die beiden japanischen Staatsmänner kamen nach Yokohama um sie den Diplomaten zu eröffnen. „Man könne nicht eine Maßregel zurücknehmen welche der Monarch gebilligt habe, welche bereits vollzogen sei, welche sich der Zustimmung des Landes erfreue. Es wäre eine Verminderung des kaiserlichen Ansehens, eine Herausforderung der öffentlichen Meinung. Mit Einem Worte, das Verlangen der Gesandten sei unzuläs-

sig.“ Hiebei blieb es. Eine, letzteren gleichzeitig überreichte, Denkschrift sagt:

„Die Regierung des Mikado bedauere daß gewisse Maßregeln welche gegen einige Unterthanen des Mikado ergriffen werden mußten das Mißfallen der fremden Minister erregt hätten.

„Die Regierung lege zu großen Werth auf die Pflege ihrer Beziehungen mit den auswärtigen Mächten um nicht alle gewünschte Auskunft zu geben, jedem möglichen Mißverständnisse vorzubeugen.

„Die japanische Regierung werde nie Menschen ihres Glaubens willen verfolgen, so lange diese nicht, wie dies der Fall in Urakami gewesen, die Absicht verrathen sich gegen die bestehenden Gesetze aufzulehnen.

„Die Regierung mische sich nie in Religionsangelegenheiten ihrer Unterthanen. Mehrere Fremdlinge die, als (protestantische) Missionäre hieher gekommen, seien in den japanischen Staatsdienst getreten und lehren Wissenschaften und fremde Sprachen in den öffentlichen Schulen. Der Verbreitung fremder Bücher, selbst wenn sie von religiösen Fragen handeln, werde kein Hinderniß in den Weg gelegt. Viele solcher Bücher wurden in die Landessprache übersetzt und seien in den Buchhandlungen zu finden. Alles Beweise von der Freisinnigkeit und Duldsamkeit der Regierung in Fragen der religiösen Ueberzeugungen.

„Wenn aber unsere Unterthanen sich taufen lassen in der Absicht ungescheut Verschwörungen anzuzetteln und die Verachtung der Grundgesetze des Reiches frech zur Schau zu tragen; wenn ganze Gemeinden dem Mikado den Gehorsam verweigern, und ihre Katechisten (die Täufer) ihnen den Schutz der Fremden in Aussicht stellen, dann, allerdings, könne die Regie-

rung nicht unthätig bleiben. Zum Schutze des Ansehens, der Ehre, der Machtfülle des Kaisers müsse sie die nöthigen Maßregeln ergreifen, seine verirrten Unterthanen mit Gewalt zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten nöthigen. Diese Pflicht werde den Ministern auferlegt durch die Macht der Umstände, die Erbitterung der öffentlichen Meinung, durch die Erinnerung an die traurigen Vorgänge zu welchen vor zwei Jahrhunderten das Auftreten der katholischen Missionäre die Veranlassung gab. Noch heute verlange die allgemeine Stimme daß ähnliches Unheil nicht wieder gestattet, die Unabhängigkeit der Nation nicht wie damals wieder gefährdet, der Thron nicht dem Untergange nahe gebracht werde."

So endigte diese Verhandlung mit einer kategorischen Abfertigung. Sie hatte kein anderes Ergebniß als die Schwächung des moralischen Ansehens der fremden Gesandten und die von letzteren übernommene Verpflichtung den katholischen Missionären die Ausübung ihres Apostolats außerhalb der engen Vertragsgrenzen zu untersagen.

Es geschah bereits der energischen Sprache Erwähnung welche der Gesandte der Vereinigten Staaten in jener denkwürdigen Konferenz geführt hat. Präsident Grant, theils unter dem Einflusse der Bibelgesellschaften, theils in einer Anwandlung von edler Entrüstung, billigte nicht nur Hrn. Delong's Benehmen sondern erklärte sogar die Absicht mit Frankreich ein Einschreiten zu Gunsten der japanischen Christen zu verabreden. In der That, machte das Kabinet von Washington in Paris und London Eröffnungen in diesem Sinne. Der bald darauf zwischen Frankreich und Deutschland ausgebrochene Krieg brachte die Angelegenheit in Stockung.

Die japanischen Minister hatten auf das Feierlichste versichert daß die christlichen Deportirten gut behandelt würden.

Bald erfuhr man das Gegentheil. In kleine Banden getheilt waren diese Unglücklichen, auf verschiedene Punkte der großen Insel (Niphon) zerstreut, einzelnen Daimio zur Bewachung überliefert oder nach der Umgegend von Kiyôto und Yedo geschleppt worden. Sie schmachteten in dunklen Löchern und wurden behandelt wie das Vieh. Die wenigen welche unter diesen Leiden ihren Glauben abgeschworen hatten erhielten die Erlaubniß sich den Tag über als Arbeiter zu verdingen; die Widerspenstigen, nämlich die in ihrem Glauben treu Ausharrenden, blieben Tag und Nacht eingekerkert. Die Einen wie die Andern erhielten eine spärliche Ration an Lebensmitteln, gerade hinreichend um sie vor dem Hungertode zu bewahren. So lauten die hier gewissenhaft und ohne Uebertreibung gegebenen Auskünfte welche man zuerst durch einen amerikanischen (protestantischen) Missionär erhielt, und die ein von Sir Harry Parkes auf Kundschaft ausgesandter Konsulatsbeamte bestätigte. Uebrigens besuchte dieser Agent nur drei Orte wo sich gefangene Christen befanden. In zweien wurden sie, seiner Aussage nach, mit einiger Menschlichkeit behandelt. *)

Man versichert daß zu Ende des vorigen Jahres ungefähr ein Drittel der Deportirten aus Urakami dem Hunger, der Kälte, Krankheiten und moralischen Qualen erlegen waren. Vielleicht, hoffentlich aber nicht wahrscheinlich, ist diese Angabe übertrieben. Gewiß ist daß der Tod die Reihen der Märtyrer lichtet. Einige Wenige haben ihren Glauben abgeschworen. Dafür, wie bereits erwähnt, durften sie unter Tages ihre verpesteten Kerker verlassen. Während der Nacht wurden sie wie-

*) Später scheint die Regierung ihre grausamen Maßregeln etwas gemildert zu haben. Ein Dekret vom 2. März 1872 verordnete die Heimsendung der abtrünnig gewordenen Christen. Die Treugebliebenen schmachten nach wie vor im Gefängniß. Viele hat der Tod erlöst.

der eingesperrt. Die übrigen, die große Mehrzahl, würdige Söhne der Märtyrer des siebenzehnten Jahrhunderts, geben das erbauliche Beispiel der christlichen Standhaftigkeit und Treue.

Das in den Einzelnheiten bisher wenig bekannte Benehmen der fremden Minister erfuhr verschiedene Beurtheilung. Die europäischen Kaufleute waren es wohl zufrieden daß jede den Handel störende Verwickelung glücklich vermieden wurde. Einige erhoben sich zu einem humanitarischen Standpunkte. Als Menschenfreunde tadelten sie die Schwäche welche die Vertreter der Mächte an den Tag legten. Letztere hätten sämmtlich genau dieselbe und zwar eine drohende Sprache führen sollen; dann hätte die japanische Regierung nachgegeben, die Minister sich das wohlfeile Verdienst erworben viertausend arme Teufel zu retten; sie hätten sich die Demüthigung erspart unter ihren Augen harmlose Leute zu Tode quälen zu sehen, unschuldige Opfer ihres religiösen Fanatismus und des politischen ihrer Henker. Endlich gibt es in Yokohama auch einige wenige, gläubige und eifrige Christen, Katholiken und Protestanten. Diese beweinten das schreckliche Loos ihrer Glaubensbrüder und machten die Häupter der Gesandtschaften dafür verantwortlich. Auch sie meinten, ein kräftigeres Auftreten hätte den Widerstand der japanischen Regierung gebrochen.

Ich theile den Schmerz um die Märtyrer; ich theile nicht die ungünstige Beurtheilung der diplomatischen Dazwischenkunft.

Dieser Vorfall in Urakami berührt staatsrechtliche Fragen von großer Tragweite. Eine kurze Erörterung sei mir gestattet.

Ich gebe, obgleich zweifelnd, zu daß wenn sämmtliche fremde Vertreter genau dieselbe Sprache geführt, wenn in ihr gewisse Abstufungen, die dem scharfen Verstande Iwakura's nicht entgehen konnten, die Gesandten nicht von vorneherein zum Theil ent-

waffnet hätten, ich gebe zu daß dann vielleicht ein besseres Ergebniß möglich war. Aber die vorläufige Vereinbarung einer ganz gleichen Sprache bildet ja eben in der Diplomatie, bei gemeinschaftlichem Auftreten, die große Schwierigkeit. Außer der gemeinsamen Angelegenheit welche ihrer Natur nach immer vorübergehende Interessen zum Gegenstande hat muß ein jeder der Repräsentanten darauf bedacht sein die seinem Lande eigenthümlichen permanenten Interessen zu wahren, und diese letzteren sind von denen der Staaten welche seine Kollegen vertreten oft sehr wesentlich verschieden. Wer je in einer europäischen Konferenz saß weiß wie schwierig es ist, selbst zwischen Bevollmächtigten nahe verbündeter Mächte, dieselbe Sprache und Haltung zu verabreden. In dem vorliegenden Falle lastete auf Sir Harry Parkes, in Anbetracht der ungeheuren englischen Kapitalien die dermalen im japanischen Handel angelegt sind, eine schwere Verantwortlichkeit. Daher seine Zurückhaltung und der Mangel an Energie die man ihm vorwirft. Frankreich hat sich die Sendung gegeben die katholischen Interessen in nicht christlichen Ländern zu vertreten. Daher Hrn. Outrey's verhältnißmäßige Wärme; aber diese Wärme wurde bedeutend abgekühlt durch politische und kommerzielle Rücksichten. So viel war klar daß er sich von seinem englischen Kollegen nicht trennen, und daß letzterer in den Vorgängen von Urakami gewiß keinen Casus Belli finden würde. Iwakura konnte dies nicht entgehen. Ich weiß nicht wie sich der Geschäftsträger des norddeutschen Bundes aussprach; ich vermuthe wie der Vertreter einer Großmacht der seine Stimme erhebt ohne die Interessen der, in diesen Meeren nicht unbeträchtlichen, deutschen Schifffahrt bloßzustellen. Der amerikanische Gesandte protestirte energisch. Aber seine Kollegen wußten nicht ob die Regierung von Washington sich für einverstanden

erklären, ob sie zur Handlung geneigt, ob sie auch allein zur Anwendung der Waffengewalt schreiten würde in dem wahrscheinlichen Falle, daß England, in dem möglichen daß Frankreich passiv blieben.

Rußland das in Japan keine Handelsinteressen und dermalen keine Gesandtschaft besitzt, Oesterreich welches hier weder Handels- noch politische Interessen zu wahren hat und zu jener Zeit noch keinen diplomatischen Agenten beim Mikado beglaubigt hatte, Oesterreich und Rußland waren in der Konferenz unvertreten und genossen sonach des zuweilen sehr wesentlichen Vortheiles der Abwesenheit.

Man sagt, Japan hätte nachgegeben wäre die Sprache der Gesandten eine drohende gewesen. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Große Regierungen drohen nur wenn sie zur Handlung entschlossen und bereit sind. Der Drohung, war sie einmal ausgesprochen, mußten, falls sie wirkungslos blieb, die Zwangsmaßregeln auf dem Fuße folgen. Verfügten die Gesandten über die nöthigen Streitkräfte, Truppen und Schiffe um die Feindseligkeiten zu eröffnen? Nein. Man mußte also dann entweder schmählich zurückweichen oder sich in Abenteuer stürzen und Ereignisse von unabsehbarer Tragweite hervorrufen: Sturz der gegenwärtigen japanischen Minister die, im Vergleiche mit ihren Gegnern, Freunde der Fremden sind; Uebergang der Regierungsgewalt an die altkonservative, antieuropäische Partei, gänzliche Stockung des Handels, Wiederbeginn der isolirten Mordthaten und mögliche Angriffe gegen die Faktoreien. Um viertausend Japaner zu retten, setzten die Gesandten zweitausend Europäer dem Bankeroutt, dem Verluste ihres Lebens aus und verwickelten überdies ihre Regierungen in Krieg.

Rechtsgründe für eine diplomatische Einmischung suche ich

vergebens. Die Verträge sichern den Fremden in den offenen Häfen die freie Ausübung ihrer Religion. Der eingeborenen Christen thun sie mit keinem Worte Erwähnung. War ja doch ihr Dasein den beiden Bevollmächtigten welche jene Verträge unterzeichneten, Lord Elgin und Baron Gros, vollkommen unbekannt. Die einzige Verpflichtung welche die japanische Regierung außerdem in Bezug auf das Christenthum übernahm ist die, zuerst mit den Niederlanden vereinbarte, Abstellung der „beleidigenden Uebungen".

Also von dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit und praktischen Ausführbarkeit ebensowohl als von dem Rechtsstandpunkte aus beurtheilt, scheint mir das Benehmen der Gesandten gerechtfertigt. Der moderne, der konfessionslose Staat hat auf das Recht verzichtet die Christen im Auslande zu schützen wenn er nicht durch besonderes Uebereinkommen hiezu ermächtigt ist. Zu Gunsten der Humanität mag er, mit oder ohne Erfolg, die Stimme erheben. Aber das Christenthum von dem er sich losgesagt zu vertheidigen hat er weder Recht noch Beruf. Kann er die schwankenden, schwer zu definirenden Rücksichten der Philanthropie als Rechtsgründe für ein bewaffnetes Einschreiten geltend machen? Ich bezweifle es. In dem gegebenen Falle werden die feurigsten Philanthropen zugeben müssen daß ein Einschreiten der Mächte höchst wahrscheinlich mehr Blutvergießen und mehr Jammer verursacht hätte als die Henker der armen Christen von Urakami.

Nachdem die Repräsentanten der Mächte die Klugheit und die Großmuth der japanischen Regierung fruchtlos angerufen hatten, blieb ihnen nichts übrig als sich auf die Rolle passiver Zeugen zu beschränken, passiver und ohnmächtiger Zeugen der Greuelthaten die von dem philanthropischen Ministerium des Fortschrittes unter ihren Augen an ihren Glaubensgenossen verübt wurden.

(2. Oktober.) Das letzte Stück Japan, die Goto=Inseln, versinkt hinter uns im Meere. Die New=York dampft fort, immer ihre vorschriftmäßigen zehn Meilen in der Stunde. Das Gelbe Meer, dieser sonst so ungeschlachte Geselle, hat für uns nur gnädiges Lächeln. Der Reisende benutzt also die ruhigen Stunden der Ueberfahrt um seine Eindrücke zu sammeln und seine Gedanken über die politischen Zustände Japans auf diesen Blättern niederzuschreiben.

* *
*

Die ersten Europäer welche im Reiche der aufgehenden Sonne erschienen waren Portugiesen. In den Häfen von Kiushiu, der südlichsten von den vier großen Inseln welche Japan bilden, warfen sie ihre Anker. Gleichzeitig landete Franciskus Xaverius. Damit beginnt die Epoche der glänzenden Geschäfte in den portugiesischen Faktoreien und zugleich die Epoche der massenhaften Bekehrungen zum Christenthum. Sie umfaßt ungefähr neunzig Jahre.*) Fabelhafte Gewinne, etwa wie deren in unsern Tagen während einiger Jahre in Shanghai und Honkong gemacht wurden, bereicherten Makao, damals das große Emporium des portugiesischen Handels im fernsten Orient. Zu den schönsten Hoffnungen berechtigten die ersten Erfolge der Missionäre. Auf der Insel Kiushiu, im Fürstenthume Nagato (Chioshiu), in den Domänen des Fürsten von Tosa, auf den Goto=Inseln, auf Firando entstanden viele christliche Gemeinden. Selbst in Kiyôto, am Sitze des Mikado, ward das Kreuz gepflanzt. Aber der Rückschlag ließ nicht warten. Menschen und Dinge scheinen sich gegen die Kaufleute aus Lissabon und Porto und zugleich gegen die Missionäre zu

*) Von 1549 bis 1638.

verschwören: der Haß der Bonzen, der verletzende Uebermuth der plötzlich reich gewordenen Portugiesen, der zunehmende Argwohn des Shogun gegen die vorlauten Emporkömmlinge; die unbedachten Aeußerungen eines kastilischen Edelmannes der ihm von der unwiderstehlichen Macht Philipp's II. sprach; die Besitzergreifung der Philippinen durch die Krone Spanien und das dadurch gesteigerte Mißtrauen der japanischen Machthaber; endlich und hauptsächlich, die Umtriebe der Holländer, damals der bittersten Feinde und gefährlichsten Nebenbuhler der Portugiesen in Asien. So tritt der Umschwung ein. Den neuen Glauben treffen gesetzliche Beschränkungen, dann theilweise Verfolgung, zuletzt absolutes Verbot. Wer sich taufen läßt verfällt dem Tode. So standen die Dinge in den letzten Jahren der Regentschaft Taiko-Sama's und unter dem ihm folgenden Shogun. Der Aufstand einer christlichen Gemeinde an welchem sich einige Portugiesen betheiligten, führte die Schlußkatastrophe herbei. Im selben Jahre*) wurden die portugiesischen Residenten vertrieben, die Holländer welche auf der Insel Firando eine Faktorei gegründet hatten in der portugiesischen Niederlassung von Deshima aufgenommen, die Ausrottung des Christenthums mit der Hinschlachtung der Missionäre und der Ertränkung mehrerer Tausende eingeborner Martyrer besiegelt.

Von jenem Tage bis zur Ankunft des nordamerikanischen Geschwaders**), also während mehr als zweihundert Jahren, blieb Japan hermetisch verschlossen. Während dieser langen Epoche übten die auf ihrer kleinen Insel eingesperrten holländischen Kaufleute das Monopol des Handels mit Europa.

---

*) 1638.

**) Commodore Perry kam 1844 an und schloß seine berühmten Verträge im darauf folgenden Jahre.

Was die Welt von diesem geheimnißvollen Reiche wußte, verdankte sie den alten Missionären und den holländischen Kaufleuten, insbesondere zwei deutschen Gelehrten, dem Doktor Kämpffer der am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts als Arzt der Faktorei von Deshima prakticirte, und in neuerer Zeit dem gleichfalls in Deshima angestellten Doktor Siebold. Aber diese beiden Männer lebten auf der kleinen Insel und wurden, wenn sie die sogenannte Botschaft der Faktorei nach Yedo begleiteten, als Gefangene behandelt. Die Auskünfte welche sie geben waren also meist auf indirektem Wege gesammelt. Vor ihnen, zur Zeit der Portugiesen, reisten die Missionäre im Inneren ohne Hinderniß. Aber ihre Aufgabe war die Rettung der Seelen mehr als die Bereicherung der Wissenschaft. Daher geben ihre werthvollen wenn gleich lückenhaften Aufschlüsse keinen klaren Einblick in die damaligen Zustände des Reichs. Auch manche Irrthümer hatten sich eingeschlichen. Einer derselben sollte, wie der Leser sogleich sehen wird, zweihundert Jahre später, auf die Geschicke Japans einen wesentlichen Einfluß üben.

Von jeher bestand einiger Verkehr zwischen diesem Lande und China; zu wiederholten Malen fühlte es, trotz der Entfernung, den Rückschlag der Ereignisse die sich im „himmlischen" Reiche vollzogen. Die Halbinsel Korea, dem Namen nach der Oberherrlichkeit des Kaisers von China unterworfen, mehrmals von japanischen Heeren angegriffen und besetzt, bildete das geographische Band zwischen den beiden großen Nationen mongolischer Abkunft. Von China, über Korea, drang der Buddhism ein, kamen die philosophischen Definitionen, die Moralmaximen des Konfucius, ja selbst gewisse in China vorherrschende politische Doktrinen nach Japan. Später wurden sogar die chinesischen Schriftzeichen angenommen, in geistiger politischer und materieller Beziehung, ein neuer und großer Schritt der An-

näherung. Je mehr unsere Linguisten im Studium der japanischen Sprache und Literatur, in der Kenntniß japanischer Zustände vorschreiten, je mehr offenbart sich der in diesem Lande stets bedeutende Einfluß des Reiches der Mitte. In richtiger Auffassung dieser geschichtlichen Thatsache, ertheilte der König der Niederlande, als der Opiumkrieg*) zur Eröffnung einiger chinesischer Häfen geführt hatte, dem Shogun den wohlgemeinten Rath dem Beispiele China's zu folgen. „Thut es", schrieb er ihm, „lieber freiwillig als gezwungen. Erspart Euch eine Demüthigung." Die Antwort des Shogun lautete ablehnend. Die Regierung der Vereinigten Staaten, deren Schifffahrt im nördlichen Theile des Stillen Weltmeeres an Bedeutung gewann, unternahm es mit Japan in Verkehr zu treten und, im Wege der Verhandlung oder durch Gewalt, die Eröffnung einiger Häfen zu erlangen. Ein Geschwader, unter dem Befehle der Kommodore Perry, erschien zweimal vor Yedo. Mit Hilfe des moralischen Mittels der Kanonen, wurde nach kurzen Verhandlungen ein Friedens- und Freundschaftsvertrag vereinbart und in dem Dorfe Kanagawa unterschrieben.**) Zwei Häfen wurden den amerikanischen Schiffen und Kaufleuten eröffnet. Aehnliche Zugeständnisse erlangten bald darauf England und Rußland, vertreten durch die Admirale Sterling und Putiatin.***)

Aber in Yedo gab das Erscheinen der Europäer zu blutigen Auftritten Anlaß. Die den Fremden feindselige Partei blieb nicht unthätig. Der Shogun starb in seinem Palast durch Gift oder Dolch. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes übernahm der weise und gemäßigte Ji-Kamon-no-Kami die Leitung

---

*) 1844.

**) 31. März 1854.

***) Die englische Konvention wurde im Oktober 1854 unterzeichnet. Der russische Vertrag ist nicht veröffentlicht worden.

des Staates als Regent. Aber auch er galt für Europa freundlich. Am Eingange des Schlosses von Yedo, bei hellem Tage, wurde er ermordet, sein Kopf nach Kiyôto geschickt und dort öffentlich ausgesetzt. Der Schlag war vom Fürsten von Mito ausgegangen. Ein Ritter im Dienste des Regenten erschlug den Vater des Fürsten.

Die Holländer hatten durch die Verträge mit Nordamerika, England und Rußland ihr lang genossenes Monopol thatsächlich verloren. Sie traten in Verhandlung und erwarben einige Zugeständnisse Das wichtigste erschließt ihnen die andern Nationen geöffneten oder zu eröffnenden Häfen.*) Die Faktorei in Deshima wurde (damals noch) aufrecht erhalten, und die japanische Regierung versprach die Abschaffung des Gebrauches das Krucifix mit Füßen zu treten. Bald darauf brach der letzte chinesische Krieg aus. Für die siegreichen Westmächte, England und Frankreich, eine günstige Gelegenheit auch in Japan mit neuen Forderungen aufzutreten, das abgeschlossene Reich dem Handel und der Civilisation zu eröffnen. Die Flotten, die englische mit Lord Elgin, die französische mit Baron Gros an Bord des Admiralschiffes, erschienen rasch nach einander im Golfe von Yedo und schlossen mit dem Shogun die Verträge**) welche noch heute in Kraft sind. Hier folgen ihre wesentlichsten Bestimmungen.

Diplomatische Agenten werden ihren Sitz in Yedo nehmen, Konsularagenten in den geöffneten Häfen. Diese Häfen sind Hakodate, Kanagawa (Yokohama) und Nagasaki. Später wurden Hiôgo und Niigata hinzugefügt. Französische und englische

*) S. Vertrag abgeschlossen zu Nagasaki im November 1855. Zusatzartikel vom Jänner 1856.

**) Der englische Vertrag wurde am 26. August, der französische am 9 Oktober 1858 unterzeichnet.

Unterthanen können sich dort niederlassen, Häuser bauen, Handel treiben, Kirchen errichten und ihre Religion ausüben. Innerhalb einer gewissen Frist sollen sie auch in Ôsaka und Yedo zugelassen werden, jedoch nur um dort Handel zu treiben (was das Recht der Ausübung ihrer Religion auszuschließen scheint). Nur der diplomatische Missionschef und der Generalkonsul haben das Recht im Inneren zu reisen. In den auf die freie Religionsübung der Fremden bezüglichen Absätzen nehmen die Bevollmächtigten Akt von der mit den Niederlanden vereinbarten Abschaffung der das Christenthum verunglimpfenden Gebräuche. Endlich wurde die Revision der Verträge nach Ablauf von zwölf Jahren festgesetzt. Aehnliche Verträge schlossen später Preußen, Spanien, Belgien und, vor zwei Jahren, Oesterreich.

Die Missionäre des siebenzehnten Jahrhunderts hatten zuerst die Meinung verbreitet daß Japan von zwei Kaisern beherrscht werde. Der eine regiere die Seelen, der andere das Reich. Die Gelehrten in Deshima theilten diese Ansicht welche uns allen, als Kindern, beim Unterricht in der Geographie, beigebracht wurde. Der eine, der Mikado, übe die geistliche Macht, die weltliche liege in den Händen des Shogun. Lord Elgin, Baron Gros, vor ihnen die Admiräle welche die ersten Konventionen mit Japan unterzeichneten, verhandelten daher mit dem Shogun und schlossen mit ihm die Verträge. Erst später entdeckte man daß die Shogune, obgleich seit dem zwölften Jahrhunderte in den wichtigsten Landestheilen mehr oder weniger im Besitze der Macht, doch nur die ersten Vasallen der Kaiser waren, daß sie der Berechtigung ermangelten mit ausländischen Mächten in Verhandlung zu treten, und die letzten Verträge gegen den Willen des Mikado abgeschlossen hatten. Es zeigte sich daß der damalige Machthaber in Yedo, bereits in seiner Stellung erschüttert, aus seinen Beziehungen zum Auslande Vortheil zu ziehen, den kaiser-

lichen Hof von Kiyôto und die großen Daimio, seine Gegner, einzuschüchtern gedachte. Letztere drängten damals den Kaiser zum Bruche mit dem Shogun. Ob dieser, wie behauptet wird, um die Fremden in ihrem Irrthum zu bestärken, geflissentlich den chinesischen Titel Taikun annahm, weil dies Wort den Begriff der Landeshoheit ausdrückt, während Shogun oberster Befehlshaber der Armee bedeutet, lasse ich dahin gestellt. Gewiß ist daß die Haltung des Shogun in ihren Folgen seinen Erwartungen nicht entsprach, ja im Gegentheile zu einer Verbündung der Gegner und zur Abschaffung des Shogunats führte. Die oberste Gewalt wurde, dem Namen nach, wieder in den Händen des Mikado vereinigt. Thatsächlich ging sie auf die Häupter der vier großen Klane über oder, eigentlicher, wurde sie von ihren Agenten, die jetzt Räthe und Minister des Kaisers sind, an sich gerissen. Jedenfalls mußte die Ankunft der Europäer früher oder später die inneren Zustände des Reiches wesentlich umgestalten; aber die irrige Ansicht der Bevollmächtigten von England und Frankreich daß der Shogun der gesetzmäßige weltliche Herrscher sei, die Thatsache daß sie mit ihm verhandelten und nicht mit dem Mikado, beschleunigte das Zustandekommen des Bundes zwischen den dem Shogun feindlichen Großen, und die Abschaffung des Shogunates. Die Interessen der Europäer haben dadurch nicht gelitten. Im Gegentheile, die innere Zerrüttung gestattete ihnen um so leichter Fuß zu fassen. Aber für Japan war das plötzliche Verschwinden des Hofes von Yedo ein verhängnißvolles Ereigniß.

Nach Abschluß der Verträge ward zur Ausführung der einzelnen Artikel geschritten. Die fremden Gesandtschaften ließen sich in Yedo nieder, die Konsuln und Kaufleute auf dem Gestade von Yokohama wo, in wenigen Jahren, eine beträchtliche Stadt emporwuchs. Das russische Kabinet ernannte keinen

diplomatischen Vertreter, sondern begnügte sich mit der Errichtung von Konsulaten in Yokohama und in Hakodate auf der Insel Yezo, dem den russischen Besitzungen am Stillen Weltmeere nächst gelegenen Punkte. Es befolgte hiebei den alten und weisen Grundsatz daß eine diplomatische Vertretung gerechtfertigt sein müsse durch das Dasein wirklicher und großer Interessen welche die Regierung verpflichtet und bereit ist, nöthigenfalls, mit Waffengewalt zu schützen. In dieser Weise wurden die in diesen Meeren noch unbedeutenden Handels- und Schifffahrtsinteressen Rußlands hinreichend gewahrt und, durch die diplomatische Abwesenheit, die eventuelle Einmischung in Angelegenheiten vermieden welche dem russischen Reiche fremd waren. Es war dabei nichts zu gewinnen und Manches zu gefährden. Daß die Lage der Europäer in Japan eine schwierige und wenig gesicherte sei, zeigte sich mit jedem Tage mehr. Man hatte mit dem Shogun Verträge geschlossen. Man wußte wenig, man wußte fast nichts von den Vorgängen im Innern, am kaiserlichen Hofe zu Kiyôto, am Hofe des Shogun in Yedo, im Lager der verbündeten Daimio. Ein undurchdringlicher Schleier verhüllte die Zustände des Reiches. Man erfuhr daß die Häupter des Bundes die Vertreibung der Fremdlinge verlangten und vorbereiteten; daß die oberen Schichten der Nation die Fremden haßten, daß die Regierung des Shogun mit der man verhandelt hatte in ihren Grundfesten erschüttert, vielleicht dem Sturze nahe war. Dennoch stützten sich die Gesandten auf den Shogun, entschlossen ihn ihrerseits zu unterstützen, ohne zu bedenken, vielleicht auch weil man keine Wahl hatte, daß ihn der moralische oder gar der materielle Beistand der Ausländer in den Augen der Nation herabsetzen, mittelbar seinen Untergang beschleunigen müsse.

Um diese Zeit drehte sich Alles um die immer mehr her-

vortretende Schwächung des Shogunates. Was waren die Ursachen dieser Schwächung? Niemand konnte mir hierüber befriedigenden Aufschluß geben. Man spricht von Verderbtheit, Käuflichkeit, Verrath. Dies sind Worte. Thatsachen hat mir Niemand geben können. So dichtes Dunkel ruht noch heute über Ereignissen die unter den Augen der Europäer vorgingen. Was man hierüber erzählt, sind reine Vermuthungen. Iwakura allein antwortete mir auf diese Frage klar und bündig. „Der Shogun", sagte er mir, „fiel unter der allgemeinen Verachtung, unter dem Hasse der japanischen Nation welche mit Liebe und Treue an ihrem rechtmäßigen Beherrscher, dem Mikado, hängt." — „Aber", entgegnete ich, „wie kommt es daß die ihren Kaiser so sehr liebende Nation den Usurpator durch siebenhundert Jahre ertrug, und warum erwachte diese so lange schlummernde Treue gerade jetzt und mit Einem Male?" Hierauf blieb mir der Minister die Antwort schuldig.

Hiemit wäre also ein wichtiger Punkt festgestellt: als die Europäer erschienen, fanden sie das Shogunat, welches seit dem zwölften Jahrhundert mit wechselnden Geschicken bestanden hatte, aus unbekannten Gründen, erschüttert.

In Kiyôto wurde von den Kuge, dem alten hohen Hofadel, die Behauptung aufgestellt, die Verträge mit den Europäern bedürften, um in Wirksamkeit zu treten, der Genehmigung des Mikado. Es war der erste Stoß den die Hofpartei dem Shogun versetzte. Von jenem Augenblick an suchten beide, letzterer um seine bedrohte Macht zu stärken, der Mikado um die ihm seit Jahrhunderten geschmälerte wieder herzustellen, die Unterstützung der Europäer. Kiyôto wurde ein Herd von Intriguen.

Zu jeder Zeit spielte, wie es scheint, der Süden in den japanischen Revolutionen eine bedeutende Rolle. Agenten wurden dahin entsandt. Ihre Aufgabe war die öffentliche Mei-

nung gegen den Shogun zu entflammen, ihn zu beschuldigen daß er das Land den Barbaren überliefere. Gewaffnet wurde von beiden Seiten. Der Shogun sowohl als die großen Daimio stellten fremde Officiere als Lehrer an, kauften Hinterlader und Kanonen in Europa, bestellten Kriegsschiffe auf europäischen Werften. Die Häuptlinge der drei großen Klane von Satsuma, Choshiu und Tosa, denen sich der von Hizen später anschloß, verlangten im Verein mit den Kuge, laut und offen, die Vertreibung der Ausländer und richteten an den Mikado das Ansinnen, er möge den Shogun beauftragen die Eindringlinge in das Meer zu werfen. Der Befehl wurde wirklich gegeben. Der Shogun antwortete mit einer Entschuldigung: seine Kräfte gestatteten es nicht. Die Leiter der Bewegung, welche immer mehr unter den drängenden Einfluß ihrer Samurai, Zweischwertmänner, überhaupt der Militärkaste geriethen, forderten nun die Bestrafung des Shogun. Der Mikado, sagten sie, möge selber den Vertilgungskampf gegen die Barbaren aufnehmen. Dieser Schritt blieb erfolglos, weil sich damals der Mikado in den Händen des Fürsten von Aidzu befand, eines der mächtigsten Daimio im Norden, zur Zeit Militär-Gouverneurs von Kiyôto, eines Freündes und Verwandten des Shogun. Da versuchte der Fürst von Choshiu, der auch unter dem chinesischen Namen Nagato bekannt ist, um sich der Person des Mikado zu bemächtigen, einen Handstreich gegen Kiyôto.*) Die Choshiu drangen in die Stadt, griffen die Kriegsleute des Fürsten von Aidzu an, wurden aber geschlagen und zurückgeworfen. Sie zogen also nach Hause, das heißt nach der Südspitze von Niphon, gegenüber von der Insel Kiushiu. Für den Augenblick waren der Fürst von Aidzu

*) 1864.

und der Shogun am Hofe des Mikado, der sich in ihrer Macht befand, die Herren. Sie zwangen ihn den Shogun mit der Bestrafung der Choshiu zu beauftragen. Um diese Zeit begaben sich die fremden Gesandten nach Hiôgo um den Mikado um die Ratifikation der Verträge zu bitten. Hr. Roche bot zur Unterwerfung der Choshiu die französischen Streitkräfte an. So wie die Dinge standen, war dies eine militärische Intervention zu Gunsten des Shogun. Der Mikado lehnte wie natürlich das Anerbieten ab, genehmigte aber die Verträge.

Mittlerweile hatten zwei Zwischenfälle stattgefunden. Seit längerer Zeit verlangten die Engländer für gewisse Unbilden von dem Fürsten von Satsuma fruchtlos Genugthuung. Jetzt bombardirten sie seine Hauptstadt Kagoshima.*) Im folgenden Jahre beschossen Schiffe der vier Vertragsmächte, wegen feindlicher Angriffe auf ihre Flaggen, die Stadt Shimonoseki welche den westlichen Eingang des „Inneren Meeres" beherrscht und dem Fürsten von Choshiu gehört. Die Stadt wurde eingeäschert. Beide Vorgänge machten die Japaner nachdenklich. Sie erkannten die Ueberlegenheit der Europäer. Da traten die Häuptlinge der Satsuma und der Choshiu mit den fremden Gesandten in Verkehr. Bald nahmen diese Beziehungen einen freundlichen Charakter an.

Zweimal zog der Shogun gegen die beiden eben genannten Klane zu Felde. Noch harrte man der Entscheidung als ihn, im Schlosse von Ôsaka, der Tod ereilte.**) Einige Monate darauf folgte ihm der Mikado in das Grab***), und der gegenwärtige Kaiser, kaum zwölf Jahre alt, bestieg den erschütterten Thron seiner Ahnen. Keiki, ein jüngerer Sohn des

*) 1863.
**) Ende 1866.
***) Februar 1867.

Fürsten von Mito, wurde mit der Würde des Shogunats bekleidet. Gegen den Wunsch seines Vaters und der übrigen Verwandten, sämmtlich Erbfeinde der Shogune, nahm er sie an und bezog das Schloß in Kiyôto, erklärte aber seine Absicht bei der Wiederherstellung der kaiserlichen Vollgewalt mit zu wirken und das Shogunat niederzulegen, sobald die zu einem Großrath berufenen Daimio die neue Verfassung votirt hätten. Eine solche Versammlung wurde in der That ausgeschrieben. Mehrere Daimio kamen. Aber die Häuptlinge der Satsuma, der Choshiu und der Tosa umringten die Stadt mit ihren Streitkräften.*)

Entscheidende Ereignisse folgten. Am 3. Jänner**) drangen Kriegsleute des Fürsten von Satsuma in Kiyôto ein, erwirkten von dem Mikado den Befehl an den Shogun das Schloß, an Aidzu den kaiserlichen Pälast zu räumen den sie sogleich besetzten. In ihrer persönlichen Sicherheit bedroht, verließen Keiki und sein Freund noch am selben Tage Kiyôto, und zogen sich eilends nach Ôsaka zurück. Schon am folgenden Morgen trafen sie dort ein. Während sie sich am Marsche, eigentlich auf der Flucht befanden, erschienen bereits, im Namen des Kaisers, mehrere wichtige Edikte. Der Mikado erklärte seine kaiserliche Gewalt sei hergestellt und erstrecke sich fortan gleichmäßig über alle Theile des Reiches. Das Shogunat sei aufgehoben. Ein anderes Dekret enthielt die Grundsätze der neuen Verfassung. Da beredete der Fürst von Aidzu den Shogun einen letzten Versuch zu wagen. Vereinigt marschirten sie gegen Kiyôto. Bei Fujimi, fünf Meilen von der Hauptstadt, kam es zwischen ihren Truppen und den Satsuma und Choshiu

*) December 1867.
**) 1868.

zu einer blutigen Schlacht. Sie endigte mit der Niederlage der Angreifer und ihrem Rückzuge nach Ôsaka. Dort angelangt, ließ der Shogun das Schloß verbrennen und kehrte dann am Bord einer seiner Fregatten nach Yedo zurück. Dahin richteten sich auch die siegreichen Klane auf dem Landwege. Von einem nahen Verwandten des Mikado befehligt zogen sie, fast ohne Schwertstreich, in Yedo ein. Der Shogun war in den Tempel von Ueno geflüchtet. Man gestattete ihm freien Abzug auf seine Güter. Dort lebt er seither, unbelästigt, in tiefer Zurückgezogenheit.

So endigte das Shogunat nach siebenhundertjährigem Bestande.

Der Fürst von Aidzu führte seine Kriegsleute nach seinen Landen zurück, schloß mit mehreren Daimio den sogenannten Nordbund und setzte den Krieg noch einige Zeit fort. Eine am Schluß des Jahres*) erlittene Niederlage machte zugleich dem Nordbunde und dem Bürgerkriege ein Ende. Allenthalben, außer an Einem Punkte, war die kaiserliche Macht anerkannt.

Bekanntlich ist Yezo die nördlichste der vier großen Inseln aus denen Japan besteht, ein einziger ungeheurer Wald, reich an Mineralschätzen, an Kupfer und Kohle, aber von Urbewohnern, von wahren Wilden, schwach bevölkert. Einige Punkte auf der Südküste haben die Japaner kolonisirt. Auf der Südspitze, Niphon gegenüber, befindet sich ihre wichtigste Niederlassung, Hakodate. Auf Verlangen des Kommodore Perry ist dieser Hafen, wie bereits erwähnt, den Amerikanern und später als einer der fünf Treaty-Ports allen Fremden eröffnet worden. Während die Truppen der Daimio gegen Yedo marschirten, bemächtigte sich der japanische Fregattenkapi-

*) 1868.

tän Enomoto der im Golfe liegenden Flotte des Shogun und segelte mit ihr nach Hakodate. Seinem Erscheinen folgte der Ausbruch einer unblutigen Revolution. Einer der französischen Instruktoren, Hauptmann Brunet, trat an die Spitze der Bewegung. Man proklamirte die Republik und das allgemeine Stimmrecht! Letzteres allerdings wurde dem ausschließlichen Genusse der Samurai, das heißt der Militärkaste, vorbehalten, und alle andern Kasten davon ausdrücklich ausgeschlossen. Die sehr wenig zahlreichen europäischen Residenten, meist Abenteurer, und einer der fremden Konsuln erklärten sich für die Revolution. Während mehrerer Monate lebte man unter dem Schirme dieser grotesken Verfassung. Jedermann schien sich sogar mit den neuen Zuständen zu befreunden, nur nicht die kaiserliche Regierung. Sie entsandte ein kleines Geschwader. Ein Seegefecht fiel zum Nachtheile der republikanischen Zweischwertmänner aus; Herr Brunet kehrte nach Frankreich und die Insel Yezo unter die Botmäßigkeit des Mikado zurück.*)

Die Wahl der Hauptstadt war die erste zu erledigende Frage. Während Jahrhunderten lag der Schwerpunkt des politischen Lebens in Yedo. Yedo theilt auch mit Ôsaka die Suprematie auf dem Gebiete des Handels. Alle Fäden der Verwaltung in den Staaten des Shogun, und sie reichten bis Yezo und Kiushiu, vereinigten sich in seiner Hauptstadt. Yedo wurde also zur künftigen Residenz des Mikado erkoren. Der junge Kaiser besuchte die Stadt, kehrte für kurze Zeit nach Kiyôto zurück und nahm endlich bleibend seinen Sitz in Yedo.**)

Werfen wir einen Blick auf die Haltung der fremden Gesandten, auf die Lage der Europäer während des Bürgerkrie-

---

*) 1869.
**) 1869.

ges. Während einiger Zeit schien die offene Feindseligkeit der höhern Klassen, im Vereine mit der Schwäche der Yedoer Regierung, den Bestand der jungen Kolonie ernsthaft zu gefährden. Mehrere Mordthaten wurden verübt: in Yokohama, in der Umgebung, in der Hauptstadt; dreimal wurde die brittische Gesandtschaft in Yedo angegriffen. In Yokohama herrschte Bestürzung. Die Vertreter der vier Mächte, die Admiräle mußten für die Sicherheit ihrer Landesangehörigen Sorge tragen. In Yedo waren die Gesandten des Lebens nicht sicher. Mit Ausnahme des amerikanischen, der noch einige Zeit blieb, zogen sie sich nach Yokohama zurück. Sie befanden sich da in unmittelbarem Verkehr mit den Landsleuten und unter dem Schutze der Kanonen ihrer Kriegsschiffe. Eines Tages erfuhr man daß sich rings um Yokohama Bewaffnete sammelten. Zugleich erklärte der japanische Gouverneur sein Unvermögen die Faktorei zu schützen. Da ließ Admiral Jaurès die Marinetruppen einer französischen Fregatte ausschiffen und die Bluffs besetzen. Der englische Gesandte verschrieb ein Regiment Linientruppen aus Hongkong. Die gemeinsame militärische Besatzung wird noch heute aufrecht erhalten, allerdings mit gewissen Abänderungen und mit der nöthigen Schonung japanischer Empfindlichkeit. Aber noch befinden sich englische und französische Soldaten in Yokohama, und es wäre nach meiner Ansicht nicht gerechtfertigt sie zurückzuziehen; denn plötzliche Angriffe sind immer möglich, und in einem solchen Falle würden diese schwachen Streitkräfte wenigstens hinreichen die Flucht der Fremden an Bord der Schiffe zu ermöglichen. Bald darauf ließ sich die brittische Gesandtschaft wieder in Yedo nieder wo sie sich noch heute befindet. Die übrigen Gesandtschaften blieben in Yokohama. Gegenwärtig ist, so sagt und glaubt man oder will man glauben, jede Gefahr verschwunden, und in der Nieder-

lassung herrscht, wenigstens dem Anschein nach, unbedingtes Vertrauen.

Ich sprach oben von der zweideutigen, im Grunde aber Europa freundlichen Politik des Hofes von Yedo der die Fremden schonen mußte und zugleich die ihnen feindliche Stimmung des Landes nicht verletzen durfte. Sein ganzes Benehmen ließ darauf schließen. Als die Gesandten der vier Mächte den Shogun von ihrer Absicht verständigten den Fürsten von Choshiu durch die Beschießung von Shimonoseki zu züchtigen, antwortete er mit einer geheimen Zustimmung und mit einem öffentlichen Protest. Der Mikado hatte ihm befohlen die Fremden zu vertreiben. Er erließ ein Edikt im Sinne des ihm gewordenen Auftrages, bat aber die Diplomaten seiner Proklamation keinen Werth beizulegen. Als er, unter dem Vorwande dem Kaiser zu Hilfe zu eilen, den Feldzug gegen die Choshiu unternahm, ersuchte er die Admiräle seine Hatamoto auf französischen und englischen Kriegsschiffen und zwar, aus Schonung für die öffentliche Meinung, unter japanischer Flagge nach dem Kriegsschauplatze zu befördern. Das Ansinnen wurde natürlich abgelehnt, ihm aber gestattet englische Kauffahrteischiffe zu diesem Behufe zu miethen auf welchen er seine Flagge aufzog. Alles dies hat seine Bedeutung. Eine Regierungsgewalt die zu solchen Auskunftsmitteln ihre Zuflucht nehmen muß ist gerichtet, ihr Sturz nur mehr eine Frage der Gelegenheit und Zeit.

Die Lage war, wie man sieht, verwickelt, die Aufgabe der Diplomaten keine leichte. Zunächst kannten sie die Vorgänge im Innern wenig oder gar nicht. Die Kunde die ihnen von Kiyôto und aus dem Südwesten zukam, also von den Hauptherden der gegen den Shogun gerichteten Umtriebe, ja sogar die Nachrichten aus dem nahen Yedo waren lückenhaft und oft

widersprechend. Die Politik der Enthaltung empfahl sich offenbar als die weiseste. Enthaltung ist aber schwer wenn die Landsleute periodisch ermordet, eine der Gesandtschaften (die englische) nächtlich überfallen, deren Mitglieder verwundet oder getödtet werden. Mit gekreuzten Armen zusehen hieß die Frechheit der Gegner ermuntern und neues Unheil heraufbeschwören. Handeln hieß Wege betreten deren Richtung und Ausgangspunkte man nicht kannte. Jedenfalls mußte für die Sicherheit der Niederlassung gesorgt, Genugthuung gefordert und erlangt werden. Das Ansehen, in nächster Folge, Eigenthum und Leben der Fremden standen auf dem Spiele. Die Schwierigkeit lag in der Wahl der Mittel. Sollte man sich auf die Künste der Ueberredung beschränken, oder drohen oder losschlagen? Einige Zögerung, einige Unsicherheit war da unvermeidlich. Demungeachtet erlaube ich mir die Ansicht auszusprechen daß die Vertreter der brittischen Krone, Sir Rutherford Alcock, Oberst Neal und Sir Harry Parkes welche nach einander die englische Gesandtschaft leiteten, auf der Höhe ihrer verwickelten Aufgabe standen. Sowohl wegen seiner sehr bedeutenden Handelsinteressen als durch die vorwiegenden Streitkräfte, über die es im äußersten Osten verfügt, fiel die erste Rolle England zu. Seine Vertreter mußten den Ausschlag geben, und sie handelten in den schwierigsten Augenblicken mit Klugheit und Muth, und, was im öffentlichen Interesse das Wichtigste ist, ihre Thätigkeit krönte der Erfolg. Der Vertreter Frankreichs, Herr Roche wandelte andere Wege; er verhehlte nicht seine Vorliebe für die Yedoer Regierung und ging, wie oben gesagt, hierin so weit daß er dem Mikado, das heißt unter den gegebenen Umständen dem Shogun, die französischen Kriegsschiffe zur Verfügung stellte. Als letzterer vom Schauplatze verschwand, wurde auch Herr Roche von seinem Posten

abberufen und durch Hrn. Outrey ersetzt. Der Minister der Vereinigten Staaten nahm eine zurückhaltende Stellung ein. Die, natürlich beschränkte, Einwirkung des niederländischen Agenten trug das Gepräge der nüchternen und vorsichtigen Gepflogenheiten der holländischen Diplomatie. Nach ihren ersten Erfolgen fühlten die Häupter der Bewegung das Bedürfniß mit den fremden Mächten in Verkehr zu treten. Der Mikado ließ daher die Gesandten einladen ihm ihre Beglaubigungsschreiben in Kiyôto zu überreichen. Man kennt die blutige Episode, zu welcher diese Feierlichkeit Anlaß gab.*)

Neuerliche Nachforschungen und Entdeckungen, welche großentheils dem Eifer und der Thätigkeit der Gesandtschaftsdollmetsche und Dollmetschzöglinge zu verdanken sind, haben die bisher in Europa über die japanische Verfassung verbreiteten Ansichten wesentlich umgestaltet und berichtigt. Man weiß jetzt daß der Mikado der oberste Herrscher ist und immer war. Sohn der Götter, unsichtbar (bis in die ganz letzte Zeit) wie Jehova der in Wolken gehüllt zu Moses spricht, vereinigt er in seiner Person alle Attribute der Gottheit. Er ist die Quelle aller Macht. Er ist kein Papst, wie man so lange gewähnt, kein Religionsoberhaupt, kein Spender geistlicher Gnaden, kein Wächter des Glaubens. Er ist mehr als dies, er ist ein Sprosse der Gottheit. Nie wurde unterschieden zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht. Seit dem neunten Jahrhundert hatte er seinen Sitz in Kiyôto. Dort wohnen auch die Kuge, der alte Hofadel, und nach Kiyôto berief er zuweilen, in außerordentlichen Fällen, die Daimio des Reiches. Der Oberbefehl über die Streitkräfte war zwei Großwürdenträgern anvertraut. Der eine führte ihn im Norden, der andere im

*) Der Mordanfall auf Sir Harry Parkes ereignete sich am 23. November 1869. S. Seite 62.

Süden, daher ihr Titel Shogun, gleichbedeutend mit Höchst-Kommandirendem.

Einem derselben gelang es, im zwölften Jahrhundert diese Würde in seiner Familie erblich zu machen und zugleich, immer unter der Oberherrlichkeit des Kaisers, die reichsten und bedeutendsten Provinzen Japans an sich zu reißen. So entstand das Shogunat. Es erhielt sich durch siebenhundert Jahre. Der Shogun war der erste Vasall des Mikado. Die Grenzen seiner Befugnisse unterlagen gewissen Schwankungen. Seit Yoritomo (im zwölften Jahrhundert), einer der großen Gestalten in der japanischen Geschichte, aber der Zeit nach zu entfernt um auf der Grundlage verläßlicher Angaben nach Gebühr gewürdigt zu werden, hat der furchtbare Taiko-Sama (am Ende des sechszehnten Jahrhunderts) den hervorragendsten Einfluß auf die Geschicke des Reiches geübt. Seinem Genius, seiner Thatkraft, seinem Glückstern und seiner Vermählung mit einer Dame von fürstlichem Geblüt verdankte der in Niedrigkeit geborene Mann den Thron der Shogun den er als „Regent“ bestieg und durch lange Jahre einnahm. Noch lebt er fort in dem Andenken des Volkes; noch zeugen seine gewaltigen Bauten in Yedo, in Ôsaka und selbst in Kiyôto von der Ausdehnung und dem Glanze seiner Macht. Die Shogune waren oft unbotmäßige, meist unruhige, immer unbequeme Vasallen des Mikado, aber Vasallen waren und blieben sie bis zu Ende. Von Zeit zu Zeit erschienen sie in Kiyôto um ihrem Lehensherrn zu huldigen. Ueber diese Zusammenkünfte hat sich ein interessanter Bericht zweier holländischen Delegirten erhalten. Aus den Fenstern des Hauses in dem sie bewirthet und bewacht wurden sahen sie die feierlichen Aufzüge der beiden Potentaten.

Das Territorium des Shogun bestand aus den acht Provinzen, darunter Yedo, welche unter dem Sammelnamen

Kuanto bekannt sind, und aus den Städten und Stadtgebieten Ôsaka, Nagasaki, Niigata und Hakodate. Diese Städte und Provinzen befanden sich in unmittelbarer Botmäßigkeit des Shogun und wurden durch von ihm ernannte Statthalter verwaltet. Er selbst war unumschränkter Gebieter. Der Handel war sein Monopol, die Erträgnisse der Zollämter flossen in seinen Schatz. Weit geringeren Einfluß übte er in den Han, d. i. Städten und Gebieten der ihm lehenspflichtig gewordenen Daimio. Diesen mußte mit Schonung und Rücksicht begegnet werden. Daher kam es daß, bei den Verhandlungen mit den fremden Gesandten, der Shogun nur die Eröffnung der unter seiner unmittelbaren Herrschaft stehenden Häfen gestattete. Er hütete sich dies Zugeständniß auf die Han auszudehnen, wohl wissend daß die Maßregel bei seinen Vasallen Widerspruch, wahrscheinlich bewaffneten Widerstand gefunden hätte. Der Kern seiner eigenen Streitkräfte waren die „Hatamoto", wörtlich übersetzt: „Männer unter der Fahne". Der erste Shogun, nach dem Rücktritte des Regenten Taiko-Sama, hatte aus seinen Kriegsmannen die Kaste der Hatamoto gebildet. Er verlieh ihnen Länderei und den niederen Adel. Dafür waren sie in Kriegszeiten zum Militärdienst verpflichtet, entweder persönlich oder indem sie sich durch Stellvertreter oder durch eine bestimmte Geldentschädigung befreiten. Sie zählten achtzigtausend Mann. Mit dem Sturze des Shogun verschwanden auch sie. Viele wurden Kaufleute; eine größere Anzahl, Ronin, d. h. dach- und fachlose Leute.

Außer den mit dem Shogun im Lehensverbande stehenden Daimio, gewissermaßen mediatisirten Fürsten, Grafen und Herren, gab es die Daimio des Mikado. Sie hingen von ihm unmittelbar ab, erwiesen sich je nach dem wechselnden Gange der Ereignisse mehr oder minder fügsam oder unbotmäßig,

mehr oder minder „Könige" wie die alten Missionäre die achtzehn hervorragendsten Großdaimio zu nennen pflegen. Die Lehensfürsten im nördlichen Theile der großen Insel zeigten den meisten Sinn für Unabhängigkeit. Man hat gesehen welche große Rolle der mächtigste unter ihnen in der letzten Revolution spielte. Aber diese nördlichen Provinzen sind entlegen, schwach bevölkert und arm, schon deshalb weil sie aus klimatischen Gründen keinen Reis erzeugen und dies erste aller Bedürfnisse vom Süden kaufen müssen. Nie hat der Norden auf die Geschicke Japans einen entscheidenden Einfluß geübt.

So stand es, noch vor zwei Jahren, mit der politischen Verfassung des Reiches. In socialer Beziehung zerfällt die Nation in Klane, und jeder Klan in Kasten. Die Kaste der Krieger ist die vornehmste. Dagegen stehen die Kaufleute unter dem Landmann, auf einer der niedrigsten Stufen der gesellschaftlichen Hierarchie. Bonzen und Literaten genießen eines gewissen Ansehens. Eine sehr geachtete und achtbare Klasse bilden die Bauern. In jedem Dorfe und Flecken geht der Vorstand oder Bürgermeister aus der freien Wahl der seßhaften Familienväter hervor. Europa kennt keine freisinnigere Gemeindeverfassung. Ehrfurchtsvoll gegen die Höherstehenden, strenger Befolger der Etiquette, leicht zu leiten und leicht zu leben, hält der Bauer mit großer Zähigkeit an seinen Rechten, und wehe der Obrigkeit welche sie verletzt. Vor einigen Wochen ereignete sich folgender Fall. Die Bewohner eines großen Fleckens, sämmtlich Bauern, hatten von den Regierungsbeamten viele Plackereien zu erleiden. Sie betraten also den Petitionsweg, und da ihre schriftlichen Klagen erfolglos blieben, sandten sie eine zahlreiche Deputation an den Statthalter der Provinz. Als nach längeren Verhandlungen die Abgeordneten die Ueberzeugung gewannen, daß der Chi-ji für ihre Vorstellungen taub blieb, erschlugen sie ihn in seinem Yashke

und gingen ruhig nach Hause. Die öffentliche Meinung billigte die Bluthat als einen Akt der Selbstwehr; sie fand ihn durch die Umstände gerechtfertigt. Wer gedenkt da nicht unseres frühen Mittelalters! Es ist der Feudalismus, entstanden im Dunkel der Vorzeit, gewachsen und entwickelt im Laufe der Jahrhunderte, belebt und getragen durch die Ritterlichkeit, innig verwebt mit allen Lebensbeziehungen, mit den Ideen, den Traditionen, den Sitten der Nation. Der Handel, wie eben erwähnt, die Gewerbthätigkeit, sogar die Kunst nehmen den untersten Rang ein. Nur der Waffenschmied macht eine Ausnahme. Er gilt für adelig. Wenn er den schwierigsten Theil seines Werkes vollbringt, nämlich zur Einlegung der Schneide von Stahl in die eiserne Klinge schreitet, schließt er seine Werkstätte gegen die Gasse ab und zieht sein Hofkleid an. So erzählt Hr. Mitford*) und so wurde mir versichert. Das Schwert und der Dolchdegen vererben sich von Vater auf Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht. Die Zweischwertmänner kennen die Namen aller guten Waffenschmiede in Kiyôto, Yedo, Ôsaka, und sprechen häufig von ihnen. Früher wurden in den vornehmen Familien sogar die Töchter in der Handhabung der Hellebarde geübt.

Es gab und gibt noch Verbündungen unter Männern derselben Kaste, die entweder eine Art Hilfsverein sind oder die gegenseitige Vertheidigung gegen Feinde zum Zwecke haben. In Yokohama hörte ich oft von Europäern behaupten, dies Alles habe sich überlebt, das Lehens- und Ritterwesen haben ihre Zeit gemacht, sich abgenutzt, seien zu den Todten geschieden. Ich werde weiter unten diese Ansicht prüfen. Aber was man auch von dem Lehensinstitute und der bisherigen japanischen Verfassung denken möge, Eines wird von Niemandem in Abrede gestellt. Bei Ankunft der Europäer und bis in die letzte Zeit,

---

*) Tales of old Japan, bereits citirt.

war das japanische Volk glücklich und zufrieden. Mit Ausnahme der kolossalen Einkünfte einiger Großdaimio, denen jedoch die mit der Stellung des Besitzes verbundenen Lasten entsprachen, wozu noch kam daß diese fürstlichen Vermögen gewissermaßen als Gemeingut des Klanes betrachtet wurden, gab es wenig übergroße Vermögen und wenig Arme. Obgleich ein großer Theil der Bevölkerung Waffen trägt, kamen, verhältnißmäßig, wenig blutige Ausschreitungen vor. Die Geschichte dieses Landes kennt keine Greuelthaten wie die an Scheußlichkeit Alles überbietenden Massenmorde der chinesischen Taeping. Selten wurde hier die öffentliche Ruhe gestört, und in keinem heidnischen Lande sind Leben und Eigenthum besser gesichert. Die Bodenkultur, die bedeutende Entwickelung einzelner Gewerbszweige, der Geschmack an den Künsten und ihre Uebung zeugen von einer alten und, innerhalb gewisser Grenzen, weit gediehenen Civilisation. Gewiß, diese Civilisation ist unvollkommen und lückenhaft, weil ihr das Licht und die Wohlthaten des Christenthums fehlen. Grausame Gebräuche verunstalten die Ritterlichkeit, traurige Auswüchse das Ehrgefühl welches dieses Volk in so hohem Grade auszeichnet. Grober Aberglaube verdunkelt die Geister, hemmt die Erhebung der Gemüther die in den Lehren des Buddhismus, zu dem sich die große Mehrzahl bekennt, nur geringe Befriedigung finden. Unglaube und Zweifelsucht haben sich der höheren Klassen bemächtigt. Die Familie bildet zwar die Grundlage der staatlichen Einrichtungen; aber die Frau, obgleich weniger Sklavin und geachteter als in irgend einem anderen heidnischen Gemeinwesen, harrt noch der Anerkennung ihrer Würde.*) Daher eine entsetzliche Erschlaffung

*) Der Ehegatte schickt sein Weib einfach weg und macht hievon die Anzeige an den Häuptling seines Klanes. Ist diese Formalität erfüllt, so betrachtet er sich als gesetzlich geschieden.

der Sitten; doch kommen die grauenhaften Laster welche das chinesische Volk beflecken in Japan selten vor. Die Achtung der väterlichen Gewalt, die Treue gegen den Häuptling des Klanes, des gemeinsamen Vaters aller Stammesangehörigen, Tapferkeit, Verachtung des Todes, den man sich selbst gibt wenn es die Ehre erheischt, waren und sind die am höchsten geschätzten und meist verbreiteten Tugenden dieser heitern, artigen, liebenswürdigen, sorglosen und ritterlichen Nation.

Während Jahrhunderten hatte das Shogunat im Staate einen ungeheuren Platz eingenommen. Jetzt war es verschwunden. Die Lücke die es zurückließ mußte ausgefüllt werden. Daß dies nicht ohne Erschütterungen, ohne Kämpfe geschehen konnte, lag am Tage. Aber Niemand hatte die Tragweite der Umwälzung vorausgesehen.

Kaum war der Bürgerkrieg beendigt als seine vornehmsten Urheber, die Männer nämlich welche sich zum Sturz des Shogun verschworen und ihn herbeigeführt hatten, die Fürsten von Satsuma, Choshiu, Tosa und Hizen an den Mikado ein Gesuch richteten. Der Verfasser der Schrift, und wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grade der Einflüsterer der Gedanken die sie enthielt, war ein gewisser Kido, ein einfacher Samurai oder Zweischwertmann aus dem Klane der Choshiu, heute eines der einflußreichsten Glieder des Reichsrathes. In diesem merkwürdigen Dokumente bieten die großen Fürsten dem Mikado ihre Domainen und Kriegsleute an. Es war ein Akt der Selbstvernichtung. Das Opfer ward angenommen. Die übrigen Daimio, darunter eilf nach längerem Zögern, folgten gezwungen und widerstrebend dem Beispiele ihrer mächtigeren Standesgenossen. Von dem Tage an betrat die Regierung des Mikado die Wege der Reform. Mit unglaublicher Verwegenheit, mit beispielloser Rücksichtslosigkeit schritt sie voran. Die Titel Dai-

mio (hoher Lehensadeliger) und Kuge (vom hohen Hofadel) wurden abgeschafft und durch die allgemeine Bezeichnung Katsoku, adelig, ersetzt. Die Daimio wurden zwar an der Spitze ihrer Klane gelassen, aber nur als Vertreter und Statthalter der Regierung, von Lehensfürsten wurden sie durch einen Federstrich zu Beamten degradirt. Bald darauf *) fand ein Ministerwechsel statt. Die eigentlichen Leiter der Bewegung vom Jahre 1868, Iwakura und die vorzüglichsten Rathgeber der vier Fürsten hatten bisher hinter den Kulissen gewirkt. Jetzt betraten sie die Bühne. Mit Sanjo und Saigo bilden sie dermalen das Ministerium und den Rath des Mikado.

Ich habe in diesen Blättern bereits der bedeutsamsten Akte erwähnt welche die neuen Minister, ihre Urheber, mir selbst mitzutheilen und zu erklären die Güte hatten.

Vor Allem die Abschaffung der „Han" und Umwandlung dieser bisher den großen Lehensherren gehörigen Städte in „Ken" oder kaiserliche Städte. Es war, mit andern Worten, die Vernichtung der Verfassung. Das Land vernahm die Kunde mit sprachlosem Erstaunen, die bisher sehr reformfreundlichen Europäer in Yokohama mit unverhehltem Befremden über den ebenso kecken als in seinen möglichen Folgen bedenklichen Schritt.

Die Daimio waren, wie gesagt, aus Lehensfürsten in einfache Staatsbeamte, in Administratoren ihrer ehemaligen Lehen umgewandelt worden. Wenige Tage darauf traf sie ein neuer Schlag. Sie wurden förmlich beseitigt und sollten durch von Yedo gesandte Gouverneure ersetzt werden. Zugleich wurden sie zur beständigen Residenz in der Hauptstadt verhalten. Bekanntlich mußten auch die dem Shogun lehenspflichtigen Daimio sechs Monate des Jahres in Yedo zubringen, aber diese Verpflichtung wurde ihnen

*) August 1871. Während einer meiner Reisen im Innern.

auferlegt zur Zeit wo sie mit dem Shogun in den Lehensverband traten, und in Folge eines gegenseitigen Uebereinkommens. Der Erlaß der neuen Minister ist ein Akt der Willkür. Er raubt den höchst gestellten Männern des Reiches ein Recht dessen selbst der Eta und der letzte Bettler genießt, das Recht zu leben und zu sterben wo seine Wiege stand. Der Fürst Ichikusen hatte sich die Unzufriedenheit der Minister zugezogen. Er wurde durch einen Staatsbeamten ersetzt, nach Yedo berufen und in seinem Palaste (unweit der englischen Gesandtschaft) eingesperrt. Einem alten Brauche gemäß, wurde das Ehrenportal des Yashke abgetragen, und die Oeffnung mit rohen Balken und Brettern vernagelt. Die Minister rühmten sich ihrer Thatkraft. All dies ereignete sich während meines Aufenthaltes in Yedo.

Die Klane waren durch die Abschaffung der Daimiate in das Herz getroffen. Die Regierung bleibt jedoch hiebei nicht stehen. Sie will die großen Klane in mehrere kleine zerspalten, mehrere kleine zu größeren vereinen. Ein Werk der Zerstörung, die Auflösung der Nation in Atome!

Die Regierung verkündigte die Absicht eine kaiserliche Armee zu bilden. Die großen Daimio wurden aufgefordert ihre Kriegsmannen und ihr Kriegsmaterial nach Yedo zu schicken, und die Häupter der vier großen Klane beeilten sich scheinbar einem Befehle zu gehorchen der einen wesentlichen Theil ihres Programms ausmacht. Der Freude der Machthaber in Yedo entsprach das sprachlose Erstaunen des Publikums. Ein ähnliches Beispiel von bis zum Selbstmorde gehender Opferfreudigkeit war noch nicht dagewesen. Weil man Kasernen brauchte, vergriff man sich an den Klöstern der Shiba. Mit oder ohne Entschädigung wurden die Bonzen ausquartiert. Die Soldaten erhielten europäische Uniformen und Waffen.

Auch die religiöse Frage konnte sich dem Wirken der Regierung nicht entziehen. Die neuen Minister proklamirten die Rückkehr zu den reineren Dogmen der Staatsreligion der Mikado. Demgemäß befahlen sie die Zerstörung der buddhistischen Symbole und Götzenbilder in den ehemaligen Shintotempeln. Die Ausführung wäre in Wirklichkeit die Vernichtung der vom Volke am meisten besuchten und verehrten Heiligthümer, mittelbar die Ausrottung der Buddhareligion. Schon spricht man von der Abtragung der prachtvollen Shiba-Gräber, dem Höchsten was japanische Kunst geleistet hat. Im ganzen Lande begann die theilweise Einziehung der Kirchengüter. Die vertriebenen Mönche haben Anspruch auf eine kleine Geldentschädigung. Außerdem entband sie das Ministerium von dem Gelübde der Keuschheit. Hiedurch hofft es den wehklagenden Mönchen den Mund zu schließen. Das Volk sieht zu, schweigend, bestürzt, ich möchte sagen, betäubt und den eigenen Augen nicht trauend. Es begreift die Machthaber nicht. Es fragt sich warum sie die Priester mißhandeln, die Priester und die Götter!

Noch eine andere Quelle der Unzufriedenheit kommt hier in Betracht. Die Finanzlage ist nicht glänzend und die Neuerungen sind kostspielig. Es gibt keinen einfacheren Staatshaushalt als den der bisher bestand. Der Mikado, der Shogun, die Daimio, der Bauer lebten von dem Erträgnisse des Bodens. Der Landmann zahlte seinem Daimio eine gewisse Steuer, dieser seinen Tribut, je nach seinem Lehensverhältniß, an den Mikado oder an den Shogun. Die Kriegsleute des Letzteren, die Hatamoto waren mit Grundstücken belehnt. Die Samurai des Mikado und der Daimio bewirthschafteten ihre kleinen Felder; ihre Haupteinkünfte bestanden aber in einer gewissen Anzahl von Koku Reis; der Preis des Koku war ein

veränderlicher; im Durchschnitt galt er ein Pfund Sterling. Der Kaufmann und der Gewerbtreibende im Allgemeinen waren steuerfrei. In Jahren der Mißernte wurde die Grundsteuer nicht erhoben, sondern auf die folgenden Jahre repartirt, vorausgesetzt daß die Ernte reichlicher ausfiel. Diese Erleichterung entsprach dem Wesen der gegebenen Zustände. Der Fürst war der Vater des Klanes; wenige dieser Herren vergaßen daß ihre Unterthanen zugleich Glieder ihrer Familie sind, und daß die Verarmung des Bauern auf den Herrn zurückfällt. Der neue Staat, das komplicirte Räderwerk der neuen Einrichtungen, die kostspielige Verwaltung machen ähnliche Nachsicht unzulässig. Fortan werden die Steuern, ohne Rücksicht auf das Ernteerträgniß, mit unerbittlicher Strenge eingetrieben. Daher die bereits sichtbaren Spuren der Unzufriedenheit in der so wichtigen Klasse der Bauern, das heißt in der großen Mehrzahl der Bevölkerung. Um ihnen eine Erleichterung zu gewähren beabsichtigt die Regierung, was sie bei ihren steigenden Ausgaben gewiß nicht vermag, die auf dem Landmanne lastenden Steuern zu verringern, und, was sie jedenfalls thun wird, die bisher steuerfreien Kaufleute und Industriellen zu besteuern. Die Wirkung kann nur eine Vermehrung der Unzufriedenen sein. Aber die Regierung verfügt noch über andere Hilfsquellen. Die Daimio haben ihre Ländereien und somit ihre gesammten Einkünfte auf dem Altar der Reformen niedergelegt. Die Regierung eignet sich diesen Besitz an, und läßt den ehemaligen Eigenthümer im Genusse des Zehntels seiner frühern Einkünfte; dagegen übernimmt sie die mit seiner bisherigen Stellung verbundenen Lasten. Außer dem Ankaufe von Kriegsschiffen und der Anschaffung von Kriegsmaterial, wodurch sich einige der großen Fürsten während des Bürgerkriegs verschuldeten, bildet der Unterhalt der Samurai

die bedeutendste dieser Lasten. Es wurde bereits oben gesagt, daß die Regierung beschloß diesen Männern, mit einem oder zwei Schwertern, zwei Drittel ihrer bisherigen Pension auszuzahlen und das dritte in einen öffentlichen Fonds zu verwandeln, mit dessen Hilfe sie hofft binnen zehn Jahren die andern beiden Drittel zu liquidiren. Inzwischen ist das edle Metall verschwunden; man sieht nur Kupfermünzen und Papiergeld. Hierauf beschränken sich vorläufig die theils beabsichtigten, theils vollzogenen oder im Zuge befindlichen Finanzmaßregeln der Reformatoren. Geldnoth und Verlegenheit steigen mit jedem Tage. Zwei Ursachen sind sie zuzuschreiben. Zunächst der Störung aller bestehenden Verhältnisse durch die plötzlichen und tiefgreifenden Reformen, und, als unmittelbare Folge dieser Störung, einer bedeutenden Verringerung der Einkünfte. Die zweite Ursache der Geldverlegenheit des Staatsschatzes ist die ungeheure Vermehrung der Ausgaben. Man betrachte nur, was die Regierung mit Einem Schlage ausführen will: Schaffung einer Centralverwaltung nach dem kostspieligen Vorbilde der europäischen Administrationen; Schöpfung und Unterhalt einer kaiserlichen Armee; Errichtung von Schiffswerften und Telegraphenlinien; Bau von Eisenbahnen; Gründung von Schulen, besonders für den Unterricht in fremden Sprachen; Vollendung und Ausschmückung der mit dem äußersten Aufwande neu erbauten Münze in Ôsaka; endlich, eine große Wohlthat, Vermehrung der Leuchtthürme an den Küsten und im „Inneren Meere". Zu all diesen Werken bedarf man der Fremden. Mit ungeheuren Besoldungen werden europäische und amerikanische Ingenieure, Architekten, Militärinstruktoren angestellt, sogar Rechtsgelehrte (!) und eine gehörige Anzahl englischer, französischer und deutscher Schullehrer. Junge Leute werden nach Europa und Amerika geschickt, die einen „für das Auge", die andern „für den

Mund", das heißt als einfache Reisende mit dem Auftrage europäische Ideen einzusaugen und nach Hause zu bringen, oder als Studenten die auf unsern Lehranstalten Vorträge über Medicin, Mechanik und Naturwissenschaften hören sollen. Während ihrer Abwesenheit werden sie frei gehalten und beziehen überdies eine Gratifikation von tausend Dollar. Wie mir versichert wird beläuft sich die Zahl dieser jungen Emissäre bereits auf mehr als fünfhundert, die hiedurch dem Staate verursachte Auslage auf mehr als dreimalhundert tausend Pfund Sterlinge! Englische, deutsche, französische Bücher, meist oberflächliche Auszüge aus unsern Konversationslexikon, werden auf Staatskosten übersetzt, gedruckt und im Publikum verbreitet.

Im Widerspruche mit diesem glühenden Verlangen Japan plötzlich in den Besitz aller Wohlthaten der europäischen Civilisation zu setzen, stehen der Haß der Reformatoren gegen das Christenthum, die grausame Verfolgung der eingebornen Christen welche die letzten Shogune wenig belästigten, das schroffe Zurückweisen des freundschaftlichen Einschreitens der europäischen Diplomatie.

Und nun, wer sind die wahren Urheber der Revolution von 1868? Wer beutet den Umschwung aus? Was ist das angebliche, was das geheime, das wahre Ziel dieser Männer?

Hören wir zunächst Stimmen von Eingeborenen. Iwakura sagte mir, was er Jedermann sagt: „Die Nation liebt und verehrt den Mikado. Der Shogun war ein Gegenstand des Abscheues, sein Sturz eine Nothwendigkeit geworden. Nun hatte er aber die ihm lehenspflichtigen Daimio im Zaume gehalten. Von jeher unruhig, strebten sie, als sein Sturz erfolgt war, nach vollständiger Unabhängigkeit. Dies mußte verhindert werden.

Der Mikado allein war berufen ihren Widerstand zu brechen. Dies setzte die Wiederherstellung seiner Macht voraus, und dies Werk wird jetzt vollzogen; in drei Jahren wird es vollendet sein." So lautet die officielle Sprache. Allerdings gibt sie nur wenig Licht. Aber ich sah eine äußerst merkwürdige Denkschrift, die offenbar aus den ersten Monaten der Revolution herrührt, also aus einer Zeit wo die Vertreibung der Barbaren noch auf dem Programme der vier siegreichen Klane stand. Sie ist überschrieben Fuku-ko-ron: „Rückkehr zum alten Regierungssystem".*)

„Man glaubt allgemein und man behauptet vielseitig, der Kaiser vermöge nicht das Reich durch längere Jahre zu regieren. Was dergleichen sagt beweist daß er nicht zu denken und nicht zu beobachten versteht, daß ihm die Gabe fehlt in den Zeichen der Zeit zu lesen." Nun folgt eine geschichtliche Auseinandersetzung. Der Zweck des Verfassers ist, im Gegensatze mit der Wahrheit wie ich glaube, den Beweis zu liefern daß die Mikado, während zweitausend Jahren, ohne Mitwirkung der Militärkaste regiert und ihr höchstens vorübergehend und zwar aus freiem Willen die Zügel überlassen hätten. Dann fährt er fort.

„Diesmal ging die Wiederherstellung der kaiserlichen Vollgewalt vom Volke aus. Die Bewegung begann unter den Ronin**), ergriff sodann die Kerai, später die Karo, endlich die Daimio (das heißt sie stieg von unten nach oben). Also, im Volke entstanden, verbreitete sie sich immer mehr, und endete

---

*) Diese Schrift befindet sich, wenn ich nicht irre, unter den dem englischen Parlamente mitgetheilten Papieren.

**) Anspielung auf die sechshundert Ronin welche sich 1865 in den Provinzen Yamato und Tajima, unter der Führung einiger Kuge, gegen den Shogun empörten. Sie wurden zersprengt. Die Kuge flohen zum Fürsten von Choshiu.

mit der Rückkehr der ganzen Nation zur alten Regierungsform. Hieraus folgt daß der Mikado, selbst wenn er diese Politik verlassen wollte, es nicht vermöchte; denn die öffentliche Meinung würde dies verhindern. Man hört sagen: Die gegenwärtige Bewegung ist dem Anschein nach die Wiederherstellung der kaiserlichen Macht, in der That aber kommen die Daimio an die Gewalt. Dies heißt sich über die Thatsachen täuschen. Das Volk hat die Bewegung begonnen, das Volk hat sie zu Ende geführt. Wie könnten die Daimio sie zu ihren Gunsten ausbeuten? Wer den Gang der neuen Regierung prüft muß einsehen daß sie in allen, selbst den unbedeutendsten Angelegenheiten zuerst die Meinung der Daimio vernimmt. Dann entscheidet der Mikado. Wahres Ideal einer volksthümlichen und nationalen Regierung! Die Förderer dieser Revolution waren ohne Zweifel zuerst Satsuma, Choshiu und Tosa; später schlossen sich die andern Daimio an, und leisteten kräftigen Beistand. Wer sich also gegen das zweckmäßige und billige Uebereinkommen auflehnen wollte, begegnete dem Widerstande der vereinigten Kräfte des Reiches.... Wie kam es daß die untern Klassen die Bewegung hervorriefen? Seit zweihundert Jahren gewöhnte sich das Volk daran die Frage von der Unterwürfigkeit die man dem Souverain schuldig sei zu erörtern. Es zählte die in den letzten Zeiten des Shogunats begangenen Verbrechen. Aus Anlaß des Abschlusses von Verträgen mit dem auswärtigen Barbaren deutete das Volk seine Entrüstung durch einige Vorgänge an." Diese Andeutungen waren: die Ermordung des Regenten Ji-Kamon-no-Kami, der Mordanfall auf den zweiten Minister des Aeußern Tsushima der mit einer schweren Verwundung davonkam; die wiederholten Angriffe auf die britische Gesandtschaft, wobei der Koch und ein Orderley getödtet, der Legationssekretär Hr. Oliphant (der Schriftsteller) schwer verwundet wurde; der Aufstand der sechshundert Ronin, die Schei-

dung des Klanes von Mito in zwei Parteien deren eine sich für den Mikado erklärte.*)

Diese offenbar von den Häuptern der Bewegung eingegebene Denkschrift ist reich an absichtlichen Entstellungen der Thatsachen und an inneren übrigens durch die Lage der leitenden Männer erklärlichen Widersprüchen. Aber auf den Ursprung der Revolution und auf ihre Richtung wirft sie ein helles Licht. Zuerst wird die allgemeine Volksansicht von der traditionellen Regierungsunfähigkeit der Mikado zu widerlegen versucht; sodann der Bewegung ein wesentlich demokratischer Charakter unterschoben. Das Volk, das in Wahrheit mit gekreuzten Armen zusah, habe die Bewegung begonnen um die herrschende Militärklasse, die Samurai, der usurpirten Gewalt zu berauben, während es gerade die Samurai waren welche unter den Fahnen ihrer Klansfürsten den Shogun zu Falle brachten! Die Denkschrift bezeichnet als ersten Zweck der Revolution die Wiederherstellung der kaiserlichen Macht, fügt aber eilends bei daß es dem Mikado nicht gestattet sei die Gewalt, dem Volkswillen entgegen, wieder in die Hände der Kriegerkaste zu legen. Der Volkswille wird also über den Willen des Herrschers gesetzt Die Schrift gibt zu, das größte Verbrechen des Shogun seien seine Verhandlungen und der Abschluß von Verträgen mit den Barbaren, und sie bezeichnet als Ideal geordneter staatlicher Verhältnisse die Herrschaft der Daimio, das heißt der drei großen Klanhäupter welche die Bewegung begonnen und durchgeführt und die „der Mikado bevor er seine Edikte erläßt um Rath frägt.“ Ein naives Geständniß, welches jenen Recht zu geben scheint die die Ersetzung des Shogunats durch eine Oligarchie als den Zweck und als das vorläufige Ergebniß der Revolution betrachten.

---

*) Diese Vorfälle ereigneten sich in den Jahren 1860, 1862 und 1865.

Wie lauten nun aber die Ansichten der Europäer, und zwar der Bestunterrichteten von ihnen? Ich fasse die Auskünfte welche sie mir gaben in Kürze zusammen. Der Gedanke der Bewegung entsprang in den Köpfen der ersten Räthe der beiden Groß-Daimio von Satsuma und Choshiu. Nun schlossen sich einige Kuge an. Unter letzteren nahmen Sanjo, durch Geburt und Familienverbindungen, Iwakura, durch Thätigkeit und geistige Begabung, die erste Stelle ein. Die Yashke der Fürsten von Satsuma und Choshiu im Süden, Kiyôto im Centrum, waren die Hauptherde der Intriguen gegen den Shogun. Sein gänzlicher Sturz, Zerstörung seiner Macht, Abschaffung seiner Würde bildeten den nächsten Zweck der Verschwörer. Um sich der Mitwirkung der großen Klane zu versichern, schmeichelte man ihrem Fremdenhaß, fügte man zu dem Feldruf: „Restauration des Mikado", das Losungswort „Vertreibung der Barbaren." Als der erste Theil des Programms verwirklicht war, verlangten daher die Zweischwertmänner mit Ungestüm gegen Yokohama zu marschiren. Da suchte man sie zu beruhigen. „Bedenkt", sagte man ihnen, „daß die Fremden stärker sind als wir, besser bewaffnet, reicher, mit einem Worte in jeder Beziehung uns überlegen. Sie haben Kagoshima und Shimonoseki verbrannt. Sie würden Yedo und Ôsaka verbrennen. Wartet! Unsere Zeit wird kommen. Vor Allem müssen wir rüsten, unsere Waffen vervollkommnen, unsere Truppen abrichten, von den Barbaren lernen wie man es anfange um sie zu vernichten." So ließen sie sich beschwichtigen. Was sind nun aber die Gesinnungen der Häupter in Beziehung auf die Europäer? Hierauf entgegnet man mir: Die Männer suchen vor Allem sich an der Macht zu erhalten; sie theilen nicht den lodernden Haß der Samurai, aber es wäre arge Täuschung zu glauben daß sie uns lieben. Das Volk,

dem die japanische Denkschrift die Initiative der Bewegung zuschreibt hat nicht den geringsten Antheil daran genommen; es mischt sich überhaupt nie in Politik; gegen die Europäer ist und war es immer artig, liebenswürdig und gleichgültig.

Das bisher Gesagte scheint über jeden Zweifel erhaben. Die angeführten Thatsachen sind erwiesen. Aber Vieles bleibt doch im Dunkel. Um den Schleier zu lüften nimmt man zu Vermuthungen Zuflucht. So höre ich behaupten: Die Fürsten, überhaupt alle Daimio, seien gänzlich herabgekommene, verthierte, blödsinnige Menschen, blinde Werkzeuge in den Händen ihrer Räthe. Letztere, die sämmtlich der Klasse der Samurai angehören, gaben den Anstoß zur Umwälzung, unter dem Vorwande den Shogun zu stürzen und die Macht des Mikado wiederherzustellen. In Wirklichkeit kümmerten sie sich aber wenig um diese beiden Potentaten. Das drückende Joch ihrer Gebieter, der Daimio (welche sie ja, wie dieselben Stimmen behaupten, ausnutzen und beherrschen!), das Joch der Daimio wollten sie abschütteln. Die aus Europa und Amerika eingeführten, demokratischen Ideen der Neuzeit haben sie ergriffen. Das Feudalwesen habe sich hier wie bei uns überlebt. Ein Luftzug reichte hin um es zu vernichten. Der Verkehr mit den Europäern habe den Literaten die Augen geöffnet; immer weiter verbreite sich der Drang nach dem Fortschritte, der Wunsch, nach unserem Beispiele, die Wege der Civilisation zu betreten. Die häufigen Reisen nach Europa und Amerika fördern diese Bestrebungen und sichern ihren Erfolg.

Hierauf erwiderte ich: „Kennen Sie die Fürsten persönlich?" Man mußte gestehen, daß man sie nicht oder nur oberflächlich kenne. Bei feierlichen Gelegenheiten habe man sie gesehen. Ihr Schweigen, der nichtssagende Ausdruck ihrer Mienen fielen auf, aber beide sind, in solchen Anlässen, durch

die Etiquette vorgeschrieben, und berechtigen daher zu keinem Schlusse auf die geistige Begabung und den Charakter dieser Herren. Daß sich viele von ihnen durch ihre Minister oder Räthe leiten lassen, ist möglich, ja wahrscheinlich, und spricht zu Gunsten jener Annahme. Es kann sein daß viele von ihnen wenig Verstand und wenig Thatkraft besitzen. Daß aber alle Fürsten und Daimio Idioten seien, bleibt zu beweisen. Ebenso wenig konnte durch Thatsachen dargethan werden daß die Samurai als Zweck des Aufstandes (unter den Fahnen ihrer Gebieter) den Sturz der letzteren im Auge hatten. Diese Behauptung beruht also vorerst nur auf Vermuthungen. Ich nahm geflissentlich die Geschichte der siebenundvierzig Ronin in mein Tagebuch auf, weil sie die Apotheose der dem Lehensherrn schuldigen Treue ist, das heißt der Tugend welche die moralische Grundlage des Feudalwesens bildet. Allerdings sind seither an hundertfünfzig Jahre verflossen; aber noch heute betet das Volk an den Gräbern der Märtyrer dieses Princips. Dort gab sich auch, vor nicht länger als drei Jahren, weil ihm der Eintritt in den Klan eines großen Fürsten verweigert wurde, ein Ronin den Tod. Aber um die Lebenskraft des Lehenswesens, sowie es wenigstens noch im Jahre 1868 in Japan bestand, in schlagender Weise darzuthun, gibt es noch einen andern, wie mir scheint, unwiderleglichen Beweisgrund. Es ist die Geschichte der letzten Revolution. Die Macht des Shogun, obgleich erschüttert, war noch kolossal. Er beherrschte die blühendsten und reichsten Provinzen des Reiches; er verfügte über ein wohldisciplinirtes Heer, seine achtzigtausend Hatamoto; er bezog die Zollerträgnisse der fünf Treaty-Ports und der Häfen von Yedo und Ôsaka; er genoß der, zwar nicht offen ausgesprochenen aber allgemein bekannten, moralischen Unterstützung des diplomatischen Korps. Und dennoch wurde

er besiegt, besiegt durch drei Fürsten welche in der Feudalorganisation Alles fanden was erforderlich ist um den Krieg zu organisiren und mit Erfolg zu führen: Waffen, Vorräthe, Geld, hauptsächlich aber Männer in hinreichender Zahl, gewohnt die Waffen zu tragen und entschlossen sie zu tragen unter den Fahnen ihres angestammten Herrn.

Daß es eine öffentliche Meinung gibt, und zwar eine in gewissen Kreisen sehr verbreitete, welche nach Fortschritt lechzt ohne recht zu wissen worin er besteht, welchen Weg man betreten, wie weit gehen, wo anhalten solle — das Dasein solcher dunkler aber lebhafter, ja feuriger Wünsche, Bestrebungen und Träume steht außer allem Zweifel. Indem sie sich dieser Richtung ergaben, eröffneten die heutigen Träger der Gewalt die Aera des Umschwunges. In ihrem Unternehmen ermuntern und unterstützen sie das fast einstimmige Beifallsjauchzen der europäischen Kaufleute, die wohlwollende Aufnahme die ihre häufigen Bitten um Rath in Finanz- und Verwaltungsangelegenheiten bei den fremden Gesandten finden (welche letztere hoffentlich zu weise sind um auch über die innere Politik eine Meinung zu äußern), die Mitwirkung einer beträchtlichen Anzahl von Amerikanern und Europäern im Dienst des Mikado, endlich das bereits von der andern Seite der Erdkugel herüber tönende Echo, die günstigen Beurtheilungen in der amerikanischen und englischen Presse, die begeisterten Briefe der die Civilisation in vollen Zügen einsaugenden Studenten, der von Amtswegen nach den Vereinigten Staaten, nach England, Deutschland und Frankreich entsandten Jünglinge. Auf diesen Wegen dringen Europa und Amerika in Japan ein.

Ich frage mich, werden die Dekrete der Yedoer Reformatoren auch ausgeführt? Ueber diesen so wesentlichen Punkt geben die immer seltenen und häufig widersprechenden Nachrichten aus

dem Inneren wenig Aufschluß. Erwiesen ist nur daß die Fürsten von Satsuma und Hizen deren Königreiche, um mich des alten Ausdruckes zu bedienen, sich über den größten Theil der großen Insel Kiushiu erstrecken, erwiesen ist daß diese beiden Fürsten an Macht und Ansehen in ihren Dominien auch nicht die geringste Einbuße erlitten. Die Residenten in Nagasaki, die dies wohl wissen können, und ein oder zwei im Dienste dieser Potentaten stehende Engländer bestätigen die Thatsache. Wundern dürfen wir uns hierüber kaum; denn Satsuma stand ja mit Chioshiu und Tosa an der Spitze der Revolution und Hizen schloß sich sofort an. Sie waren ihre Urheber, sie beuten sie aus. Aber die übrigen Daimio welche, gutwillig oder widerstrebend, Kido's berühmte Petition unterschrieben, sollten sie geneigt sein sich wirklich den Todesstoß zu versetzen? Hierüber ist man dermalen noch im Dunkel. Personen deren Urtheil mir das größte Vertrauen einflößt, darunter einige Missionäre und Diplomaten, bezweifeln es.

Leicht erklärt sich die, in den letzten Tagen allerdings etwas gedämpfte, Freude der fremden Kaufleute an dem jungen Reformwerk. Der Anglosachse ist geborner Philanthrop und macht gerne Propaganda für seine Lieblingsideen, besonders für die sogenannten nützlichen Kenntnisse. Er gewinnt das Land lieb in dem er lebt, und jede Neuerung die ihn an seine vaterländischen Institutionen erinnert begrüßt er mit aufrichtigem Beifall. Hiezu tritt das Interesse. Die Civilisation soll neue Bedürfnisse schaffen, und die englische Industrie, der englische Handel berufen sein sie zu befriedigen. Wird Japan auch zahlen können? Man hofft es in Yokohama. Besitzt das Land nicht unerschöpfliche Mineralschätze?

Aber diese rosige Auffassung der im Werden begriffenen neuen Zustände wird doch nicht von Jedermann getheilt. Auch

mißbilligende Stimmen lassen sich vernehmen. „Die Minister“ hörte ich sagen, „verstoßen gegen den gesunden Menschenverstand, sie sind Kinder; sie zerstören das Bestehende bevor sie wissen wodurch es zu ersetzen sei. Sie suchen Vorbilder in Amerika und Europa und bedenken nicht daß ihnen die Mittel fehlen Aehnliches zu schaffen. Sie jagen nach Begriffen deren Sinn, deren Tragweite sie nicht verstehen. Es ist ein Fieberanfall der vorübergehen wird. Vielleicht bleibt doch etwas Gutes zurück. Am Ende thun sie ja nur was vor ihnen die Wilden auf den Sandwichinseln thaten: sie nahmen, bekanntlich, die europäische Tracht an, wenn nicht die Wäsche, so doch Pantalon und Gehrock, dazu ein Parlament mit zwei Kammern und ein verantwortliches Ministerium.“ Dies ist die in den Faktoreien am meisten verbreitete Beurtheilung. Wenig schmeichelhaft für die Japaner die man den Wilden der Südseeinseln an die Seite setzt; und überdies ein seichtes Urtheil, denn wenn die Minister in ihrem Reformwerke gegen den gesunden Menschenverstand sündigen, wie soll das Werk der Thorheit und des Widersinnes in seinen Folgen ein gutes und nutzbringendes sein!

Hören wir nun die, weniger zahlreichen, entschiedenen Gegner des japanischen Fortschrittes.

„Die Reformen der neuen Minister“, sagen sie, „vorausgesetzt daß sie nicht ein todter Buchstabe bleiben, sind der Ruin der Daimio welche sie des ererbten Ansehens entkleiden, ihrer Einkünfte bis auf ein Zehntel berauben; sie sind die gänzliche Vernichtung und Ausrottung der in Bettler verwandelten Samurai. Also diejenigen welche Euch, Träger der Regierungsgewalt, zur Macht verholfen haben, sollen widerstandslos von Eurer Hand und, da ihre Krieger fortan Eure Armee bilden sollen, durch ihr eigenes Schwert das Euch gedient den Todes-

stoß erleiden? Kann man dies wirklich für möglich halten? Und dennoch ist dies der Ausgangspunkt Eurer Reform. Hiezu treten die Finanzverlegenheiten, die unglaubliche Verschleuderung der Staatsgelder, die Erschöpfung des Schatzes, die Unmöglichkeit ihn zu füllen ohne das Volk zu Grunde zu richten, der unvermeidliche Bankrutt, die kindischen und lächerlichen Versuche die Verfassungs- und Verwaltungsformen der am meisten vorgeschrittenen Staaten nachzuäffen, die Einziehung der Kirchengüter und, als nothwendige Folge, die steigende Unzufriedenheit der Bauern, der Priester*) und vor allen der Kriegerkaste. Damit das Werk der Reform, so wie es unternommen wurde, — und es ward unternommen mit einer Vermessenheit, einer Uebereilung und Leichtfertigkeit die ohne Beispiel sind in der Geschichte, — damit es gelingen könne, muß man voraussetzen dürfen, daß die Daimio vollendete Idioten, die tausendjährigen Bande zwischen ihnen und ihren Klansmännern vollkommen zerrissen, daß die letzteren ebenso blödsinnig seien als ihre Gebieter. Der so unabhängige, auf seine Rechte so stolze und so eifersüchtige Bauer, er dessen Klasse die Mehrzahl der Nation bildet, muß plötzlich unter den egyptischen Fellah, unter den Neger in Central-Afrika herabgesunken, die Bonzen, von der göttlichen Gnade Buddha's erleuchtet, müssen fortan nur von dem Wunsche beseelt sein ihre Götzen und Tempel in Trümmerhaufen verwandelt, sich selbst ihrer Reisrationen beraubt und an den Bettelstab gebracht zu sehen. Und alle diese Wunder müssen gewirkt werden damit es möglich sei die Nation mit Regierungsformen zu beglücken welche entlehnt sind wem? den Barbaren deren Vernichtung die siegreiche Revolution als Losungswort auf ihre Fahnen schrieb! Ist es wahrscheinlich, ist es möglich daß derlei Experimente nicht auf

*) Die Zahl der Bonzen soll sich auf zweihunderttausend belaufen.

verzweifelten Widerstand stoßen? Entweder ist die japanische Nation ein todter Körper, oder es blieb ihr noch einiges Leben. Im ersten Falle haben die Reformatoren nichts zu befürchten und nichts zu hoffen. Wie Arzneimittel über Leichname nichts vermögen, so werden auch ihre Reformversuche ohne Wirkung bleiben. Lebt aber das japanische Volk noch, dann wird es nicht sehr lange diese Angriffe dulden gegen sein Eigenthum, seine Gebräuche, gegen die ererbten Zustände und den ererbten Glauben. Es wird aufstehen wie Ein Mann; es wird die vermessenen Thoren niederschmettern welche die frevelhafte Hand erhoben gegen Alles was ihm theuer und heilig ist. Anarchie und Bürgerkrieg werden das Land mit Blut und Trümmern bedecken, die europäischen Ansiedlungen bedrohen, vielleicht mit in den Abgrund ziehen, denn die Reaktion wird hereinbrechen unter dem Feldgeschrei: „Tod den Barbaren!“ So oder ungefähr so lauten die trüben Ahnungen der Schwarzseher.

Ich selbst finde mich kaum berufen ein Urtheil auszusprechen. Um die Umwälzung und ihre Folgen unparteiisch zu würdigen fehlen mir manche Vorbedingungen: eine genaue Kenntniß des Nationalcharakters, der an der Spitze stehenden Männer, der Natur ihrer Beziehungen zum Mikado und zu den vier großen Klanen; der Stimmung und Ansichten dieser letztern, des Einflusses und des Ansehens der Regierungsagenten im Innern. Ueber alle diese Punkte befinde ich mich mehr oder minder im Dunkeln, oder beschränkt auf Mittheilungen deren Werth ich nicht ermessen kann und die, obgleich aus den besten Quellen geschöpft, doch meist nichts Anderes sind als Vermuthungen. Jedoch in allen menschlichen Dingen wirken Elemente die sich allenthalben wiederfinden, die unter allen Verhältnissen und Himmelsstrichen und, die Lokalfarbe abgerechnet, bei allen Völkern dieselben, ja sehr oft gerade die wichtigsten sind. Wenn

ich mich auf diesen Gesichtspunkt stelle, das heißt die letzten Ereignisse in Japan nach ihrem allgemeinen menschlichen Werthe prüfe, so gelange ich zu folgenden Schlüssen:

Zunächst fällt mir in den leitenden Männern ein innerer Widerspruch auf. Ich wundre mich über die Tiefe und zugleich über die Seichtigkeit ihres Geistes.

Die Tiefe. Sie wollten das Shogunat abschaffen. Zu dem Ende ist ihr erster Schritt die Verkündigung der Restauration des Mikado. Damit geben sie ihrem Unternehmen eine rechtliche Grundlage. Sie gehen von einem Princip aus, dem der kaiserlichen Macht, und dies Princip ist das erhabenste in den Augen, das am tiefsten wurzelnde im Herzen der Nation. Um die Beistimmung der Männer zu gewinnen deren Schwerter sie brauchen wenden sie sich an die herrschende Leidenschaft des Tages, an den Fremdenhaß. Sie schreiben also auf ihre Fahne: Restauration des Mikado, Vertreibung der Barbaren. Aber der Mikado ist nur ein Begriff, ein kostbarer Talisman den man besitzen muß um über die Nation zu verfügen. Von finanziellen, politischen, militärischen Hilfsquellen, von wirklicher Macht keine Spur; aber die moralische ist ungeheuer. Der Mikado hat seine Frauen, seine Kuge welche von Zeit zu Zeit ihr Flügelkleid von Goldbrokat anlegen und sich vor dem Idol in den Staub werfen; er hat auch einige Samurai; er hat keine Armee. Bald dieser, bald jener große Daimio wird gerufen, oder kommt aus eigenem Antriebe, um mit seinen Mannen die Wache zu beziehen bei der geheiligten Person des Sohnes der Götter. Demungeachtet scheint es ausgemacht daß ohne den Mikado nichts zu erreichen ist. Die letzten Ereignisse sprechen für dies Axiom. So lange der Fürst von Aidzu das Schloß in Kiyôto besetzt hält, stehen die Angelegenheiten seines Freundes des Shogun ganz gut. Daher suchte Choshiu, bevor er das

Zeichen zum Aufstande gab, sich vor Allem der Person des Kaisers zu bemächtigen; einmal, was bei Zeiten verrathen wurde, indem er ihn in einen Tempel vor der Stadt zu locken suchte; sodann indem er mit seinen Truppen in Kiyôto gewaltsam eindrang. Diesmal wurden sie zurückgeworfen. Aber am Ende fiel der Talisman in die Hände der Verschworenen. Von dem Tage an war die Sache des Shogun verloren. Also neben einer sehr großen moralischen Macht eine entsprechende materielle Ohnmacht. So steht es mit dem Mikado. Wenn man daher um die durch das Verschwinden des Shogunats entstandene Lücke auszufüllen nichts Anderes hatte als den Mikado, der Alles ist als Princip und nichts als wirkliche Kraft, so lag am Tage daß jeder Versuch eine kräftige Regierung und dauerhafte Zustände zu gründen nothwendig scheitern mußte. Dann zerfiel das Reich in große und kleine, völlig unabhängige Daimiate. Also entweder Bürgerkrieg oder beständige Anarchie. Dem kräftig organisirten Shogunat mußte eine gleichfalls kräftig organisirte Gewalt folgen, bereit und im Stande sogleich den Nachlaß des erstern zu übernehmen. Diese neue Gewalt war die der vier Fürsten welche, gleichviel ob sie selbst oder ihre Räthe, den Gedanken der Bewegung zuerst gefaßt, die ihn ausgeführt, die die Last des Krieges getragen, den Sieg errungen, den Gegner vernichtet hatten. Die Revolution von 1868 hat keinen Sinn, oder sie ist die Ersetzung des Shogunats durch die Herrschaft der vier Fürsten unter der nominellen Oberherrlichkeit des Mikado. Für den letztern hatte die Umwälzung eigentlich keine andere Folge als die Verlegung seiner Residenz. Yedo war der Mittelpunkt der Macht des Shogun geworden; es hatte dieselbe Bedeutung für seine Nachfolger, die vier Fürsten. Nun konnten sie aber, sie oder ihre Mandatare, den Mikado nicht aus der Hand geben. Der Talisman wurde also

von Kiyôto nach Yedo gebracht. Hiemit will ich nicht sagen daß sie dem Kaiser Gewalt anthun. Im Gegentheil, der junge Herr soll an allem was um ihn her vorgeht Gefallen finden. Er weiß nicht was sie thun. Also, thatsächlich, lassen sich die neuen Zustände so definiren: mehr oder minder unbeschränkte Kollektivherrschaft der vier Klanhäupter über alle Theile des Reiches, ausgeübt im Namen des Mikado, durch seine Minister die aber in der That die Mandatare der vier Fürsten sind. Ein tief und klug angelegter Plan, dem eine richtige Auffassung der gegebenen Verhältnisse zu Grunde liegt.

Die neue Regierungsgewalt bedurfte des Haltes einer bewaffneten Macht. Die Hatamoto des Shoguns hatten sich zerstreut; ihrem ehemaligen Herrn ergeben, konnten sie der neuen Regierung kein Vertrauen einflößen. Der Mikado, wie bereits gesagt, besaß niemals eine Armee. Blieben also die Klane der vier Fürsten welche in den entferntesten Theilen des Reiches leben. Hier beginnen die Schwierigkeiten und mit den Schwierigkeiten die Fehler, Fehler entsprungen aus Leichtsinn und seichter Auffassung der Lage. Die vier Fürsten hatten dem Mikado ihre Territorien angeboten und die anderen Daimio gezwungen dem Beispiele zu folgen. Nun hieß es ein zweites Opfer bringen. Die Kriegsleute sämmtlicher Klane sollten nach Yedo geschickt werden. Aus ihnen gedachte man die Armee des Kaisers, besser gesagt, die Armee der neuen Kollektivgewalt zu bilden. Eine tief eingreifende und weittragende Maßregel die für den Augenblick im Interesse der vier Fürsten lag, denn sie setzte sie in Stand ihre neue Macht im Centrum des Reiches zu befestigen und die übrigen Daimio unschädlich zu machen indem sie sie entwaffnete. Zugleich aber zerstörte sie das Klanwesen, aus welchem sich das politische Leben der Nation entwickelt hatte, in seinem innersten Wesen. Also vom Standpunkte des

augenblicklichen Bedürfnisses beurtheilt, war die Maßregel vortrefflich, aber, in socialer Beziehung und wegen ihrer nothwendigen Wirkungen, halte ich sie für höchst verderblich, selbst für die vier Fürsten, denn indem sie die Klanverfassung vernichteten zerstörten sie zugleich die Grundbedingungen ihrer eigenen Existenz.

Die Centralregierung besteht aus einigen Ministern, deren bedeutendster Iwakura ist, und aus vier kaiserlichen Räthen, den Abgeordneten der vier großen Klane. Diese vier Abgeordneten theilen die Regierungsgeschäfte mit den Ministern; zugleich kontroliren und überwachen sie dieselben. Kido ist, wie bereits erwähnt, unter ihnen der thätigste und begabteste. Auch Saigo leistet große Dienste. Die oberste Leitung des Staates liegt also in den Händen der Männer welche, für die vier Fürsten und mit den Truppen derselben, die Revolution von 1868 gemacht haben. Wenn sie den Titel von kaiserlichen Ministern und kaiserlichen Räthen führen, so geschieht dies weil man die kaiserliche Macht, als Princip, aufrecht erhalten will und muß. Thatsächlich sind sie die Mandatare der Fürsten; ihre Macht beruht auf dem Zusammenwirken dieser Fürsten und, da die Fürsten wie man glaubt sich in der Hand ihrer Räthe befinden, auf dem Zusammenwirken dieser Räthe welche sich, ihrerseits, auf die leitenden Männer in den Klanen stützen. Dabei beobachtet man folgendes Verfahren. In Yedo wird eine wichtige Maßregel geplant. Die Minister und die vier Räthe sind hierüber einverstanden. Das Programm wird von letzteren nach den Provinzen geschickt, dort von den herrschenden Koterien eines jeden Klanes geprüft und, wenn angenommen, in Form einer Petition an die Minister zurückgeleitet. So entstehen die reformatorischen Dekrete der Regierung die, indem sie sie verlautbart, sich auf die Wünsche der öffentlichen Meinung beruft.

Als Beweis werden die Petitionen publicirt. Mit anderen Worten, die Oligarchie in Yedo stützt sich auf die kleinen Oligarchien in den vier Klanen. Daher das unablässige Kommen und Gehen der Sendboten zwischen der Hauptstadt und den Residenzen der Fürsten von Satsuma, Choshiu, Tosa und Hizen. Wird sich dieser Zustand lange als haltbar bewähren? Unter dem Drange unabweislicher Bedürfnisse nimmt die Regierung in immer steigendem Maße die Lebenskräfte der Klane, ihr Blut und ihre Habe in Anspruch. Sie muß es thun, damit das Räderwerk der neuen Staatseinrichtungen nicht in Stocken gerathe. Man hat die Daimiate, wenigstens am Papier, zerstört, die Samurai zu Grunde gerichtet, die Klane am Sitze ihres Lebens tödtlich getroffen; man sieht sich genöthigt dem Volke eine unerschwingliche Steuerlast aufzubürden; man nimmt zu den verderblichsten Finanzoperationen Zuflucht. Die nächste, die unausbleibliche Wirkung ist, ohne Zweifel, ein rasches Sinken des allgemeinen Wohlstandes. Kann man annehmen daß die großen Klane, obgleich die Herren und Meister, hievon unberührt bleiben; daß in ihrer Gesinnung, unter dem Drucke der steigenden Noth, nicht früher oder später ein Umschwung eintreten; daß sie nicht die Leitung ihrer Angelegenheiten den heute herrschenden Koterien entziehen und altkonservativen Männern anvertrauen werden? Doch über die Stimmung der Klane fehlt mir (wie allen Europäern in Japan, auch den bestunterrichteten) verläßliche Auskunft. Noch ein anderer Umstand kommt hier in Betracht. Was geht im Herzen der Vertreter dieser Klane in Yedo vor? Mir scheint, es liegt in der menschlichen Natur und in den gegebenen Verhältnissen, daß, im geeigneten Augenblicke, diese Männer (Iwakura, Kido und ihre Genossen) versuchen werden die Vormundschaft der vier Klane abzuschütteln. Je mehr die Bildung des kaiserlichen

Heeres vorschreitet, um so mehr werden sie die eigenen Kräfte fühlen, um so weniger sich in der Rolle einfacher Mandatare gefallen.

Schon die, am Ende des Bürgerkrieges, in das Ministerium berufenen Männer hatten Reformen nach europäischen Mustern beabsichtigt. Ihre Nachfolger, die wirklichen Urheber der Revolution, ergeben sich derselben Richtung mit verdoppeltem Eifer. Alle eben erwähnten, so überaus radikalen Maßregeln: Entsetzung und Plünderung der Daimio, mittelbare Zerstörung der Klane, Zugrunderichtung der Militärklasse waren das Werk der wenigen Tage die seit dem Amtsantritte der gegenwärtigen Minister verflossen sind. Zugleich haben sie einen Feldzug gegen den Buddhism, die Landesreligion, eröffnet und, nur die mächtigen Montoiten schonend, einen Theil der Kirchengüter eingezogen. In dem Maße in welchem das Ministerium mit den alten Traditionen und ihren Anhängern bricht stützt es sich auf die neue Meinung welche die Vorbilder der zu schaffenden Staatseinrichtungen in Amerika und Europa sucht. Gewiß, meine Absicht ist nicht die merkwürdigen Männer die heute an der Spitze des Landes stehen zu verunglimpfen oder dem Verdachte preiszugeben. Solange nicht das Gegentheil erwiesen ist, halte ich ihre Absichten für rein, ihre Vaterlandsliebe für unzweifelhaft. Ich fühle in mir keine zärtliche Vorliebe für Gott Buddha, aber ich fürchte daß, indem man seine Tempel und Statuen zerstört, angeblich um die officielle Religion, die keine ist, wieder herzustellen, das Volk seines Glaubens, und was noch schlimmer, der Fähigkeit zu glauben beraubt; ein schlechtes Mittel die Völker zu civilisiren und glücklich zu machen! So verführerisch seine äußern Formen sind, so habe ich doch keine Thräne für ein barbarisches Ritterthum; aber dies Ritterthum, mit seinen zarten Blüthen und rohen Auswüchsen, war

entsprossen auf dem Boden der Lebensfassung die man zerstört ohne zu wissen was man an ihre Stelle setzen könne. Ich billige die, in den oberen Schichten der Nation, zu Tage tretende Sehnsucht nach Fortschritt, nach Verbesserung, nach Aufklärung. Auch die Versuche durch Nachahmung des Auslandes die Wohlthaten der europäischen Gesittung zu erreichen, haben ihre löbliche Seite. Aber die Art wie man zu Werke geht scheint mir, auf das Gelindeste gesagt, unpraktisch. Die fremden Zeitungen und die meisten Residenten in Yokohama finden, der Weg sei gut, nur schreite man allzu rasch vorwärts. Ich halte auch den Weg nicht für gut. Ich glaube, daß die wahre Reform vor Allem die Herzen rühren muß. Sie muß in sie die Keime der Nächstenliebe legen und der Verzichtung auf sich selbst. Erst wenn das geschehen, wird man Gewaltthaten und Blutrache mit Erfolg verpönen und philanthropische Anstalten gründen können. Durch die Anerkennung der Frauenwürde werden das Eheband geläutert und gestärkt, die Sitten gehoben, die Familie wiedergeboren werden, und die Familie ist allenthalben die Grundlage der staatlichen Gesellschaft. Dann werden sich die Achtung des Eigenthums und die nöthigen Bürgschaften der öffentlichen Ruhe von selbst ergeben. Ohne diese Bürgschaften ist aber ein wahrer und dauerhafter Aufschwung der Industrie ein leerer Wahn. Dann wird es an der Zeit sein Telegraphen aufzustellen und Eisenbahnen zu bauen. Damit zu beginnen scheint mir, insofern es sich hier von dem Besten des japanischen Volkes handelt und nicht von einem guten Geschäft europäischer Spekulanten, ein sehr großer Irrthum. Ein Japaner kann lernen wie man einen telegraphischen Apparat handhabt oder eine Lokomotive führt, und dennoch ein Barbar bleiben; wenn er an einem Bettler vorübergeht das Bedürfniß fühlen die Schärfe seines Schwertes an dem Unglück-

lichen zu erproben, oder, weil ihm sein Vorgesetzter einen Vorwurf gab, zur Wiederherstellung seiner gekränkten Ehre sich den Bauch aufzuschlitzen.

Alle diese Fragen werden in den Faktoreien fleißig besprochen. Wenn ich die vorstehenden Ansichten gegen die Herren äußere, so antworten sie mit einem freundlichen Lächeln. Sie sind zu wohl erzogen um laut zu lachen. Aber damit beschwichtigen sie meine Besorgniß nicht daß diese Reformversuche üble Früchte tragen können. Immer noch war die Berührung unserer Civilisation den wilden oder halbwilden Volksstämmen verderblich, wenn dieser Berührung nicht die Erleuchtung durch das Christenthum vorausging.

Doch genug der Betrachtungen! Nur die Thatsache will ich hervorheben welche heute im Reiche der aufgehenden Sonne die Zustände beherrscht. Die Minister haben sich in die reformatorische Bewegung gestürzt, sei es um sie zu leiten, oder um sie auszubeuten, oder um in ihr die Waffen zu finden zum Kampfe mit den Gegnern, mit dem erstaunten, noch schweigend zusehenden, augenblicklich eingeschüchterten, aber vielleicht noch lebensfähigen alten Japan. Hierüber mache ich ihnen keinen Vorwurf. Was ich tadle ist die gänzliche Mißachtung erworbener Rechte, die Willkür die all' ihre Maßregeln kennzeichnet, der Leichtsinn dem nichts heilig ist, der Mißbrauch den sie mit dem Namen des Mikado treiben, dessen tausendjähriges Ansehen wohl erbleichen, ja erlöschen könnte in ihrer ungeübten und vermessenen Hand.

Wie dem auch sei, unter lärmendem Beifallsgejauchze welches sich aber beim ersten Unfalle in bittern Hohn und Tadel verwandeln wird, ist der Nachen der die Geschicke eines großen Reiches trägt vom Ufer gestoßen. Rasch gleitet er mit der Strömung hinab. Wird er den Hafen erreichen? Möglich.

Wird er umschlagen und versinken? Wahrscheinlich. Wer weiß es? Nur das ist sicher, daß er nicht anhalten, nicht stromaufwärts zurückkehren kann. Also auf gut Glück voran! Das Schauspiel ist anziehend, aber nicht neu. Schon Guicciardini sagte: Wer eine Neuerung im Staate versucht, sieht nie die Wendung voraus welche die Bewegung nehmen wird, und erlebt selten ihr Ende.

(Ende des zweiten Theiles).

Dritter Theil.

China.

I.

Shanghai.

Vom 3. zum 8. Oktober; vom 14. zum 16. November.

Die „Koncessionen". — Die chinesische Stadt. — Sü-kia-wei. Eine Haydnische Symphonie. — Das Waisenhaus der Schwestern. — Handelsverhältnisse.

(3. Oktober.) Der Himmel grau, die Luft unangenehm kalt. Ein frischer Mussun aus Nord-West. Sind wir in Rußland? Gestern glaubten wir uns unter dem Aequator zu befinden. Und doch haben wir den 31. Breitengrad nicht verlassen. Um Mittag trennen uns noch zweihundert Meilen von der Mündung des Yang-tse-kiang, und schon erblaßt das Meer. Gegen Abend ist es kothfarbig geworden.

(4. Oktober.) Um zehn Uhr läuft die New-York in den „großen Fluß" ein. Mit Recht geben ihm die Chinesen diesen Namen; denn, nach dem Amazonenfluß und dem Mississipi, ist er der größte Strom der Welt. Sein nördliches Ufer bleibt unsichtbar. Zu unsrer Linken entrollen sich die Ebenen von Kiang-su. Einige große Handelssteamer unter englischer Flagge plätschern in den, jetzt windgepeitschten, blaßgelben Fluthen dieser riesigen Gosse. Pilotenboote und Djonken, letztere haben alle ihr ungeheures Segel aufgesetzt, laviren wie auf offener See.

Um Ein Uhr biegt die New-York in den Hwang-pu ein, dampft den flachen, grünen, mit Dörfern besäten Ufern entlang an der französischen Kriegsstation Wusung vorbei. Man könnte sich in Yorkshire glauben. Nichts was den Geist oder die Phantasie anregte. Hundertmal hat man solche Gegenden gesehen. Aber je mehr wir uns der großen Metropole nähern, um so belebter finden wir den Fluß. Schon zeigen sich, hinter einem Mastenwalde, die imposanten Gebäude der englischen Stadt, die Häuser der amerikanischen Koncession, die flatternden Flaggen der Konsulate.

Wir passiren die Docks und Werften der amerikanischen Gesellschaft deren große, weiß angestrichene, zweistöckige Steamer den Yang-tse-kiang befahren. Weiter oben gewahren wir, kommend und gehend oder vor Anker liegend, die Schiffe der englischen Peninsular- and Oriental-Gesellschaft und der französischen Messagerien, eine Menge Kauffahrteidampfer die von London, Liverpool, Glasgow gekommen sind, die Flottille der hiesigen großen Häuser Jardine und Russell und, um jedes dieser großen Schiffe wie Planeten um ihre Sonne gravitirend, einen Ring von chinesischen beim Ein- und Ausladen beschäftigten Sampanen. Auch Segelschiffe fehlen nicht, aber seit der Eröffnung des Suezkanals sind sie seltener geworden. Der Dampf beansprucht bereits die Alleinherrschaft über die Meere. Mein patriotisches Auge erfreut sich an dem Anblick der schönen österreichischen Korvette Fasana die, von Kapitän Funk befehligt, unlängst hier einlief. Im Hintergrunde des Hafens verirrt sich das Auge in einem verworrenen Knäuel von Masten, Raaen und fantastisch geformten Segeln. Es sind große und kleine Djonken die unter den Mauern der chinesischen Stadt liegen. Auf ihrem Hintertheile sieht man zwei Augen gemalt. Leider machen die Kapitäne von den ihri-

gen nicht immer hinlänglichen Gebrauch, oder sie wollen aus Patriotismus den europäischen Steamern zum Spotte hart am Bugspriet vorübersegeln, eine häufige Veranlassung von Unfällen deren Opfer sie meist selbst sind. Mir machen diese großen, wie mit bösen Absichten auf mich gerichteten Augen einen unheimlichen Eindruck. Sie sind das, freilich lügenhafte, Symbol der Wachsamkeit und geben dem Schiffe das Aussehen eines belebten Wesens, eines Ungeheuers das ausgezogen ist um uns zu verschlingen.

Wir landen in der amerikanischen Niederlassung wo mich unser Generalkonsul in Shanghai, zugleich Minister-Resident in China und Japan, Herr von Calice auf das Freundlichste begrüßt. Mit Dank nehme ich seine herzlich gebotene und glänzende Gastfreundschaft an.

Jemehr ich mit dieser Stadt Bekanntschaft mache, um so mehr steigt meine Bewunderung. Zwar hat die Lage, in einer flachen sumpfigen Ebene, nichts Anziehendes. Die Gegend ist gewiß nicht malerisch, eigentlich entschieden häßlich. Auch die Wohnsitze der reichen Kaufleute, große, imposante, prächtige und anspruchsvolle Gebäude, lassen in architektonischer Beziehung zu wünschen übrig; und was das Klima anbelangt, so erfreut sich Shanghai, immer mehr und mehr mit Unrecht, des übelsten Rufes. Was ich bewundere ist die Kühnheit, die Ausdauer, die erfindungsreiche, elastische, unermüdliche Thätigkeit des anglo-sächsischen Genius der den Gedanken fassen konnte hier eine Stadt zu gründen, der sie wirklich gegründet hat, der den Kampf aufnahm mit der Natur, mit den Menschen, mit den Verhältnissen; der alle Schwierigkeiten überwand: versteckten Widerstand der chinesischen Regierung, Angriffe der

Rebellen, Handels- und Finanzkrisen, Eifersüchteleien zwischen den Einwanderern verschiedener Nationalität, Zerwürfnisse im Schooße der brittischen Gemeinde. Gewiß, die Engländer können nicht alles Verdienst beanspruchen; auch der französischen Regierung gebührt ihr Antheil. Aber acht Zehntel der im Handel und der Schifffahrt angelegten Kapitalien kommen aus England, und in der weißen Bevölkerung zählt man vier Engländer auf einen Nicht-Britten. Die große Verschiedenheit zwischen dem französischen Nationalcharakter und dem englischen, so augenfällig im fernsten Osten wie überall wo die Flaggen beider Länder neben einander wehen, drängt sich auch hier dem Beobachter auf. Die brittische Faktorei ist die Schöpfung von Privatleuten welchen ihre Regierung moralische Unterstützung und, vorübergehend und ausnahmsweise, den Schutz der Waffen gewährte. Die französischen Niederlassungen sind das Werk der Regierung. Mit oder ohne Mitwirkung der Landesangehörigen kamen sie zu Stande. Die amtlichen Vertreter Frankreichs schreiten an der Spitze ihrer Kolonisten, die englischen Staatsbeamten bilden die Reserve und den Nachzug der brittischen. Erstere geben ihren Staatsangehörigen den Antrieb und die Richtung; letztere beschützen die Ihrigen und kühlen ihren zuweilen unbescheidenen Eifer. Die Regierungsorgane beider Länder liefern den Landsleuten fortwährend Stoff zur Kritik, und diese Kritik ist nicht immer eine wohlwollende. Die Engländer beklagen sich zu viel, die Franzosen zu wenig regiert zu werden; die Engländer sagen: unser Konsul mischt sich in Alles; die Franzosen: unser Konsul kümmert sich um nichts. In Wirklichkeit sehen sich die brittischen Behörden weniger veranlaßt zu leiten als zu kontroliren, während die französischen Konsuln genöthigt sind zu regieren und manchmal auch zu herrschen. Man denke sich die Wirksamkeit dieser Funktionäre

beseitigt, die französische Flagge eingezogen, das im Hafen stationirende Kriegsschiff abgesegelt, und in wenigen Jahren wird die Niederlassung verschwunden sein. Ganz Anderes würde sich in einem solchen Falle in einer englischen Faktorei ereignen. Nach dem Abzuge der officiellen Vertreter und der Truppen der Königin würden die Residenten zusammentreten, zunächst für Aufrechthaltung der Ordnung, sodann für Abwehr auswärtiger Angriffe sorgen. Vielleicht gäbe es böse Stunden, aber am Ende würden die achtbaren Elemente das Uebergewicht behaupten und wenn nicht angenehme doch erträgliche Zustände geschaffen werden. Die Franzosen, ich wiederhole es, würden mit den Civil- und Militärbehörden abziehen, und die wenigen Zurückbleibenden sich mit den Eingebornen verschmelzen. Dies hat sich oft ereignet und ist oft gesagt worden, und wenn ich daran erinnere, so geschieht es, weil diese Betrachtung das Verständniß der Zustände in Shanghai erleichtert, und nicht um den Franzosen etwas Unangenehmes zu sagen. Man kann eine große Nation sein ohne den Beruf für Kolonisirung zu besitzen.

Was versteht man überhaupt unter Kolonisiren? Wäre es die Urbarmachung des Bodens? In dieser Hinsicht gehören die Kolonien Ludwigs XIV. in Canada zu den blühendsten die es gibt. Wäre es die Ausbeutung des Bodens zum Nutzen der Einwanderer? Dann gebührt, ohne Zweifel, den Engländern die Palme. Versteht man aber unter Kolonisiren die Verbreitung der Civilisation unter der eingebornen Bevölkerung der besetzten Territorien, so halte ich die Portugiesen und Spanier aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte für die ersten Kolonisatoren der Welt. Die Geschichtsschreibung, die übrigens nicht aus unparteiischen Federn stammt, tadelt mit Recht, wenn die gegebenen Thatsachen wahr sind, die

Grausamkeit der spanischen und portugiesischen Konquistadoren. Selbst jene von ihnen deren Menschlichkeit gerühmt wird ergriffen zuweilen Maßregeln die dem Geiste unseres Jahrhunderts widerstreben. Aber die überseeischen Besitzungen dieser Kronen, namentlich der spanischen, waren reich und blühend, die Hauptstädte der Presidencias Mittelpunkte der Civilisation. Die Eingeborenen erschienen dort, nahmen in sich auf, verbreiteten in ihren Urwäldern, zugleich mit dem vielleicht noch schwachen Lichte des Christenthums, die ihnen gleichfalls noch nicht vollkommen klaren Ideen und Gebräuche der gesitteten Welt. Es war ein wirklicher und dauernder Fortschritt. Zeugen deren Aussagen nicht verdächtig sein können, Männer wie Alexander von Humboldt, welche die amerikanischen Kolonien zu Anfang des Jahrhunderts besuchten, also nachdem Spanien schon lange von dem Range einer Großmacht herabgesunken war, sprechen mit Bewunderung von der trefflichen Organisation der Verwaltung, von der Regelmäßigkeit und Ordnung in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes, von der Ruhe und Sicherheit die in den entlegensten Gegenden herrschte, von der praktischen Weisheit der unter den Philippen für die Kolonien erlassenen Gesetze. Der Hof von Madrid zog allerdings die Metallschätze seiner überseeischen Besitzungen an sich, aber das Mutterland gab dafür sein Blut. Die unabläßige Auswandederung, welche Spanien am Ende erschöpfen mußte, ist in der That eine der Hauptursachen des so raschen Verfalles dieser edlen und ritterlichen Nation. Noch immer entsenden einige Provinzen ihre ganze Jugend „nach dem andern Ufer", la otra banda, das heißt nach den westlichen Gestaden des atlantischen Oceans. Im nördlichen Theile der Halbinsel, besonders in Asturien, sieht man nur Frauen und Greise. Die Männer sind alle (wenn nicht nach Andalusien) nach der Havana ge-

gangen, nach Peru, nach dem Rio de la Plata. In den entlegensten Schluchten des kantabrischen Hochgebirges, in den elendesten Dörfern fand ich Maueranschläge mit Ankündigung von Reisegelegenheiten nach Cuba und Südamerika. Die Schiffe segeln von Santander, von Gijon, von Ribadesilla, von andern kleinen Häfen ab und führen alle, wie diese Zettel hinzufügen, einen Arzt und einen Geistlichen an Bord. Eine löbliche und nur zu gerechtfertigte Vorsichtsmaßregel, denn die Sterblichkeit während der Ueberfahrt ist gewöhnlich entsetzlich. Jeder dieser Auswanderer, und ehedem war dies noch mehr als jetzt der Fall, ist, meist ohne es zu wissen, ein Verbreiter der Gesittung, ein Commis voyageur der Civilisation. Unleugbare Thatsachen beweisen es. Wo immer der spanische Scepter herrschte, findet man indianische Stämme welche das Christenthum und, bis zu einem gewissen Grade, unsere Sitten und Ideen annahmen. Die meisten Männer die wir in den südamerikanischen Republiken an der Spitze der Geschäfte sehen sind indianischer Abkunft. Unter meinen Kollegen im diplomatischen Korps gab es Rothhäute vom reinsten Blut, und ich kenne Damen mit demselben Teint welche sich von Worth kleiden lassen und die Rouladen der Patti bewundern. Es fällt mir nicht ein die rothgefärbten Präsidenten der Republik, Minister und Würdenträger als Muster der Staatsweisheit aufzustellen, und ich muthe Niemandem zu sich die musikalische Kritik jener Frauen anzueignen; aber merkwürdig bleibt darum die Thatsache nicht minder, daß Wilde einen ähnlichen Grad von Bildung erreichen konnten. Und dies ist das Werk der spanischen Kolonisation. Können die Engländer Aehnliches aufweisen? Ich spreche hier nicht von Indien, welches ich nicht besucht habe. Ueberall anderwärts, besonders in Nordamerika, ist die Berührung der Anglo-Sachsen den Wilden und Halbwilden verderblich. Sie nehmen nur die

Laster der Europäer an, sie hassen, sie fliehen uns (das Vernünftigste, was sie thun können), oder sie verkommen. Im besten Falle bleiben sie was sie waren: Wilde. Uebrigens, wozu Vergleiche anstellen? Geben wir einer jeden der kolonisirenden Nationen die Ehre die ihr gebührt.

Was haben nun aber die „fremden Teufel" in Shanghai geschaffen, und wie gingen sie dabei zu Werke?

Der Hwang-pu, obgleich in Wirklichkeit nur ein Creek, ist bei Shanghai eine halbe englische Meile breit und zeigt sich als majestätischer Strom. Er fließt von Süd nach Nord und biegt dann plötzlich gegen Ost. In dieser Kurve liegen am linken Ufer die ersten Häuser, welche der vom Yang-tse-kiang Kommende erblickt. Sie gehören zur amerikanischen „Koncession". Diese ist von der englischen durch den Suchow-Creek getrennt und letztere stößt an die französische, welche, die südlichste von den dreien, durch einen anderen Creek von der chinesischen Stadt geschieden wird.

In der amerikanischen Koncession befinden sich einige Konsulate, einige niedere Häuser, viele große und kleine Magazine, und, am östlichen Ausgange, eine neu gebaute Straße mit schönen kleinen Häusern.

Die englische Koncession ist der große Mittelpunkt der Handelsthätigkeit. Die Einkünfte der Stadt, die aus dem Ergebnisse der Taxen, der Postgefälle u. s. f. bestehen, werden in diesem Jahre sechzigtausend Pfund Sterling betragen. Dies gibt einen Begriff von ihrer municipalen Bedeutung. Daher kommt es daß die vorzüglichsten amerikanischen Handelshäuser, über Vorurtheile hinaus gehend wie dies dem Yankee selten schwer fällt, allmälig nach der brittischen Niederlassung gezogen sind. Eine Brücke über den Suchow-Creek führt in die englische Stadt. Da entwickelt sich, dem Quai entlang der „Bund"

heißt, eine lange Reihe von monumentalen Bauten, wahren Palästen nach englischem Geschmack. Der exotische Zusatz ist die unentbehrliche Veranda die gegen die tropische Sommerhitze schützen soll und gegen die kalten Winde während der sibirischen Winter. Ich kenne wenige so imposante Stadtansichten. Alle diese Häuser scheinen fürstliche Wohnsitze zu sein. Sie sind dem Hwang-pu zugewandt, auf dem die Reichthümer gebracht oder gewonnen wurden mit deren Hilfe jene Prachtbauten entstanden. Hier befindet sich das brittische Konsulat: eine Gruppe von Häusern, darunter der Gerichtshof und die Wohnung des englischen Oberrichters, auf einem geräumigen durch eine Ringmauer eingefriedeten Terrain. Dann folgen die Wohnsitze der Merchant-Princes; unter ihnen fallen die der HH. Jardin und Co. und der HH. Dent besonders in die Augen. Am Quai, den Häusern gegenüber, wurde der öffentliche Garten angelegt. In diesem Augenblicke beugen sich die schönen Bäume unter dem wuchtigen Anprall der „schwarzen Bise“ aus Nord-Ost; da fallen die letzten dürren Blätter! Das Blut gerinnt in den Adern der wenigen Spaziergänger. Dieser Quai ist wirklich prachtvoll. Nichts fehlt seiner Glorie als ein Steindamm. Aber Stein gibt es hier nicht. Shanghai liegt am Rande einer ungeheuren Alluvialebene der alles Baumaterial abgeht. An den vielen Landungsplätzen, den Godowns, ersetzen dermalen noch Bretter und Balken den künftigen Granit, und um in ein Boot oder aus diesem auf die Terra ferma zu gelangen bedarf es gymnastischer Künste.

Brittisch-Shanghai besitzt zwei oder drei Kirchen deren größte, wegen Mangel an Geld, noch keinen Thurm hat. Hinter dem pomphaften Vorhange den die Paläste bilden dehnt sich die englische Stadt von Westen bis an den Defense-Creek aus. Dort weicht das Gefallen am Schönen und Ueberflüssigen den

Anforderungen des Nützlichen und Nothwendigen. Man sieht da nichts als Magazine, Niederlagen und Kaufläden, letztere mit allen Erzeugnissen der englischen Industrie reichlich versehen. Man könnte sich in „Oxford-Street" oder am „Strand" wähnen. In dieser Beziehung erträgt weder Yokohama noch irgend eine europäische Stadt in Asien, Kalkutta und Bombay ausgenommen, den Vergleich mit Shanghai.

In den entlegneren Gassen des brittischen Settlement hausen chinesische Kaufleute. In ihren Magazinen findet man gleichfalls englische Industrieprodukte, vielleicht von etwas geringerer Gattung, aber zu auffallend niederen Preisen. Der Chinese ist dem europäischen Kaufmann durch die Wohlfeilheit überlegen; mit andern Worten, er begnügt sich mit geringerem Gewinn und verlangt nicht über Nacht reich zu werden, zwei Eigenschaften die, bei sonst gleichen Verhältnissen, ihm im Laufe der Zeit den Sieg über den weißen Konkurrenten sichern müssen. Die Häuser sind numerirt, obgleich die Chinesen den Ziffern Namen vorziehen. So entschieden ist diese Vorliebe daß selbst große englische Häusen ihre Firmen den Landesgeschmacke angepaßt haben. So nannten sich Dent und Co. „Kostbar und Gefällig"; Jardin und Co. „Ehrlich und Harmonisch". In den Straßen ein Gemisch von gelben und weißen Männern; nur wenige chinesische Weiber, noch weniger Europäerinnen. Auch in Shanghai, wie in allen Niederlassungen des fernsten Orients, äußert die Abwesenheit der Frau ihre traurigen Folgen. Indeß seit ein oder zwei Jahren wird dieser kostbare Artikel in größeren Quantitäten eingeführt. Die Handlungskommis reisen mit Urlaub nach Europa und kommen mit Gattinnen zurück. Die Zahl der verheiratheten Leute vermehrt sich. Schon gewahrt man das ersprießliche Wirken der ehrbaren Frau.

Um diese Stunde ist der Bund sehr belebt. Zu Fuß, zu

Pferd, zu Schiebkarren zieht man vorüber. Der Schiebkarren ist der irische Kar, nur vereinfacht, denn er hat nur Ein Rad: ein Chinese schiebt ihn. Zwei Personen gewährt er Platz; sie sitzen mit gegeneinander gekehrtem Rücken; die Füße stützen sie auf ein Brettchen. Ich sehe schöne ausstralische und Cappferde, für die sehr hohe Preise gezahlt werden, und kleine gute wohlfeile mongolische Ponies. Seit Kurzem bringen die großen Dampfer der Pacific-Company auch Pferde aus Kalifornien. Die Handelsherren halten schöne Equipagen; jeder Kommis hat sein Gig oder sein Reitpferd.

Wir gehen immer dem Quai entlang und betreten nun die französische Koncession. Auch hier heißt der Quai Bund; aber das geschäftige Treiben hat an der Grenze der englischen Niederlassung aufgehört. Selbst die Häuser der Residenten halten den Vergleich mit denen der brittischen Stadt nicht aus. Um so mehr fällt die Pracht des französischen Konsulates, der großen Kathedrale und des Gemeindehauses in die Augen. Wie ist hier doch Alles so ganz anders! Dort befindet man sich in einer Faktorei, hier in einer Kolonie. Dort thun die Kaufleute, die Residenten Alles, nicht immer nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Plane, oft unter dem Drucke augenblicklicher Bedürfnisse oder vorübergehender Launen, aber sie thun was eben nöthig, und sie thun es selbst und allein. Hier denkt, überlegt, handelt, methodisch und in den bureaukratischen Formen, die Regierung. Die Regierung hat Alles erdacht, angeordnet, ausgeführt. Die Residenten sind Gegenstand der Verwaltung. Widerstand, wenn sie dergleichen versuchen sollten, wird mit Leichtigkeit gebrochen. Es geschah einmal daß der Gemeinderath sich widerhaarig erwies. Sogleich löste ihn der Konsul auf; die Rädelsführer in der löblichen Municipalität ließ er einsperren; somit hatte die Sache ihr Ende.

Versteht sich, daß wir auch die chinesische Stadt besuchen. Sie liegt, wie bereits gesagt, im Süden der europäischen Konzessionen, und ist von einer hohen Mauer eingeschlossen. Durch eines ihrer sieben Thore dringen wir in ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen und besehen: den großen Tempel mit seinem Garten der reicher an künstlichen Felsen ist als an Blumen; die den japanischen weit nachstehenden Theehäuser; endlich mehrere theils elegante theils von den unteren Ständen besuchte Speisehäuser. Drei Dinge haben diese Restaurationen gemein: die verpestete Luft, den Höllenlärm den die Gäste machen, den unbeschreiblichen Schmutz der Aufwärter und Köche. Ich las so viele Beschreibungen von chinesischen Städten daß die erste welche ich besuche für mich nicht einmal den Reiz der Neuheit besitzt. Zur Ehre der Shanghaier und zur Steuer der Wahrheit soll aber doch gesagt sein daß die meisten Reisenden, wie mich dünkt, das Bild was sie von dieser Stadt entwerfen mit absichtlich übertriebenen Scheußlichkeiten ausschmücken. Uebrigens, was man in manchen Gäßchen und Winkeln zu sehen und zu riechen bekommt ist allerdings arg genug.

Um diese unsympathischen Orte zu verlassen sind wir gezwungen in einem Strome menschlicher Wesen zu steuern, Ellbogenstöße zu empfangen und zu ertheilen, überdies uns noch gewissen Unzukömmlichkeiten auszusetzen die in chinesischen Volkshaufen nie fehlen. Auf einem Platze staut sich die Menge. Die Veranlassung ist ein Taschenspieler. Es gelingt mir durch eine heroische Kraftanstrengung mich neben den zerlumpten Künstler zu stellen. Armer Bursche, er hat offenbar nicht zu Mittag gegessen und, nach den spärlich geernteten Sapeken zu urtheilen, steht ihm kein reichliches Abendbrot bevor. Spitzbüberei, Unverschämtheit und Noth sprechen aus seiner feinen,

geistreichen Physionomie. Und doch sind seine Leistungen unglaublich. Ich frage mich ob dies nicht wirkliche Zauberei ist. Er verschluckte ein halbes Dutzend kleiner Tassen von sehr feinem Porzellan; dann nach einigen Minuten gab er sie wieder auf demselben Wege von sich. Ich stand dicht neben ihm, und sah es mit eigenen Augen. Anatomisten und Aerzte werden um Erklärung gebeten. Vor einigen Tagen producirte sein Kamerad dasselbe Kunststück. Er verschlang die Tassen, konnte sie aber nicht wieder ausspeien, und starb unter furchtbaren Schmerzen.

Nun aber, Gott lob, sind wir im Freien. Die Stadt liegt hinter uns, unsere Lungen erweitern sich, wir athmen frei auf, und keine mephitischen Dünste beleidigen unser Geruchsorgan. Weit und breit ist das Land flach, grün, baumlos, einförmig, häßlich. Am Horizont reißt sich eine mehrstöckige Pagode vom bleiernen Himmel ab. Unweit dieses Thurmes, etwa fünf Meilen von Shanghai, liegt in einem schön gehaltenen Garten das alte und berühmte Jesuiten-Kollegium Sü-kia-wei. Im siebenzehnten Jahrhunderte gegründet, während der großen Christenverfolgungen wie alle geistlichen Niederlassungen zerstört, am Schlusse des letzten Krieges der Gesellschaft Jesu wiedergegeben, beim Anrücken der Taeping neuerdings verlassen und wieder bezogen nach der Flucht der letzteren, erstand die große Anstalt verjüngt aus ihrer Asche, und blüht und gedeiht heute mehr als je zuvor. Alle Patres, mit Ausnahme des Oberen der ein Italiener und dreier Chinesen, sind Franzosen. Alle tragen die Landestracht und den langen schwarzen Zopf. Die Zöglinge sind meist Söhne christlicher Eltern und alle, ohne Ausnahme, Eingeborene. Im Waisenhause befinden sich die von ihren sehr häufig heidnischen Eltern gebrachten Knaben. Merkwürdig, aber bis jetzt nicht erklärt ist die Thatsache daß

seit vorigem Jahre, das heißt seit dem Blutbade von Tien-tsin das im ganzen Reiche ein so ungeheures Aufsehen erregte, die Zahl der den Priestern übergebenen Kinder bedeutend zunahm. Es wurde oft bemerkt daß die Engländer ihre Sitten und Ueberlieferungen allenthalben bewahren und in die fernsten Himmelsstriche tragen. Dasselbe könnte man von den Jesuiten sagen. Ueberall gleichen sich ihre Kollegien. Ein oder zwei Säle; in der Mitte des Hauses ein Korridor; zu beiden Seiten die kleinen aber reinlichen Zellen der Patres, die Schul- und Schlafsäle der Zöglinge, die Küchen uud Refektorien, Alles mit dem Gepräge der Ordnung und Zucht. Hier treiben die Zöglinge klassische Studien, im chinesischen Sinne, und erwerben sogenannte nützliche Kenntnisse. Die Waisen werden zu Handwerkern erzogen. Ein jeder dieser jungen Leute bringt, wenn er in seine Familie zurückkehrt, die Keime der Civilisation mit sich. Alle, Patres und Zöglinge, sehen gesund und heiter aus.

Bevor wir scheiden, will uns der Superior eine musikalische Vorstellung zum Besten geben. Unter der Leitung eines chinesischen Pater spielen die Zöglinge eine Haydnische Symphonie. Der hochwürdige Direktor des Orchesters steckt eine riesige Brille auf die Nase und ergreift den Taktstab; die jungen Virtuosen heften ihre kleinen geschlitzten Augen auf die Noten und exekutiren, im Schweiße ihres Angesichts aber gar nicht übel, eine der herrlichsten Schöpfungen des großen Meisters. Haydn in China, von Chinesen vorgetragen! Wir alle konnten uns einer gewissen Rührung nicht erwehren.

Die Mission zählt ungefähr achtzig Priester, deren Mehrzahl in den verschiedenen „Christenheiten" (um mich des üblichen Ausdruckes zu bedienen) der Provinzen Kiang-su und Ngan-hwei zerstreut ist. Zweimal im Jahre versammeln sie

sich hier um Exercitien zu machen und einige Tage der Erholung, dem Gedanken-Austausche und dem Genusse der mäßigen Bequemlichkeiten zu widmen die das Kolleg zu bieten vermag. Es sind glückliche Stunden im Dasein dieser opferwilligen Männer deren Leben eine Kette von Arbeit, Gefahr und Entbehrung ist.

Wenige Schritte von Sü-kia-wei befinden sich eine Erziehungsanstalt und ein Orphelinat für Mädchen, beide von Klosterfrauen geleitet.*) Die Vorgesetzte, eine junge Frau von angenehmem Aeußern, mit einem sanften und geistreichen Gesicht, empfängt uns mit der ungezwungenen Anmuth einer vornehmen Dame. Sie spricht ein Französisch wie man es im Faubourg St. Germain hört, aus dem sie eben gekommen scheint, um sich in dieser Einöde zu begraben, um hier ihre schönsten Jahre, ihre Gesundheit, wahrscheinlich das Leben den schweren Pflichten ihres Berufes zu opfern. Sie zeigt uns die ganze Anstalt, und, als ausnahmsweise Gunst, auch das den Männern unzugängliche Pensionat. Wir treten in einen großen Hof umgeben von kleinen Zimmern in welchen die Mädchen, von fünf bis sechszehn Jahren, in Altersgruppen getheilt, einen ihren künftigen Verhältnissen entsprechenden Unterricht erhalten. Sie haben alle ein gesundes Aussehen, sind sehr rein gehalten und einfach aber anständig gekleidet. Keine schien mir hübsch zu sein, aber vielleicht bin ich noch zu wenig an Menschen und Dinge in China gewöhnt um die weibliche Schönheit nach landesüblichen Begriffen zu beurtheilen. Die jungen Personen fühlten offenbar die größte Lust die in diesen

*) Von der Société des religieuses auxiliatrices des âmes du purgatoire. Die Gründerin ist Fräulein Eugenie von Smet oder, nach ihrem Klosternamen, Marie de la Providence, geb. zu Lille 1825 gestorben in Paris 1871.

Räumen seltenen Vögel, Europäer die keine Patres sind, zu betrachten, aber sie fügten sich der Regel welche in Gegenwart der Vorgesetzten verdoppelten Eifer vorschreibt. So entwickeln sie denn die größte Lernbegier; die einen, ein Buch in der Hand, wiederholen ihre Lektion mit lauter Stimme, andere sind mit Nadelarbeit beschäftigt; einige, bereits Meisterinnen in dieser Kunst, sitzen am Stickrahmen.

Wir werden nun in das Orphelinat geführt, den Zufluchtsort neugeborener Kinder die entweder von ihrer Familie den Klosterfrauen gebracht oder auf offener Straße aufgelesen wurden. Diese armen Geschöpfe, alle Mädchen, kleine Bündel von Haut und Knochen, kaum noch athmend, meist schon an schmutzigen Krankheiten leidend, mit Wunden und Aussatz bedeckt, werden getauft, gewaschen, verbunden, gepflegt, wenn sie mit dem Leben davonkommen, im Hause erzogen, später mit Christen verheirathet oder in christlichen Familien als Mägde untergebracht. Wir treten in einen der Säle. Er ist geräumig, hoch, sehr rein gehalten, und gut gelüftet. Längs den Wänden stehen Wiegen. Eine jede enthält zwei Kinder die einander gegenüber liegen. Ueber sie geneigt sind Klosterfrauen mit ihrer Pflege beschäftigt. Welch seltsamer, welch wundervoller Umschwung in dem nur nach Stunden zählenden Dasein dieser kleinen Wesen! Am Rande des Grabes geboren, lagen sie noch gestern auf einem Misthaufen, einer langsamen Agonie ausgesetzt oder den Schweinen als Futter preisgegeben. Heute haben sie Mütter gefunden, die von den Enden der Welt zu ihrer Rettung herbeigeeilt sind.

Frankreich ist reich; es vermag seinen Ruhm, seine Ideen, seine Launen zu bezahlen, zuweilen seine Verirrungen und Fehler. Seit Ludwig XIV. wollte es in allen Theilen der Welt die Nationen erstaunen durch den Glanz seiner Größe. Die Ver-

wirklichung dieser Absicht kostet dem Lande, im Verhältniß zu den geringen materiellen Interessen die es in den fernen Landen zu vertreten hat, sehr bedeutende Opfer. Aber diese Rücksicht wurde nie in Anschlag gebracht. Frankreich hat sich die Aufgabe gestellt seine Religionsgenossen unter allen Himmelsstrichen zu beschützen. Untersuchen wir nicht ob hier immer nur rein religiöse Triebfedern wirken. Das Ergebniß, wer wollte dies leugnen?, ist ein der Menschheit geleisteter Dienst.

Im Reiche der Ideen besitzen die Franzosen mehr Expensivkraft als irgend ein andres Volk. Viel Gutes und sehr viel Uebles wirkend, verbreiteten sie in der gesitteten Welt ihre Ideen, ihren Geschmack, ja selbst ihre Moden. Aber keine Nation ist weniger geneigt körperlich den Ort zu wechseln. Die französischen Auswandrer sind überall die wenigst zahlreichen und gehören, ehrenvolle Ausnahmen zugegeben, nicht immer zu den Auserwählten ihres Stammes. Frankreich bietet allen seinen Söhnen Raum und Mittel um sich zu ernähren, um zum Wohlstand selbst zu Reichthum zu gelangen; es eröffnet ihnen die höchsten Stellungen in der Gesellschaft und im Staat. Wer Frankreich verläßt findet selten in der Ferne das Glück das er in der Heimath zu suchen verschmäht hat. Aber neben diesen Auswandrern die nicht immer große Erfolge erringen gibt es andere. Diese, im Dunkeln lebend und wirkend, umgeben sich und ihr fernes Vaterland mit dem strahlenden Glanze unvergänglichen Ruhms. Wo man in China, über einem Konsulatsgebäude, die französische Fahne wehen sieht, wird man immer in nächster Nähe eine Kirche gewahren, ein Kloster, eine Schule, ein Spital. Dort erschließen sich die Geister dem Lichte der Civilisation, die Herzen den Wahrheiten des Glaubens, dort werden Seelen und Leiber geheilt, die apostolischen Tugenden der Nächstenliebe und der Entsagung geübt.

Alle Missionäre und alle Nonnen sind nicht Franzosen; auch Italien, Spanien und Belgien liefern ihren Antheil; aber die große Mehrzahl dieser christlichen Helden gehört Frankreich an, und Frankreich deckt sie mit seinem gewaltigen Schutz.

Unweit der Mündung des Yang-tse-kiang, an den Ufern eines tiefen, für die größten Schiffe fahrbaren Flusses erbaut, war Shanghai, seit undenklicher Zeit, der natürliche Hafen von Suchow, dieser reichen und blühenden Stadt welche, an dem großen Kanal und im Mittelpunkte eines Netzes von schiffbaren Wässern gelegen, für das Hauptemporium von Nord-China gilt. Kanäle und kleine natürliche Wasserzüge verbinden beide Städte. Eine Entfernung von nur neunzig Meilen trennt sie. Bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten Agenten der ostindischen Kompagnie die Errichtung einer Faktorei in Shanghai empfohlen, ein Gedanke der sich erst neunzig Jahre später verwirklichen sollte. Nach Abschluß des ersten Krieges, in Gemäßheit des Nankinger Vertrages*), faßten die Engländer Fuß in dieser Stadt. Schon die Geburt des neuen Settlement war eine schwierige gewesen. Auch die erste Entwicklung des Kindes ging langsam von statten; man fragte sich sogar ob es überhaupt lebensfähig sei. Das Klima galt für ungesund und war es in der That, denn der Boden dieser unermeßlichen von angeschwemmtem Erdreich gebildeten Ebene welche die Provinz Kiang-su ist erhebt sich kaum über den Wasserspiegel des Stromes. Steine und Holz fehlten. Der Boden war sumpfig; einige Fuß unter der Oberfläche stieß man auf Wasser. Man mußte also auf Pfählen bauen und die

*) 1842.

Steine aus der Ferne kommen lassen. Nur mühselig fristete die neue Ansiedlung ihr Dasein während der ersten zehn Jahre. Da geschah es daß, unerwartet, der Seidenhandel mit Einem Male bedeutenden Aufschwung nahm. Auch kamen andere Fremde. Die französische Regierung und die nordamerikanische suchten und erlangten das Zugeständniß (daher der Name „Koncession") Niederlassungen zu gründen. Die Chinesen verkauften mit Vergnügen zu Spottpreisen ihre außerhalb der Stadt liegenden Gärten und Felder. Auf diesen Grundstücken stehen heute die Prachtbauten des europäischen Shanghai.

Mit großen Opfern überwand man die Hindernisse welche aus der Beschaffenheit des Bodens entsprangen. Durch kostspielige Arbeiten gelang es die nachtheiligen Wirkungen des Klimas zu vermindern. Weißen galt es beinahe auf die Länge für tödtlich. Heute sind die Sumpffieber fast ganz verschwunden, bald wird Shanghai, wie Hr. Medhurst voraussagt, eine der gesundesten Städte in China sein.

Schwierigkeiten andrer Art bot die innere Organisirung der Faktorei. Da mußten die Empfindlichkeit der kaiserlichen Behörden, die Vorurtheile des chinesischen Volkes, die nationalen Eifersüchteleien zwischen den englischen, französischen, amerikanischen Residenten geschont werden; man mußte sehr große Ansprüche erheben an ihre autonomischen Instinkte. Man weiß wie tief diese im Herzen des Anglosachsen wurzeln, wie wenig sie sich im Franzosen entwickelt haben. Zuerst wollte man eine einzige, kosmopolitische Niederlassung gründen. Der Plan scheiterte an dem, wie ich glaube, gerechtfertigten Widerstreben der französischen Regierung. Nach langem Zaudern stimmten die Amerikaner für gänzliches Aufgehen ihrer Koncession in der englischen. Sir Rutherford, damals M. Alcock, brittischer General-Konsul in Shanghai, später Gesandter in

Japan, und neuerlich in China, ist der Verfasser einer Gemeinde-Verfassung*) die, unlängst in etwas liberalem Geiste abgeändert, noch heute in den anglo-amerikanischen Faktorein zu Rechte besteht, aber für die französische Koncession einer tiefgreifenden Umgestaltung unterzogen ward.

In China ist der Kaiser der Besitzer des Bodens; wer immer Grundstücke erwirbt ist in den Augen des chinesischen Gesetzes nur Nutznießer. Er wurde es kraft eines Miethvertrages auf ewige Zeiten gegen eine der Regierung zu entrichtende, nominelle Abgabe. Unter diesen Bedingungen können auch die Unterthanen der Vertragsmächte (seither überhaupt alle Fremden), innerhalb der „Koncession" und außerhalb derselben im Umkreise einiger Meilen, Grund und Boden erwerben. Die Kaufverträge zwischen Chinesen und Fremden werden am Konsulat der europäischen Käufer niedergelegt. Der Konsul stellt eine Bestätigung aus welche, vom Tao-tai (Gouverneur, wörtlich Kreishauptmann) legalisirt, als officieller Besitztitel gilt.

In der anglo-amerikanischen Koncession ist die Thätigkeit der Konsuln, die richterliche ausgenommen, der Municipalität gegenüber eine rein negative. Der Konsul hat nur darüber zu wachen daß der Gemeinderath sich keiner Verletzung der Tientsiner Verträge schuldig mache. Die Summa Rerum liegt in den Händen des Gemeinderathes. Dieser besteht aus einem Präsidenten und sechs Räthen welche alljährlich von den angesessenen Bürgern und einigen andern Wahlberechtigten gewählt werden. Dieser seinen Wählern verantwortliche Rath erhebt, vertheilt, verwendet die Auflagen, sorgt für Bau und Unterhalt der Landungs- und Ladungsplätze, wirbt und be-

*) S. Näheres in: The treaty Ports of China and Japan, von Meyers, Dennys und King. Hongkong 1867, und in den englischen Parlamentspapieren.

soldet die Polizeitruppen deren Aufgabe, außer den Pflichten der Aedilität, die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung ist. Siebzig Mann, sämmtlich ausgediente Londoner-Policemen, lösen sie zur allgemeinen Zufriedenheit. Auch die Officiere dieses Korps und sämmtliche Civilbeamten werden vom Gemeinderath ernannt. Heute zählt die chinesische Bevölkerung der anglo-amerikanischen Koncession über siebenzigtausend Köpfe, und dennoch herrscht dort die vollkommenste Sicherheit.

Die Justizpflege wird für die brittischen Unterthanen in erster Instanz vom Konsul, in zweiter und letzter durch den obersten Gerichtshof in Shanghai geübt. Die andern Residenten stehen unter der Gerichtsbarkeit ihrer Konsuln. Alle Verwaltungs- und andere Kosten fallen der Gemeinde zur Last. Die englische, so wie die amerikanische Regierung leisten keinen Beitrag.

Auch die schwierige und heikle Frage der Beziehungen zwischen den Residenten und den (chinesischen) Lokalbehörden so wie das Einschreiten der letzteren in Civilproceßsachen zwischen Fremden und Chinesen, und in Kriminalfällen in welche Ausländer und Eingeborene verwickelt sind -- auch alle diese heiklen Fragen wurden, nicht ohne Schwierigkeit, zur allgemeinen Befriedigung gelöst.

Dies ist, kurz gesagt, die Verfassung des anglo-amerikanischen, jetzt kosmopolitisch gewordenen Settlement. Ganz anders ist die Municipalität der französischen Koncession eingerichtet.*) Laut des Statuts besteht der Municipalkörper aus dem Konsul und acht Municipalräthen, vier Franzosen und vier Fremden; die einen wie die andern gehen aus einer Wahlversammlung hervor; der Konsul entwirft und revidirt die

*) Das Statut wurde erst 1868 publicirt.

Liste der Wähler. Der Konsul schreibt die Wahlen aus; er versammelt den Municipalrath; er führt den Vorsitz, er hat das Recht die Sitzungen zu vertagen, ist jedoch verpflichtet hierüber nachträglich an den Gesandten in Peking zu berichten; dieser referirt wenn es ihm nöthig scheint an das Ministerium des Aeußern in Paris. Der Municipalrath beräth und beschließt über das Budget der städtischen Auslagen, Erhebung und Vertheilung der Steuern, über öffentliche Bauten und jeden andern Gegenstand welchen der Konsul für gut findet seiner Berathung zu unterziehen. Die Beschlüsse des Municipalkörpers bedürfen um in Kraft zu treten der Bestätigung des Konsuls. Dieser hat das Recht, in Erwartung der Zustimmung des Gesandten in Peking, Beschlüssen des Rathes über öffentliche Bauten und Sanitätsmaßregeln seine Zustimmung zu verweigern. Der Rath ernennt zu allen Stadt-Aemtern, jedoch auch hiebei ist die Zustimmung des Konsuls erforderlich. Ihm steht das Recht zu städtische Beamte zu suspendiren und abzusetzen. Der Konsul ist allein berufen für die öffentliche Ruhe zu sorgen. Die Polizeitruppe wird vom Municipalrath bezahlt, aber vom Konsul befehligt. Er ernennt, suspendirt, und entsetzt ihre Officiere und sämmtliche Polizeiagenten.

Diese, von der englischen so grundsätzlich verschiedene, Organisation entspricht den gegebenen Zuständen, aber sie macht aus der französischen Koncession eine von dem Konsul regierte Kolonie, während die englische Niederlassung, wo wie man sah der Konsul nur eine negative Kontrole übt, von ihren eigenen Kräften und durch sich selbst lebt.

Die Früchte welche das englische System trug übertrafen die kühnsten Erwartungen. Man betrachte diese Stadt von Palästen; man zähle, wenn man kann, die Masten die ihren Hafen in einen Wald verwandeln; man sehe diese Leviathane des

Dampfes den Fluß herauf- und hinabziehen; man lese in den Zolltabellen das Facit dieses Verkehrs, und man wird sich übermannt fühlen von Bewunderung für die frische pulsirende Lebenskraft der jugendlichen Beherrscherin des Yang-tse-kiang, der Königin des Gelben Meeres; man wird erkennen wie fest gewebt das Band ist welches Europa, Amerika, Australien fortan mit dem Reiche der Mitte verknüpft. Und wer hat diese Wunder gewirkt? Eine Hand voll kühner, thatenlustiger Männer! Die Regierung, dies ist wahr, brach mit ihren Kanonen die Bahn; dann aber erstiegen diese Männer die Bresche, setzten sich in ihr fest. Wer wird sie vertreiben?

Diese großen Kaufherren, die Merchant-Princes der frühern Tage, der early days, waren merkwürdige Männer. Finanzielle Stürme haben ihre Reihen gelichtet; andere zogen sich von den Geschäften zurück und leben in England. Nur vier Häuser dieses Ranges bestehen noch heute: Jardine, Russel, Herd und Gib-Livingston.

Während meines kurzen Aufenthaltes hatte ich Gelegenheit die Finanzgrößen kennen zu lernen, und ich muß sagen daß ich in ihnen Männer fand die mit der vollendetsten Kenntniß ihres Faches die angenehmsten Formen des Umganges vereinigen. Es ist über die Kaufleute im fernen Osten viel Nachtheiliges geschrieben und gesagt worden, aber unparteiische Beurtheiler welche sie genau kennen geben ihrer Ehrenhaftigkeit das günstigste Zeugniß. Ein schwacher Punkt bleibt immer der Opiumhandel der zwar heute erlaubt und daher nicht gesetzwidrig, aber in meinen Augen darum nicht minder unmoralisch ist, da er ein Gift verbreitet dessen furchtbar verderbliche Folgen von Niemandem geleugnet werden, selbst nicht von den bei diesem Handelszweige Betheiligten. Sie stellen höchstens der Vergiftung durch Opium die Verheerungen entgegen die der

Branntwein in Europa anrichtet; sie behaupten daß Opiumrauchen nur durch Uebermaß schädlich sei, und erinnern an die steigende Opiumkultur im westlichen China; alle Schuld sei also, sagen sie, den Engländern doch nicht zuzuschreiben. Diese Beweisführung scheint mir sehr schwach. Der wahre Grund des Uebels ist wohl bekannt, wird aber nicht gerne eingestanden: er liegt in der Thatsache daß, aus staatswirthschaftlichen und politischen Gründen, die indische Regierung den Mohnbau und die Erzeugung von Opium nicht zu untersagen vermag.

San Francisko und Melbourne sind wie Shanghai die Schöpfung von Individuen und nicht der Regierungen; aber die Hauptstädte von Kalifornien und Viktoria entstanden und wuchsen auf vaterländischem Boden. Shanghai ist eine exotische Pflanze die in freier Luft, allen Winden ausgesetzt, ohne den Schutz des Treibhauses, ohne die Pflege des Gärtners, sich selbst überlassen emportreibt, von ihrem eigenen Safte lebt, mit eigner Kraft dem Boden die nöthige Nahrung entzieht. Sein kurzes Dasein, es zählt nicht dreißig Jahre, ist eine Reihe von Anstrengungen, Kämpfen und Prüfungen, von Thorheiten und Verirrungen, alsbald gut gemacht durch neue Kraftentwicklung und gelohnt durch neue Erfolge. Wie Herkules erstickte Shanghai die Schlange der Rebellion in der Wiege. Aufständisches Gesindel aus der Umgebung, die allgemeine Unordnung benutzend welche in Folge der Tae-ping-Rebellion entstanden war, drang in die chinesische Stadt und behauptete sich dort während anderthalb Jahren. Der Anwesenheit einiger Kriegsschiffe und der einschüchternden Haltung der Residenten verdankten die Faktoreien von den Räubern unbesucht zu bleiben. Damals geschah es zum ersten Male daß wohlhabende chinesische Familien in den Koncessionen eine Zufluchtsstätte suchten. Allmälig gewöhnten sie sich an das Zusammenleben

mit den „fremden Teufeln". Dennoch kehrten sie nach dem Abzug der Aufständigen in ihre Heimath zurück. Aber bald erschienen neue Haufen von Rebellen. Man weiß was in China Rebellion sagen will: Brand, Massenmord, dann Seuchen und Hungersnoth. Die große Provinz Kiang-su erlitt dies Loos. Tausende und Tausende von Quadratmeilen wurden verwüstet. Als Suchow*) von den Tae-ping erobert und in einen Schutthaufen verwandelt worden, flüchteten Hunderttausende von Chinesen nach Shanghai. Einige englische Truppen, die in Eile bewaffneten Residenten, und die Marinesoldaten der anglo-französischen Geschwader stauten die hochgehenden Wogen der Rebellion. Dieser Kampf, reich an Wechselfällen, an Jammer und Freuden, an wechselnden Gemüthsbewegungen, umfaßt ungefähr vier Jahre**) und bildet eine phantastische, in der That eine der merkwürdigsten Episoden, die die Weltgeschichte je in ihre Blätter schrieb. Die Insurgenten hatten ihr Lager am jenseitigen Ufer des Suchow-Creek aufgeschlagen, kaum eine englische Meile von dem Mittelpunkte der brittischen Stadt und, noch einmal, Insurgenten sind in China gleichbedeutend mit entmenschten Scheusalen. Jede Nacht hatte man das entsetzliche Schauspiel brennender Nachbardörfer vor Augen; aber zugleich war dies für das europäische Shanghai eine Zeit der ausgelassensten Spekulation, des riesigsten Schwindels, der fabelhaftesten Gewinne, des wahnwitzigsten Schlaraffenlebens. Es wurde gesagt, daß die chinesischen Flüchtlinge nach Hunderttausenden zählten. Sie mußten bewohnt werden. Da erwachte die Bauspekulation. Ganze Stadtviertel deren Häuser für eingeborene Miethsleute berechnet waren, entstanden wie durch

*) Mai 1860.
**) Von 1860 bis 1864.

Zauberei. Die Kapitalisten lieferten die Fonds; wer kein Geld hatte baute mit geborgtem, aber Alle: Kommis, Kompradoren, Diener, Lastträger, stürzten sich in die Spekulation, und Alle gewannen. Shanghai schwamm im Gelde. Jenseits des Defense-Creek Millionen menschlicher Wesen im tiefsten Elende, der Tod in seiner scheußlichsten Gestalt; hier, zu Wasser, der Fluß mehr als je bedeckt mit Djonken, europäischen Kauffahrern und Kriegsschiffen der Seemächte; zu Lande, am Bund und in den Häusern der Residenten, der Luxus des Emporkömmlings, doppelt widerlich im Angesichte namenloser Drangsale.

Aber der Anblick so vieler Pracht neben so vielem Elende, die wilden Orgien der reichen Prasser in der Stadt neben den grauenhaften Vorgängen jenseits des Baches der die Grenze macht, erschöpfte die Geduld und erregte den Zorn des immer neidischen und oft ironischen Schicksals. Das über China hereingebrochene Unglück war für die Engländer in Shanghai eine Quelle des Glückes geworden. Ein Sohn ihrer Nation wurde, indem er seinen Namen mit goldenen Buchstaben in die chinesischen Annalen schrieb, das Werkzeug ihrer Züchtigung.

Auf der ganzen Linie waren die kaiserlichen Armeen den Rebellen unterlegen. Die englischen und einige französische Streitkräfte reichten kaum hin um die europäischen Koncessionen von Shanghai und die chinesische Stadt zu schützen. Später gelang es ihnen die Umgegend, etwa dreißig Meilen im Umkreise, zu reinigen. Weiter in das Innere vorzudringen, um die Provinz Kiang-su von der Geißel der Rebellion zu befreien, waren sie an Zahl zu schwach. Mittlerweile hatte ein amerikanischer Abentheurer aus den verrufensten Rowdies die sich in den chinesischen Häfen herumtrieben und aus einigen tausend Kuli die nach ihm genannte Ward-force gebildet, und mit dieser Bande wirklich einige Dienste geleistet. Nach seinem Tode

ging der Befehl an einen gewissen Burgevin über. Der Mann vereinigte mit der Tollkühnheit und den sonstigen Eigenschaften auch alle Laster seines Berufes: er war das Urbild des Condottiere der gemeinsten Art. Im Uebrigen ein Ungeheuer. Aus dem chinesischen Dienst schimpflich entlassen, ging er zum Feinde, den Tae-ping über, gerieth bald in Streit mit ihren Anführern, die ihn, in einen Käfig eingesperrt, von Stadt zu Stadt schickten. Auf einer dieser Rundreisen fiel der Käfig in einen Fluß und der Mann ertrank. Um jene Zeit kam aus England für die brittischen Officiere die Ermächtigung zeitweilig in chinesische Dienste zu treten. Major Charles Robert Gordon von den Royal Ingineers, ein junger Mann, übernahm den Befehl über die Trümmer der ehemaligen Ward-force, organisirte sie von Neuem, brachte sie auf sechstausend Mann, verwandelte sie in eine treffliche Truppe, erweckte in ihr den militärischen Geist, führte sie von Sieg zu Sieg, vertrieb oder vernichtete die Rebellen, rettete und befriedigte binnen Jahresfrist die ungeheure Provinz.

Die, mehr oder minder enge, Einschließung Shanghai's hatte an drei Jahre gedauert. Man hoffte daß bei Weitem die Mehrzahl der chinesischen Einwanderer sich in den Koncessionen bleibend niederlassen würden. Sie hatten ihre Familien mit sich gebracht und verdienten, Dank dem Verkehr mit den Ausländern, mit Leichtigkeit ihr Leben. Die reichen und wohlhabenden Leute unter ihnen, sagte man sich, finden Geschmack an den Wohlthaten der Civilisation; sie haben sich an europäische Lebensgenüsse gewöhnt. Auch sie werden bleiben. Es war eine Täuschung, eine in ihren Wirkungen furchtbare Täuschung! Am Tage an dem man die Einnahme*) von Suchow erfuhr,

*) November 1863.

eine der glänzendsten Waffenthaten Gordon's, begannen die Chinesen einzupacken. Die Vornehmeren und Reichen brachen, die ersten, nach ihren verwüsteten Wohnsitzen auf; die Masse ihrer Landsleute folgte ihnen. Binnen zwei Jahren fiel die chinesische Bevölkerung der Koncession von dritthalbhunderttausend Seelen auf fünfundsechzigtausend. *) Alle diese für gelbe Miether erbauten Häuser leerten sich. Die Bauplätze hatte man für wahnsinnige Preise erstanden; jetzt waren sie plötzlich werthlos geworden. Fast alle Bauten waren mit geborgtem Gelde ausgeführt, daher ein furchtbarer Krach und noch größere Bestürzung. Einen Augenblick hielt man die Niederlassung für rettungslos verloren. Aber wenn Ungewitter das Land verheeren, so reinigen sie die Luft. Shanghai ging aus dieser Prüfung verwundet hervor, augenblicklich verarmt, aber durch die eigenen Fehler gewitzigt, wie neu geboren, und zur Einsicht gelangt daß, aus Gründen die ich sogleich besprechen

*) Sie hat sich seither wieder etwas gehoben. Hier folgen einige aus officiellen Erhebungen geschöpfte Zahlen:

Anglo-amerikanische Koncession	1862—1863	1865	1869
Chinesen	250,000	90,500	86,500
Fremde	3000	5130	7200
Französische Koncession			
Chinesen	80,000	55,500	32,000
Fremde (Franzosen)	300	300	300

die Zahl 7500 begreift, außer den Residenten, die bewegliche Bevölkerung, die Bemannung der Schiffe u. s. f. Seit 1869 hat sich letztere vermindert, nach Maßgabe des geringeren Tonnengehaltes der Schiffe, eine Folge des Ueberhandnehmens der Dampfschifffahrt. Gegenwärtig beträgt die fremde Bevölkerung der drei Koncessionen nicht über 6200 Seelen und zwar

Engländer	3200
Amerikaner	1300
Deutsche	700
Franzosen	400
Angehörige aller andern Nationen	600
Chinesen (in der Koncession)	100,000
und in der chinesischen Stadt und Vorstädten	125,000

werde, die Zeit des fabelhaften Gewinnes, der rasch erworbenen fürstlichen Vermögen unwiederbringlich und für immer vorüber sei.

Um Shanghai zu begreifen muß man den Handel in allen geöffneten chinesischen Häfen in das Auge fassen und man kann sich von diesen kein richtiges Bild machen, ohne die kommercielle Bewegung von Shanghai zu kennen; denn diese Stadt ist die Königin, die Metropole des europäischen Handelsverkehres mit dem Reiche der Mitte.

Es wurde bereits hervorgehoben daß Shanghai sein Glück und die Bedingungen seines Daseins seiner geographischen Lage verdankt. Nahe bei Suchow gelegen, dem Stapelorte mehrerer Provinzen; unweit vom Yant-tse-kiang, der Heerstraße nach den Seidendistrikten; unweit vom Meere, der Straße die überallhin, die hauptsächlich nach England führt, ist Shanghai die größte Niederlage der in China verbrauchten englischen Artikel. Es versendet sie nach den Centralprovinzen des Reiches über Suchow; nach Peking und in die nördlichen Provinzen über Tientsin, und es konkurrirt, unwillkürlich, mit dem europäischen Handel im Süden, das heißt mit Hongkong welches es bereits weit überflügelt hat, mit Kanton das nur mehr ein Schatten seiner ehemaligen Größe ist, mit Makao das, eingeschlummert unter seinem milden Himmel, nur mehr von seinen heroischen Erinnerungen zehrt, von seinem Kulihandel und Spielhöllen lebt.

Bisher übte Shanghai das Monopol des Verkehrs am Yan-gtse-kiang. Noch ist und immer wird es sein Hauptstapelplatz bleiben. Aber seit der Eröffnung der Häfen von Hankow, Chinkiang und Kinkiang, macht sich eine kleine Verminderung in seiner Theeausfuhr bemerkbar. Dies rührt davon her daß die erste dieser drei jungen Faktoreien, das im Inneren, siebenhundert Meilen weit vom Ausflusse des Stromes gelegene

Hankow, bereits begonnen hat, unmittelbar nach London, Odessa und, sogar, nach Melbourne auszuführen. Immer noch wird, als allgemeine Uebung, der in den Provinzen Kiangsi und Hupeh erzeugte Thee durch die den Yang-tse-kiang befahrenden amerikanischen Steamer hieher gebracht, hier verkauft, und von hier aus nach Europa und Amerika reexportirt. Auch die Eröffnung der kleinen Trade-Ports an der Küste hat auf den Markt von Shanghai beeinträchtigend gewirkt, allerdings nur in einem sehr geringen Maß. Bedeutenden Nachtheil wird ihm diese Konkurrenz nicht zufügen. Die Shanghai inwohnende Kraft bleibt ungeschwächt. Werfen wir, um dies klar zu machen, einen Blick auf den Umschwung den der europäische Handel während der letzten Jahre erlitten hat.*)

Die Zeiten der großen Glücksfälle sind vorüber. Damals wurden kolossale Vermögen eben so rasch gemacht als verloren. Die Spekulation war eigentlich nur ein Spiel mit unbekannten Elementen. Geniale Köpfe „erriethen" die Bedürfnisse des chinesischen Marktes, und verwirklichten zuweilen, blos vom Instinkt geleitet, ungeheure Gewinne. Andere, eben so kühn aber nicht

*) Ich schöpfe hier aus den von mir in Shanghai, Che-fu, Taku, Tien-tsin, Peking, Hongkong, Kanton und Makao gesammelten Auskünften. Ziffern gebe ich geflissentlich keine. Wer sich für diesen Gegenstand interessirt, wird sie in den englischen Parlamentspapieren, und in den von Hrn. Hart in Shanghai veröffentlichten reports on trade finden. Ich benutze diese Gelegenheit um den Herrn die mir so freundlich entgegen kamen und mir die erbetenen Aufschlüsse so bereitwillig ertheilten meinen Dank abzustatten. Ich erwähne namentlich: die Konsuln in den von mir besuchten Häfen, Hrn. Hart General-Inspektor, Hrn. Hannon Kommissär (in Tien-tsin) der chinesischen Zollämter, endlich Hrn. Charles Winchester ehemaliger Konsul in Shanghai. Ich brauche wohl kaum zu bemerken daß die von mir gebrachten Angaben für die am chinesischen Handel betheiligten Kaufleute nichts Neues enthalten können. Aber für den allgemeinen Leser dürften sie von Interesse sein.

eben so glücklich, gingen gleich bei ihrem ersten Auftreten zu Grunde, und verschwanden. Konkurrenz gab es fast keine. Durch ihre Kapitalkraft entfernten einige sehr wenige große Häuser die kleinen Mitbewerber. Thatsächlich besaßen sie das Monopol des chinesischen Handels. Untereinander bekämpften sie sich in aller Weise. Jedermann hat von den prachtvollen, raschsegelnden Dampfern der Häuser Jardine und Russell gehört. Sie gingen regelmäßig nach Singapore um dort die letzten Notirungen aus London zu übernehmen und, Dank ihrer außerordentlichen Schnelligkeit, vor Eintreffen des Postschiffes nach Shanghai zu bringen. Einige Tage, einige Stunden Vorsprung genügten. Seither haben die P. and O. und die französischen Messageries ihren Dienst verbessert; ganz neuerlich ward die telegraphische Verbindung mit Europa hergestellt. Somit entfiel dies Spekulationsmittel; es verdient aber erwähnt zu werden weil es auf die seltsamen Uebungen jener Zeit ein helles Licht wirft.

Heute kommen zwei neue Elemente in Betracht: die seither erworbene vollkommene Kenntniß der Bedürfnisse und des Geschmackes der Chinesen und die steigende Konkurrenz die nicht nur durch immer zuströmende Europäer, sondern auch durch eingeborene Kaufleute geübt wird. Hieraus entsteht nun Folgendes: zunächst, der Instinkt hat seinen Wirkungskreis verloren. Man erräth nicht mehr, man weiß. Also keine Spekulationen in das Blaue, kein Hazardspiel mehr, kein fabelhafter Gewinn! Niemand wird mehr in Einem Tage reich. Man ist solider, vorsichtiger, vernünftiger geworden. Heute wird der Handel in China getrieben, wie in London oder Liverpool. Man kann reich werden, aber nur allmälig und im Schweiße seines Angesichtes. Die Konkurrenz ist möglich geworden seit, in Folge der Vervielfältigung der Banken, sich Jedermann der

die nöthige Sicherheit gibt baares Geld verschaffen kann. Mit andern Worten, die Banken haben das Monopol der Merchant-Princes vernichtet.

Unter den neuen Mitbewerbern zählen die Deutschen und Chinesen. Wie in Japan, wie in den nordamerikanischen Pacifikstaaten, wie überall wo sie sich zeigen, übertreffen die Deutschen die Anglosachsen durch ihre Frugalität, die Einfachheit ihrer Sitten und ihre Art sich mit geringem Gewinn zu begnügen. Alle diese Eigenschaften besitzt auch der Chinese, nur in weit höherem Grade. Noch vor Kurzem wurden die von englischen Häusern expedirten, auf englischen Schiffen gebrachten, an englische Großhändler consignirten englischen Waaren durch englische Kleinhändler in Shanghai und in den kleinen Häfen an eingeborene Kaufleute verkauft, welche letztere die Waare im Inneren verbreiteten. Bevor der Artikel an den Konsumenten gelangte hatte er durch drei Hände zu gehen. Heute kaufen die Chinesen in den Trade-Ports die Waaren deren sie bedürfen bei dem Importeur selbst und verkaufen sie sodann dem Konsumenten. Daher ein großer Ausfall in dem Gewinn der englischen Häuser in Shanghai und Hongkong, aber, unmittelbar, ein Vortheil für die brittische Industrie und die brittische Schifffahrt im Allgemeinen, aus dem Grunde weil die fremden Erzeugnisse nur mehr durch zwei Hände gehen, daher zu geringeren Preisen, und eben deshalb in größerer Menge Absatz finden.

Noch andere Umstände erklären das Sinken, nicht des Handels im Allgemeinen der im Gegentheile zunimmt, sondern des Ergebnisses der Handelsthätigkeit der in China angesiedelten Kaufleute. Hieher gehört die Eröffnung der kleinen Häfen und die Errichtung einer Faktorei in einem jeden derselben. Natürlich ziehen sie einen Theil des früher in Shanghai und

Hongkong koncentrirten Handels an sich. Die Eröffnung des Yang-tse-kiang für die fremde Schifffahrt vermindert, wie bereits gesagt, allerdings in sehr geringem Maße, die Bedeutsamkeit Shanghai's als Theeniederlage, weil die an den Ufern des blauen Stromes neugegründeten drei Faktoreien den Thee direkt ausführen. Auch die schwarzen Theesorten die im Hunan und im Hupeh erzeugt werden und früher über Kanton nach Europa gingen, nehmen jetzt den kürzeren Weg über Hankow und den Yang-tse-kiang herab. Ein Blick auf die Karte genügt um die große Tragweite der Niederlassung der Barbaren an den Ostküsten und am unteren Yang-tse-kiang augenscheinlich zu machen. Die entlegensten Theile des ungeheuren Reiches fühlen bereits den Rückschlag.

Fassen wir die Handelsgeschichte der Europäer in China in wenigen Worten zusammen! Sie zerfällt in zwei Epochen zwischen welchen der Schwindel mit seinen Folgen und der chinesische Exodus den Uebergang bilden. Die erste Epoche ist die des Zufalls, des Unvorhergesehenen, des Monopols, der thörichten Erwartungen, des übertriebensten Aufwandes. Die zweite Epoche ist die langsame, aber stetige noch nicht beendigte Umgestaltung; die Konkurrenz der kleinen Kaufleute, ermöglicht durch die Gründung der Banken; die Abschaffung des Monopols der großen Kaufherren; die steigende Mitbewerbung der Chinesen; das Sinken der Preise aller englischen, überhaupt der europäischen Erzeugnisse und eben darum ihr größerer Absatz; endlich, im Handelsverkehr, größere Solidität, geringere Erträgnisse für den Einzelnen, größere für die Gesammtheit, das heißt für die englische und europäische Industrie, für die englische und europäische Schifffahrt. Von diesem Gesichtspunkte aus, und er ist für unparteiische Beobachter der einzige zuläßliche, verdient die neue Phase unbedingten Beifall.

Aber die in China lebenden Kaufleute, selbst die Häupter der großen Häuser, überhaupt Alles was dem Handelsstande angehört, die Pionniere der ersten Tage sowohl als die gestern Angekommenen, beurtheilen die Lage anders. Jene sehen mit Leidwesen und mit Besorgniß wie weit ihr heutiger Gewinn unter den früheren herabsank; diese welche gehofft wie ihre Vorgänger sich in Kurzem zu bereichern erkennen ihren Irrthum. Die Einen müssen den zu großen Hausstand einschränken, die zu großartigen Geschäftsübungen von ehedem den neuen engen Zeitläuften anpassen; die Andern statt des gehofften Luxus auf kleinem Fuße leben, vielleicht sich manche Entbehrungen gefallen lassen. Daher die von allen Seiten, wenn gleich in verschiedener Tonart, laut werdenden Klagen; daher eine allgemeine, tiefe, im kritischen Augenblicke vielleicht verhängnißvolle Unzufriedenheit — verhängnißvoll weil, möglicher Weise, von entscheidendem Einflusse auf die künftigen Beziehungen der Mächte zu dem chinesischen Reich.

II.

Peking.

Vom 8. zum 29. Oktober.

Beschwerliche und langsame Reise nach Peking. — Che-fu. — Die Barre von Taku. — Der Pei-ho — Tung-chow — Ankunft in Peking. — Allgemeine Physionomie. — Die Gassen. — Der Tempel des Himmels. — Konfucius und Buddha. — Die Große Lamaserie. — Kaufläden und Chinoiserien. — Die Sternwarte. — Die äußerste Leistung des Bureaukratismus. — Pei-tang. — Der portugiesische Kirchhof. — Die Minggräber. — Nan-Kow. — Das Mongolische Grenzgebirge. — Die chinesische Mauer. — Der kaiserliche Sommerpalast. — Das Klima. — Die kaiserlichen Zollämter durch Fremde verwaltet. Hr. Hart. — Das diplomatische Korps. — Die Audienzfrage. — Besuch beim Prinzen von Kung. — Abreise.

(8. Oktober.) Die Reise nach Peking ist immer eine ernste Sache. Unter den besten Umständen braucht man von Shanghai zehn, am Rückwege acht Tage. Die Steamer der großen Gesellschaften besuchen keinen Hafen nördlich vom Ausflusse des Yang-tse-kiang. Doch unterhalten die Jardine- und die Russellboote, dieselben welche einst die neuesten Londoner Kursnotirungen in Singapore abholten, einen häufigen wenn gleich unregelmäßigen Verkehr zwischen den Treaty-Ports, und folglich auch mit Tien-tsin. Das Haus Jardine besitzt acht, das amerikanische Haus Russell, welches letztere viel mit chinesischen Kapitalien operirt, achtzehn Dampfer! Einige dieser Schiffe sind prachtvoll ausgerüstet und durchfurchen, wie in den schönen Tagen von ehedem, die chinesischen Meere mit äußerster Schnelligkeit; andere haben sich mit den Zeiten nicht zu ihrem Vortheile verändert. Der Zufall behandelt uns diesmal, abgesehen von der Sicherheit die am Bord des Dragon nichts zu wünschen läßt, so schlecht als möglich. Dieses Jardineboot ist eine Nußschale, seetüchtig bei schlechtem und langsam bei jedem Wetter.

Kost, Dienst, Kabinen unter aller Kritik. Der Kapitän, der Seemann wie man ihn malt und in älteren Lustspielen darstellte; versteht aber sein Geschäft. Der Generalstab des „Drachen": der Erste, der Zweite und der Maschinist, sind wie er Engländer; die ganze Mannschaft zu Seeleuten improvisirte Kuli, das heißt ihres Zeichens Lastträger. Am westlichen wie am Ostgestade des Stillen Meeres sind die europäischen Matrosen eine Mythe geworden. Es gibt deren keine. Die es waren, verspielten oder vertranken ihren Sold, desertirten von ihrem Schiffe, verkamen, verschwanden. Der Matrose bedarf der Zucht und Aufsicht. Wo diese, wie in diesen Häfen, fehlen geht er zu Grunde. Leuchtthürme gibt es dermalen auf unserem Kurs nur zwei oder drei. Glücklicher Weise wurde die Ostküste des „himmlischen" Reiches durch französische und englische Officiere hydrographisch aufgenommen. Auch das ist nicht angenehm daß man vom Cap Shantung das wir umschiffen müssen nach dem wilden Korea nur hundertzwanzig Seemeilen zählt. Die Gefahr dahin verschlagen zu werden gehört nicht zu den Lichtseiten dieser Fahrt. Oktober ist die beste Jahreszeit für den Aufenthalt in Peking und die ungünstigste für die Seereise dahin. In diesem Monate wird das Gelbe Meer von plötzlichen äußerst heftigen Windstößen aus dem Norden heimgesucht; sie währen gewöhnlich zwölf Stunden im Golfe Liatung, vierundzwanzig im Golf von Pe-chi-li und, weiter im Süden, drei bis vier Tage.

Heute, kurz nach Mitternacht, haben wir Shanghai verlassen. Gegen Mittag befinden wir uns am Ausflusse des Yang-tse-kiang. Da das Wetter sehr schlecht ist, geht der Kapitän bei dem Leuchtthurme vor Anker. Neben uns liegt, gleichfalls von Shanghai kommend, bereits seit drei Tagen ein prachtvolles Russellboot. Böse Aussichten! Der Sturmwind heult; ein eisiger

Regen fällt in Strömen; schwarze Vorhänge verhüllen beide Ufer; unter uns kocht und siedet der Strom; schäumende Kämme krönen seine kothfarbigen Wogen. Unmöglich am Deck zu bleiben. Wir sitzen also in der Kajüte. Ich vertreibe mir die Zeit indem ich auf kolossale Schwarzkäfer Jagd mache. Der gelbe Stewart sieht mit verächtlichem Lächeln zu. „Vergebene Mühe", sagt er in seinem bitchen Englisch, „Alles voll, many piecy beetly. Wir mehr als alle andern Boote." Man sollte meinen er rühme sich des Ungeziefers.

Der Dragon hat nur vier Passagiere an Bord, und diese sind wir selbst; ein junger Engländer, Herr M..., bereits auf der pacifischen Ueberfahrt mein lieber Gefährte, den ich in Shanghai wiederfand; sein Begleiter, ein junger Amerikaner, und Hr. Boyce Architekt und Ober-Inspektor der brittischen Regierungsgebäude in China und Japan. Letzteren rufen seine Geschäfte zuweilen nach Peking; er spricht einige Worte chinesisch, und fungirt als Reisemarschall.

(9. Oktober.) Um neun Uhr Morgens sticht der Dragon in See. Der Sturm aus Nord hält an. Das Meer furchtbar. Obgleich Tien-tsin nördlich liegt, ist unser Kurs Nord-Nord-Ost, wegen der weit in die See hinauslaufenden Massen von Schlamm und Erdreich welche der Yang-tse-kiang aus dem Innern, aus den Mittel- und Westprovinzen, selbst aus dem fernen Thibet in das Gelbe Meer wälzt.

(12. Oktober.) Gestern und vorgestern noch sehr schlechtes Wetter. Heute vollständiger Dekorationswechsel. Der Sturm hat sich erschöpft. Die Sonne erwärmt unsere steifen Glieder;

die Luft ist elastisch und belebend. Um acht Uhr Morgens haben wir Cap Shantung in Sicht. Seine phantastischen Umrisse erinnern an die Küsten der Provence; aber die See ist graugrün mit gelben Tönen; es fehlen die schönen Azurtinten des Mittelländischen Meeres. Den ganzen Vormittag über segeln wir neben Felsengallerien hin. An ihrem Fuße ein schmaler grüner Streifen mit zahllosen Dörfern und Städten. Kein Wunder, wenn es wahr ist daß die Provinz Shantung achtundzwanzig Millionen Einwohner zählt!

Um eilf Uhr Nachts Ankunft vor Che-fu.

(13. Oktober.) Che-fu ist gewissermaßen eine Kolonie von Shanghai. Spekulanten des großen Emporiums haben hier einige Häuser gebaut in denen etwa hundertzwanzig Europäer und Amerikaner wohnen. Diese Zahl begreift auch die Inspektoren und Kommissäre der französischen Kriegsstation und die kosmopolitischen Beamten des chinesischen Zollamtes. Die „Koncession" liegt am Fuße eines kleinen Vorgebirges dessen Scheitel das englische Konsulat und ein chinesischer Leuchtthurm krönen. Die unbeträchtliche Stadt der Eingeborenen heißt Ten-Tai. Jenseits der Bucht springen niedere Felsen weit in das Meer vor.

Im Hafen liegt eine große Anzahl von Djonken die in Bankok (Siam) für Rechnung chinesischer Kaufleute gebaut wurden. Die Rhede ist belebt; und die Faktorei ergibt sich den glänzendsten Hoffnungen. Für das russische Ufergebiet, für das noch zu eröffnende Korea werde sie der große Stapelplatz sein. Dermalen kann sich Che-fu nur seines guten Klimas rühmen. Jedenfalls ist es milder und weniger ungesund als das der anderen Treaty-Ports. Die Gesandten aus Peking und die hohe

Finanz von Shanghai bringen hier die heiße Jahreszeit zu. Da belebt sich die Einöde; man sieht einige Damen in eleganten Toiletten, einige fashionable Herren, sämmtlich in zwei oder drei zu diesem Ende erbauten Häusern untergebracht und von Signor Pignatelli sehr gut verköstigt. Dieser unternehmende Mann mit dem historischen Namen und einer sehr intelligenten französischen Ehehälfte hatte den Muth in der unwirthbaren Wildniß das beste Hotel zu errichten dessen sich das europäische China rühmen kann. Auf dieser Welt ist Alles relativ. Mir schien Che-fu traurig, einförmig, häßlich; aber die europäischen Bewohner Pekings und die Geschäftsleute in Shanghai preisen es als ein irdisches Paradies.

Wir frühstückten bei dem englischen Konsul Hrn. Meyers, einem der bedeutendsten Sinologen im brittischen Konsularstabe und Verfasser eines stoffreichen Buchs über China.*) Um Mittag geht der Dragon wieder in See, durchsteuert langsam den Golf Pe-chi-li, erreicht Abends die Barre von Taku, und rennt sich dort gemüthlich im Sumpfe fest.

(15. Oktober.) Die Fluth macht uns flott. Die Barre wird glücklich passirt; wir sind im Pei-ho der jetzt einem Meere gleicht. Von den Mongolischen Bergen bis zum Golf Pe-chi-li steht das ganze Land, ein Flächenraum von zehntausend Quadratmeilen, unter Wasser; zwei Millionen Menschen sind zu Grunde gerichtet. Seit dem Anfange des Jahrhunderts**) wurde die Provinz Chi-li nicht so grausam heimgesucht. Der Dragon dampft an ganz oder theilweise überschwemmten Dörfern vorüber.

*) Er ist der Hauptverfasser des bereits angeführten Werkes: Treaty Ports of China and Japan.

**) Seit der großen Ueberschwemmung von 1803.

Am Ufer sitzen Männer mit ungeheuren Netzen die sie mittelst einer einfachen schaukelartigen Vorrichtung in den Fluß versenken und, immer mit großen und kleinen Fischen angefüllt, herausziehen. Das Wenige was ich von der Gegend sehe, denn die Gegend ist Wasser: Maisfelder, Weiden, Schilf, unter einem wolkenlosen, blauen Himmel, bei trockner undurchsichtiger Luft, hat Aehnlichkeit mit der unteren Donau. Auch die Häuser, oder vielmehr Lehmhütten, tragen keinen ausgesprochen chinesischen Anstrich. Armuth und Elend treten überall in demselben Gewande auf. Nur die Gesichtszüge der Menschen erinnern den Reisenden an die Entfernung die ihn von der Heimath trennt.

Die Fahrt am Pei-ho ist wegen des unabläßig wechselnden Flußbettes immer, und jetzt mehr als gewöhnlich, eine schwierige. Vor einigen Tagen strandete ein Dampfboot auf dem Pflaster der Heerstraße nach Peking. Der Fluß macht häufige Biegungen, und wir legen wenig Weg zurück. Endlich, gegen Mittag, kommt eine Kirchthurmspitze in Sicht, dann ein gelbes Gebäude: das brittische Konsulat, endlich einige zwanzig deutsche, norwegische und dänische, vor Anker liegende Segelschiffe. Letztere sind dem Sonntag zu Ehren bewimpelt. So wären wir denn in Tien-tsin. Auch diese lange und langweilige Fahrt hätte ihr Ende erreicht. Acht Tage und sieben Nächte! und die Entfernung beträgt nur siebenhundertfünfzig Seemeilen.

(16—19. Oktober.) Heute Morgen droht ein unvorhergesehenes Hinderniß meiner Reise nach dem chinesischen Norden plötzlich ein Ziel zu setzen. Der Tao-tai der Zollämter welcher jetzt den Verkehr mit den Fremden vermittelt verweigert mir den Paß. „Was hat", läßt er Herrn Lay, dem englischen Konsul, sagen, „Was hat dieser Fremde in Peking zu thun? Nichts.

Also keinen Paß." Hr. Lay beruft sich auf die Verträge. „Wenn Ihr ihm den Paß verweigert", fügt er hinzu, „wird er seinen Weg auch ohne Paß finden." Die Replik erfolgte sofort. „Ich will nicht", sagte die schwarzzöpfige Excellenz, „daß der Fremdling sich einer Verletzung der Gesetze schuldig mache. Ich erlaube es nicht. Hier ist der Paß." Eine köstliche Art einen Rückzug zu bemänteln! Der Paß ist ein kalligraphisches Meisterstück.

Nach Beseitigung dieser Schwierigkeit besteigen wir unsere Boote. Ein jeder von uns hat deren eines zu seiner Verfügung, und jedes Boot ist mit drei Ruderknechten bemannt und mit einem riesigen Segel versehen. In China ersetzen Flüsse und Kanäle die verwahrlosten, oft überschwemmten Straßen; Jedermann reist zu Wasser. Daher die, vergleichsweise, treffliche Einrichtung dieser Beförderungsmittel. Als ich mein „Houseboat" besteige, finde ich dort einen Chinesen von respektablem Aeußern. Er ordnet mein Gepäck, macht mein Bett und ertheilt dem kleinen A-kao verschiedene nützliche Rathschläge. (A-kao ist mein Page, ein allerliebster Knabe den mir ein Bekannter in Shanghai für die Reise abtrat.) Mich spricht er im reinsten Französisch an. Es ist Pater Delmasure aus Roubaix, Lazarist und Vorstand der seit dem vorjährigen Blutbade sehr geschmolzenen katholischen Gemeinde in Tien-tsin.

Und nun unter Segel! Ohne die kalten Luftzüge, ohne die allzugroße Nähe der Ruderer, ohne ihr Schnarchen während der Nacht, ohne den Geruch den sie Tag und Nacht um sich verbreiten, ohne die häßliche Eintönigkeit der Gegend, eine nackte bis an den Horizont überschwemmte Ebene, ließe diese Schiffahrt wenig oder nichts zu wünschen übrig. Der Wind fehlt, und unsere Leute ziehen die Kähne, während sechszehn bis achtzehn Stunden im Tage, den Fluß hinauf. Wir haben volle Zeit

uns am Ufer zu ergehen, landeinwärts zu laufen und dann, wenn die Essensstunde herannaht, nach unsern schwimmenden Häusern zurückzukehren. Mit immer neuer Befriedigung gewahre ich da meinen A-kao, wie er am Vordertheile stehend aus Leibeskräften bleakfast leady ruft (breakfast ready, kein Chinese ist im Stande das r auszusprechen). Das Küchenboot rudert sodann an die vier Hausboote heran, und wir vereinigen uns bei Hrn. Boyce dessen Kahn als Speisesaal dient. Mit Hilfe der aus Shanghai und Tien-tsin mitgebrachten Vorräthe liefert unser chinesischer Koch ganz vorzügliche Kost.

Oft schlendere ich allein durch Dörfer und Flecken, vorausgesetzt daß sie nicht ganz unter Wasser stehen. Sie bieten nicht das geringste Interesse. Aber überall eine Fülle von Menschen, überall Gedränge in den Gassen. Die Kinder schelten mich „fremden Teufel"; die Männer messen mich mit insolenten Blicken und brechen hinter mir in höhnisches Gelächter aus; die Weiber verstecken sich: Trödler gehen, ihre elende Waare ausrufend, von Haus zu Haus. Alles ist schmutzig, zerlumpt, ärmlich, nur nicht die Natur welche sich darin gefällt unzählige Chinesen zu schaffen.

In der oberen Flußgegend beginnen die Wasser zu fallen. Wir sehen gut bestellte Aecker mit Bohnen, Mais, Baumwoll- und Kastorölpflanze; und Tausende von Bauern die am Feld arbeiten. Seltsam ist das Gespann ihrer Pflüge: hier ein Pferd mit einem Esel, dort ein Büffel, ein Esel und eine Kuh. Einen sah ich mit drei Männern bespannt, einen andern von einem Esel und einem Weibe gezogen. Nicht Ein Baum in Sicht. Auf dem Flusse die lebendigste Thätigkeit. Unter den zahllosen Djonken denen wir begegnen mehrere von sehr großem Tonnengehalt.

Heute, den 19. Oktober, um Mittag, Ankunft in Tung-chow. Von Tien-tsin hieher rechnet man beträgt hundertsechsundzwanzig

Meilen zu Wasser und achtzig zu Lande. Gewöhnlich dauert die Bergfahrt vier bis fünf Tage. Wir haben sie in weniger als dreimal vierundzwanzig Stunden, also sehr rasch, zurückgelegt.

Tung-chow, der Hafen von Peking, liegt östlich von der Hauptstadt; die Entfernung beträgt ungefähr dreizehn Meilen. Ein Kanal und eine mit Marmorplatten gepflasterte, jetzt aber ganz vernachlässigte und fast unfahrbare Straße verbinden die beiden Städte. Bekanntlich fließt der Pei-ho nicht an Peking vorüber, sondern macht von Nord-Ost kommend bei Tung-chow eine Biegung nach Süd-Ost. Hier liegen eine Menge Schiffe vor Anker; am Gestade tummelt sich ein Knäuel menschlicher Wesen: alle gelbbraun, schmutzig, in Lumpen gehüllt, mit Aus- und Einladen der Djonken beschäftigt. Hinter diesem Ameisenhaufen erheben sich, düster und abschreckend, die gezinnten Ringmauern der Stadt. In der Ferne überragt sie eine vielstöckige Pagode. Den Himmel ausgenommen der, wie man uns in Shanghai vorausgesagt, wolkenlos ist, undurchsichtig und von einer eigenthümlichen metallischen Bläue, trägt Alles, Wasser und Land, Haut und Kleidung der Menschen, Stadtmauern und Kamele, dieselbe kothbraune Farbe.

Kaum haben unsere Boote angelegt als ein Kosak des russischen Gesandten in Begleitung eines Mafu (Reitknechts) an Bord erscheint und mir ein liebenswürdiges Billet seines Gebieters überreicht. General Vlangali, von meiner bevorstehenden Ankunft unterrichtet, hat die Güte mir Pferde zu schicken, wiederholt seine Einladung bei ihm abzusteigen, und gibt mir, als erfahrener Militär, einige nützliche Winke über die Art der Behandlung des mongolischen Pony der mich nach Peking tragen soll. Der Kosak wird sofort Gegenstand meiner Bewunderung. Auf Alles was ich ihm in deutscher, französischer, eng-

lischer Sprache sage, antwortet er mit einem Worte das ich nicht verstehe; nicht einmal die fremdartigen Töne kann ich fassen, aber der Mann spricht es mit großer Entschiedenheit aus und flößt mir Vertrauen ein. Später erfuhr ich, slusheyu heißt: ich werde gehorchen. — Ich will sogleich abreisen — slusheyu — Meine Gefährten brauchen Pferde — slusheyu. — Wie aus diesem Gedränge gelangen, ohne erdrückt zu werden? — Immer slusheyu. Und dies Wort ist kein leerer Schall. Der Sohn der Steppe erräth mich. Er ist kein Linguist, aber der Instinkt ersetzt ihm die mangelnde Sprachkenntniß. Er beginnt damit daß er mir durch die dichte Menge Bahn bricht. Unterwegs begegnen wir einem Europäer zu Pferde. Es ist Herr Starzoff, der reichste russische Kaufherr in Tien-tsin und, ich glaube, in China. Er führt mich nach einem außerhalb der Stadt gelegenen Tempel wo die wenigen europäischen Reisenden absteigen, stellt mich seiner jungen Frau vor und verschafft, mit Hilfe des überaus nützlichen Kosaken, meinen Freunden die nöthigen Pferde.

Während der Vorbereitungen zur Weiterreise machen wir einen Spaziergang auf den Wällen. Die kothigen Fluthen des Pei-ho die in der Nähe der Stadt eine Flotte von Djonken tragen vereinsamen weiter hinauf und verlieren sich endlich am Horizont. Eine sanfte Schwellung des Bodens und einige magere Weiden verschleiern Peking. Zu unseren Füßen ein Meer von schwarzen Dächern. Die Gassen gleichen schmalen Erdspalten. Die Menge die sich in ihnen drängt können wir nicht sehen, aber wir hören ihr wüstes Geschrei. Nur die Köpfe der sich unabläßig folgenden Kamele, hie und da ihre beiden Höcker, werden sichtbar. Am Fuße der Mauern und oben, unserem Wege entlang, haben sich die Auswürfe von Generationen angehäuft. Wir befinden uns in Dante's drittem Kreise:

Pute la terra che questo riceve.

An einigen Orten ist die Mauer derart verfallen daß kaum ein paar vorragende Steine dem Fuße den nöthigen Raum gewähren. Aber der Gedanke, wenn wir umkehrten, diese unbeschreiblichen Dünste nochmals athmen zu müssen, belebt unsern Muth, und wir überschreiten ohne Unfall die gefährliche Stelle. Endlich gestatten uns die Ueberbleibsel einer Treppe in die Stadt hinab zu steigen.

Wir finden die kleine Karavane bereits reisefertig. Frau Starzoff, eine treffliche Reiterin, hat ihre Amazone angelegt und stellt sich an die Spitze der Kolonne. Die Gassen sind enge und überfüllt; das Pflaster glatt. Unaufhörlich erschallt Herrn Starzoff's Warnungsruf vor den vielen Kamelen die in langen Reihen an uns vorüberziehen. In der That, diese Thiere sehen uns mit scheelen Blicken an. „Fremde Teufel" sind nun eben nicht populär in China. Kamele und Maulthiere schnappen nach uns; Hunde bellen bei unserm Anblick, mongolische Ponies schlagen aus und bäumen sich wenn wir sie besteigen wollen. Obgleich wir traben so rasch als die engen Gassen gestatten, brauchen wir mehr als eine halbe Stunde um in das Freie zu gelangen.

An der Palikao-Brücke, einem schönen Marmorbau mit grotesken Skulpturen und geschichtlicher Berühmtheit seit dem letzten Kriege, sagt uns das liebenswürdige Ehepaar Lebewohl. Wir verlassen hier die halb unwegsame und mit Reitern, Fußgehern und Karren überfüllte Heerstraße, einen Pfad am südlichen Ufer des Kanals vorziehend; und da der Tag zur Neige geht und die Thore von Peking bei Sonnenuntergang geschlossen werden, so reiten wir so schnell als die Pferde vermögen, bald auf Dämmen, bald auf schmalen Fußwegen oder auch querfeldein. Baumgruppen, Dörfer, hie und da ein

einsames Haus mit seinem Küchengarten bilden einen angenehmen Gegensatz zu den einförmigen Ufern des Pei-ho, zu den Schrecknissen von Tung-chow.

Wir galoppiren aus einem Hohlwege kommend um die Ecke eines Gemäuers. Da entfährt uns allen ein Ausruf der Ueberraschung. Die Pferde werden kurz angehalten. Wir haben die bereits tief stehende Sonne im Gesicht. Unter ihr entrollt sich, einem ausgezackten Bande von blaßschwarzem Flore ähnlich, eine ungeheure, gezinnte Mauer. Auf drei Punkten ragen die Doppeldächer der Thore empor. Die Abstufung der Farbe läßt auf die Entfernungen schließen und zugleich auf die großen Dimensionen der Wälle. Ueber ihnen schweben in der blauen Luft, wie ein Spiegelbild der Wüste, die Hügel des Sommerpalastes und in weiter Ferne, wolkenähnlich, die Mongolische Bergkette. Eine halbe Stunde später reiten wir durch das Thor Tung-pien-men in der chinesischen Stadt ein, und bald darauf durch ein anderes Thor in der tartarischen. Dies ist der schöne Augenblick für den Kosaken. Bei unserem Herannahen stürzen uns bewaffnete Wächter entgegen; sie wollen uns den Weg versperren, aber der Anblick des russischen Reiters wirkt wie ein Talisman. Unbehelligt werden wir eingelassen. Selbst nach den Pässen frägt man nicht. Der liebenswürdigste Empfang harrt meiner auf der russischen Gesandtschaft.

Und so wäre ich denn in Peking. Ein spät verwirklichter Jugendtraum!

Mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung erbaut, in Folge der Auflösung des Königreichs Yen*), dessen Mittel-

*) 222 vor J. Ch.

punkt es war, zum Range einer Provinzialstadt herabgesunken, durch Genghis-Khan erobert*), darauf verlassen und wieder neu erbaut, wurde Peking erst im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts**) zum zweiten Male die Hauptstadt des Reiches. Aus dieser Epoche stammen seine Wälle und ältesten Gebäude. Peking ist also eine moderne Stadt. Seine Mauern erinnern an unsere Ritterburgen. Nur ist hier Alles kolossal, während in Europa die Bauten des Mittelalters fast immer kleine Dimensionen haben. Pekings Stadtmauern sind zwischen fünfzig und sechszig Fuß hoch, zwanzig, vierzig, fünfzig Fuß breit, und ihr Umfang beträgt mehr als zwanzig englische Meilen! Ungeachtet dieser großen Ausdehnung geben nur sechszehn Thore Einlaß.

Die Hauptstadt des Reiches besteht aus der „Tartaren-“ und aus der „chinesischen Stadt“. Der Grundriß zeigt zwei Parallelogramme deren eines, die Tartarenstadt, mit der Kurzseite senkrecht steht auf der Langseite des anderen, der chinesischen Stadt. Noch vor nicht sehr langer Zeit entsprach diese Bezeichnung der thatsächlich damals bestehenden Scheidung zwischen Siegern und Besiegten, den Männern aus dem Norden und den Chinesen. Heut zu Tage haben sich viele der letzteren in der Tartarenstadt niedergelassen, und die Zeit mildert allmälig, ohne ihn gänzlich zu verwischen, den Antagonismus zwischen den beiden Stämmen. Im Mittelpunkte der tartarischen Stadt liegt der Palast des Kaisers, auch die „kaiserliche oder verbotene“ Stadt genannt; sie ist von hohen Mauern eingeschlossen und, wie der Name andeutet, gewöhnlichen Sterblichen unzugänglich. Die theils breiten, theils schmalen Gassen kreuzen sich in rechten Winkeln. Hohe schmucklose Mauern ent-

*) 1215.
**) 1421.

ziehen die Wohnsitze der Reichen den neidischen Blicken der Vorübergehenden. Die Häuser welche man sieht sind elende Lehmhütten ohne allen architektonischen Schmuck. In der chinesischen Stadt, wo Industrie und Handel vorzugsweise hausen, gibt es ganze Straßen welche nur Kaufläden enthalten. Letztere sind reichlich mit den Landeserzeugnissen, sehr spärlich mit europäischen Artikeln versehen. Apotheken, Thee- und Tabakmagazine glänzen durch die Pracht ihrer vergoldeten oder lackirten Auslagen und der kolossalen Schilder welche, mit riesigen Inschriften bedeckt, an einer vor der Thüre gepflanzten Stange senkrecht aufgehängt sind.

Die die Tartarenstadt vom Norden nach Süden durchziehenden unabsehbaren Gassen sind hier verödet dort belebt, laufen bald zwischen elenden Lehmhütten hin, bald zwischen eleganten Kaufläden und nackten Mauern hinter denen sich Paläste verstecken. Abwechselnd schreitet man immer in gerader Linie, die in Peking vorherrscht, durch die Wohnsitze des Elendes und des Ueberflusses, aber das erstere zeigt, der letztere verbirgt sich. Die großen Straßen, meist breite Dammwege, waren einst mit Marmorblöcken gepflastert, und Marmorplatten überdeckten die Gossen. Heute ist Alles in Verfall gerathen. Die Tempel sind schlecht gehalten, und die Amtssitze der Großmandarine unterscheiden sich wenig oder gar nicht von den Yamen in den Provinzen: ein Palissadenverhau, das große Thor mit einem roh gemalten Drachen geschmückt; daneben ein oder zwei Fahnenstangen, an der Schwelle ein Haufe von Sollicitanten. Die öffentlichen Gebäude, selbst das Gesammtministerium, das Tsungli-yamen, glänzen nicht durch Reinlichkeit. Der Staub, dieser böse, zudringliche Gast ist eingedrungen, hat sie mit seinen schmutzigen Farben übertüncht, mit scheußlichen Gerüchen gesättigt; denn bevor er sich in den hohen Regionen festsetzte, hatte er in nie-

drigen Wohnungen gehauft, in den Gassen gewirbelt die selbst an vielen Stellen nichts Anderes sind als ungeheure Lagerstätten des Unrathes.

Ein Spaziergang in Peking gehört nicht zu den bequemen Dingen. Zu Fuß oder zu Pferd, hat man keine Zeit viel um sich zu sehen; und doch wenn nicht Alles schön, so ist doch Alles sonderbar, neu und interessant. Aber nicht das Angenehme, das Nothwendige nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Da hat man Löcher zu vermeiden die der Regen in die Dämme gegraben hat, und die tiefen Radspuren der Karren im lehmigen Boden; man muß auf schmalen schwankenden Brettern schwarze, übelriechende Bäche überschreiten, vor Allem den Kamelen aus dem Wege gehen; sie haben zwei Höcker und die Größe mäßiger Elephanten. In langen Reihen ziehen sie einher; ihre Führer sind Mongolen, stämmige Bursche mit viereckigem Kopf, eingedrücktem Näschen, einem einfältigen Lächeln auf den wulstigen Lippen, mit einem offenen und ehrlichen Gesicht. Auch die Fiaker bilden ein Hinderniß der Bewegung. Ueberall versperren sie den Weg. Es sind ein oder zweispännige Karren, darüber ein Zelt in Form eines Tonnengewölbes. Ein vorgespanntes Stück Segeltuch schützt den Kutscher und die Pferde. Ihre große Anzahl erklärt sich durch ein Gesetz welches den Gebrauch der Sänften Standespersonen von gewissem Range vorbehält. Hier kommt eine! Vier Kuli tragen sie; sie laufen im Dublirschritt, hinter ihnen ein Dutzend Livreebediente. Und welche Livree! Fast so schmutzig und abgenutzt wie die Portechaise. Aber der Mandarin der sie einnimmt ist ein schmucker Herr mit glattrasirtem Kinn, wohlgewaschenen Händen, frischer Wäsche und sorgfältiger Toilette. Auf seiner Nase reitet eine kolossale Brille; er selbst scheint in seiner Lektüre versunken. Es ist wie man mir sagt ein Staatsrath der sich in die Sitzung be-

gibt und seinen Vortrag vorbereitet. Das Gedränge in der Straße hält uns einige Minuten neben seiner Sänfte auf. Er mißt uns mit verächtlichen Blicken und wendet sich dann wieder seinen Akten zu.

Unmöglich hier vorzudringen! Wir nehmen also den Weg durch jene einsame Gasse welche längs den Mauern der „verbotenen Stadt" hinläuft. Dort erwarten uns aber neue Schwierigkeiten. Eine Bürgerhochzeit zieht vorüber: die Brautleute voran, hinterher die Familie, die Freunde, die Geladenen, alle in Fiakern. Aehnliches kann man in Paris, im Bois de Boulogne sehen.

So irren wir stundenlang umher; aber diese Stunden vergehen wie Minuten. Unsere mongolischen Ponies, einige Anfälle von Ungeduld abgerechnet, benehmen sich vortrefflich. Wir sind längs der verbotenen oder kaiserlichen Stadt hingeritten; sie liegt unbequem genug im Mittelpunkte des Parallelogramms und zwingt daher gewöhnliche Sterbliche welche sich nach dem nördlichen Theile der Tartarenstadt begeben zu bedeutenden Umwegen. Wir biegen in eine der großen Queradern ein, und hier wird uns der imposante Anblick eines großen Leichenbegängnisses zu Theil. Ich meinte ein Minister, wenn nicht ein kaiserlicher Prinz werde zu Grabe getragen; aber man berichtigt meinen Irthum: der zu den Geistern seiner Ahnen Abberufene ist ein niederer Beamter vierter Kategorie. Die Verehrung für Todte und der lebhafte Familien-Geist, diese Kardinaltugend des Chinesen, erklären den übertriebenen Aufwand bei Leichenbegängnissen. Viele Familien überschreiten hiebei ihre Kräfte, manche richten sich zu Grunde. Ueber dem Leichnam trug man einen ungeheuren Baldachin von Scharlachtuch mit barbarischer Goldstickerei überladen. Vor dem Sarg fuhr in einem weißverbrämten leeren Wagen die Seele des Verstor-

benen. Die Familie folgte in Fiakern. Alles trug die Trauer, selbst die Kutscher hatten an ihre Hüte weiße Tuchlappen geheftet. Die Familie und die Freunde sahen ärmlich aus, aber der Todte machte sein Exit als großer Herr. Der Pracht des Sarges entsprachen die Anzahl und die reiche Ausstattung der Fahnen, Sonnenschirme und vergoldeten oder lackirten Lanzen welche Männer die paarweise zu beiden Seiten einhergingen dem Leichnam vorantrugen. Die Sonnenschirme wie ich sie in Ermanglung eines bezeichnenderen Wortes nenne sind eigentlich kurze an den Stangen herabhängende Schläuche von Seidenstoff, karmosin oder blau, mit goldgestickten Inschriften, phantastischen Ornamenten, Drachen oder sonstigen Ungeheuern. In gemessener Entfernung schritten Bursche einher in dem Anzuge unseres mittelalterlichen Narren: das Wams, die enge anliegenden Hosen und die ganz entschiedene Narrenmütze sind scharlachroth. Sie schlugen auf dem Gong und regelten die Bewegungen des Zuges. Mehrere Musikbanden spielten auf, das heißt erfüllten die Luft mit mißtönigem Getöse.

Zu diesem großen Gepränge bildete die Gleichgültigkeit der Vorübergehenden einen auffallenden Gegensatz. Nicht Einer blieb stehen. Höchstens daß man einen verdrießlichen Blick auf den Zug warf; verdrießlich, weil Geschäftsleute nicht gerne in den Straßen aufgehalten werden. Auch ist man gegen dergleichen sich täglich wiederholende Schauspiele abgestumpft. Sie interessiren nur die Leidtragenden, und vor Allem den Verblichenen.

Trotz diesen und anderen Schwierigkeiten und Hindernissen schlendere ich gerne durch Peking; denn Alles geschieht hier in anderer Weise als bei uns.

Wir befinden uns in einer Gasse die zur „verbotenen Stadt" führt. Das weit offenstehende Thor gestattet mir einen

Blick in die geheiligten Orte zu werfen. Sie schienen mir dem profanen Peking zum Verwechseln ähnlich.

Da hören wir Lärm hinter uns. Ein Volkshaufe hat sich um einen zerlumpten fast nackten Burschen und um ein Weib versammelt, welches wuthschnaubend ihn mit Schimpfworten überhäuft. Der Mann hat sie bestohlen, noch hält er das Corpus Delicti in der Hand. Eine groteske, scheußliche Scene! Hoffmann oder Jacob Bibliophile, der Verfasser des Todtentanzes, könnten dergleichen beschreiben. Mit Einem Male wird es stille. Ein Greis tritt auf: seine Erscheinung ist anmuthig und würdevoll, sein Antlitz athmet Sanftmuth; mit wohlwollenden Blicken betrachtet er den Angeklagten, richtet einige Fragen an ihn, berührt seine Schulter und entfernt sich. Ehrfurchtsvoll weicht die Menge zurück. Ihm folgt, in der Entfernung von etwa zweihundert Schritten, der Missethäter mit geneigtem Haupte, mit über die Brust gekreuzten Armen. Der Greis war ein Polizeibeamter; der unglückliche Dieb, dem noch andere Sünden am Gewissen lasten mögen, ist verhaftet; er geht den Weg des Gefängnisses; er weiß was seiner harrt: das Bambusrohr, die Tortur, Hunger, Krankheit, Tod.

Wir haben die Ringmauern erstiegen und stehen über dem großen Mittelthore Chien-men, welches von der chinesischen in die Tartarenstadt führt. Wir blicken nach Norden. Zu unseren Füßen die Lehmhütten welche Leute aus Korea bewohnen; weiterhin ein scheinbarer Wald, ein Meer von bestaubten Baumwipfeln. Ueber dieser beweglichen graugrünen Masse, zu unserer Rechten, der Thurm der russischen Kirche; vor uns die gelben Dächer des kaiserlichen Palastes, eigentlich einer, ein Viereck bildenden Häusergruppe inmitten eines Gartens. Darüber

ragt der „künstliche Berg" empor, der höchste Punkt von Peking. Das Hauptthor der kaiserlichen oder verbotenen Stadt ist höchst unansehnlich, und entspricht insofern den Ideen des Landes. Der Chinese versteckt seinen Besitz; der Reiche will arm scheinen. Jenseits der kaiserlichen Stadt, augenscheinlich in sehr großer Entfernung, zeigen sich die abgestumpften oder vielmehr absichtlich unvollendeten Thürme der sogenannten „französischen" Kirche; in größerer Nähe zu unserer Linken, gleichfalls über Baumwipfeln, die portugiesische Kathedrale. Unter uns, zu beiden Seiten des Thores dessen Oberbau unsere Warte bildet, entwickeln sich die imposanten Steinmassen der zurückgeneigten Mauern welche die beiden Städte trennen. Der äußere, mit breiten Zinnen gekrönte, Ringwall stützt sich auf starke Strebepfeiler. Die Zeichnung besteht nur aus zwei sich unablässig wiederholenden Elementen; aber die optische Wirkung, die Stufenleiter der Farbentöne bringen Abwechselung in das Bild und gestatten einen Schluß auf die ungeheuren Dimensionen. Unter den Mauern und dem Stadtgraben entlang ziehen Kamele in endlosen Reihen.

Gegen Süden ändert sich das Schauspiel. Alles hat da mehr Leben. Eine prachtvolle, breite Marmorbrücke führt nach der chinesischen Stadt, und in eine unabsehbare Arterie, jetzt angefüllt mit Fußgängern, Lastthieren und Karren. Es ist das industrielle Viertel. Am Horizont, gerade vor uns, steigt über einem Vorhange von Bäumen der dreifach bedachte „Tempel des Himmels" in die Luft; in Südwest der schlanke, vielstöckige Thurm einer Pagode. Jenseits dehnt sich die sandige Ebene aus. Die Nord- und Ostwinde brausen über sie hin, prallen an die Stadtmauer, begraben sie zuweilen bis auf halbe Höhe in die herangeblasenen Sandwogen. Angehäuft am Fuße der Ringmauer, drohen die beweglichen Dünen die Bastionen zu er-

sticken, aber der nächste Sturm zerstäubt und treibt sie wieder hinaus in das offene Land. Es gibt nichts Traurigeres als die Umgegend von Peking: eine unabsehbare Steppe. Am Horizont fließen Land und Luft in einander. In den oberen Regionen ist die Atmosphäre reiner. Daher gewahrt man zuweilen die Gipfel, nur selten den Fuß und die Abhänge des Mongolischen Gebirges.

Peking ist das Lager von Barbaren auf der Beiwacht. In der Mitte steht das Zelt ihres Häuptlings; zugleich dient es denen die das Feld bebauen als Zufluchtsort. Der Nomade der den Bauern schützt! Wahrhaftig, das ist Asien! Ich begreife jetzt die Verehrung welche die Völkerschaften dieses Kontinents, vom Ural bis nach Kashgar, von Kiachta zum Hindukush, für Shuntian (Peking) bewahrt haben, in ihrer Phantasie die Stadt der Städte, das irdische Paradies, der Mittelpunkt der Welt. Für mich ist es das Urbild der alten biblischen Großstädte, ein Babylon, ein Niniveh: ungeheuerlich, roh, heroisch.

Auf die einsamen Wanderungen folgen Reitpartien in zahlreicher, jugendlicher Gesellschaft. Wir sind alle gut beritten. Diese mongolischen Ponies gehen ein wenig scharf in die Hand, sind feurig, lieben auch sich zu bäumen und durchzugehen wie man dies Kindern der Steppe nicht verargen kann, die stolz sind auf das edle Blut das in ihren Adern fließt.

Die Reiterschaar hat die chinesische Stadt in ihrer ganzen Breite durchzogen und erreicht nun einen großen unregelmäßigen Platz; gegenüber liegt der Tien-tan, der Tempel des Himmels den der Kaiser alljährlich besucht und der die übrige Zeit verlassen und verschlossen ist, verschlossen besonders den Fremden seit einige amerikanische Reisende sich beikommen ließen mit

Frauen und Kindern auf dem Altar des „Jahresopfers" ein Piknik zu organisiren. Nun gibt es aber glücklicher Weise Mittel sich mit dem Himmel abzufinden, besonders mit den Wächtern des Tempels der seinen Namen trägt. Doch erfordert dies ein Zusammenwirken von List, Gewalt und Geld. Das Thor, ein glücklicher Zufall, steht offen. Dem Rathe eines der Herren die uns führen Folge leistend thun wir dergleichen als wollten wir an dem Tempel vorüber reiten. Unser Freund aber sprengt an die Wächter heran die ihn unter großem Geschrei aufzuhalten suchen, durchbricht das Häuflein und dringt glücklich in den Vorhof. Wir folgen dem Beispiel mit gleich günstigem Erfolge.

Herr L . . . gewahrt mit seinen Luxaugen eine andere offenstehende Pforte. Wir geben die Sporen und befinden uns einige Augenblicke später in der zweiten inneren Einfriedung. Hier umringt uns eine Schaar von Knechten die den Wächterdienst verrichten. Die Kerle sehen nicht sehr reputirlich aus und empfangen uns mit wildem Gejohle. Ihre Livreen sind abgenutzt und lassen auch im Punkte der Reinlichkeit zu wünschen übrig. Nun werden die Verhandlungen eröffnet; eine gute Gelegenheit für die Herren Dollmetsche ihre Sprachkenntnisse und diplomatische Begabung zu bewähren. Alsbald stimmen die Chinesen den Ton herab. Dann lassen sie, als ein Zeichen des Respektes, ihren Zopf auf die Schulter herabfallen (Leute aus dem Volke tragen ihn während der Arbeit um den Kopf gewickelt). Noch ein kurzer Ideenaustausch, und die zornigen Mienen machen freundlichem Grinsen und Ehrfurchtsbezeigungen Platz. Kurz, man versteht sich. Es handelt sich darum annäherungsweise die Anzahl Bambusstreiche zu berechnen welche die Wächter erhalten werden weil sie Fremde Teufel zuließen, und hienach das ihnen zu entrichtende Schmerzensgeld

zu bemessen. Nachdem dies zur beiderseitigen Zufriedenheit geschehen, läßt man uns ein. Nur werden wir gebeten nichts zu zerstören und fortzutragen, denn sonst gäbe es nicht nur Bambusstreiche, sondern auch abgeschnittene Hälse, und „Ihr begreift", sagte man uns mit kläglicher Miene, „das ginge über den Spaß."

Der Tempel des Himmels, mit seinem Park und den von Mauern und Gräbern umschlossenen Höfen mißt zwei Meilen im Umfang. Der Hain, ein wirklicher Wald von Cedern und anderem Nadelholz, sieht ganz verwildert aus.

Das vorzüglichste Gebäude ist das Heiligthum der Jahresopfer, erbaut um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Auf einer kreisrunden Terrasse erhebt sich, von drei concentrischen Marmorgeländern umgeben, der gleichfalls kreisrunde, eigentlich polygone Tempel. Ein phantastisch geschnitztes mit blauem Glasemail geschmücktes Holzgitter vertritt die Wände. Die drei übereinander gestellten Dächer, in Gestalt ebenso vieler Sonnenschirme, sind mit blauen Ziegeln gedeckt. Ein seltsamer Bau: zugleich elegant und fratzenhaft, künstlich und roh, das Auge verletzend durch die bizarren Kreuzungen der Linien, und es wieder beruhigend durch den sanften Einklang der Farben. Wie schön verschmelzen da das Weiß der Marmorbalustraden, das Schwarzbraun der durchbrochenen Holzwände, das Dunkelblau des Glasemails und der Ziegel! Aus einer gewissen Entfernung betrachtet, erzeugen die fliehenden Kurven der Balustraden in ihrem Zusammenstoße mit den sich ihnen scheinbar nähernden Kurven der drei Sonnenschirme, eine eigenthümliche, unbeschreibliche Wirkung. Man ist geneigt die Erfindungsgabe, die Phantasie des Architekten zu bewundern. Aber nicht ihm gebührt das Verdienst dieser seltsamen Effekte. Die gro-

ßen Dimensionen des Gebäudes und die Gesetze der Optik haben sie hervorgebracht. Die chinesische Einbildungskraft hat nichts dazu gethan.

Das Innere ist den Sterblichen unzugänglich; nur der Kaiser, die Prinzen von Geblüt und sein Gefolge dürfen es betreten. Auch uns halten riesige Schlösser auf der Schwelle des Heiligthums fest. Glücklicher Weise haben die Wächter nicht der Mühe werth gefunden uns zu begleiten. Sicher der Stockstreiche die ihrer harren, und sicher auch unserer Tael, von denen sie bereits eine gewisse Anzahl als Darangabe eingesteckt, gestatten sie uns im Tempel des Himmels nach Belieben zu schalten. Wir untersuchen also die Schlösser, und eines hat die Gefälligkeit sich zu öffnen. Indem ich dies niederschreibe fühle ich die Schamröthe auf meinen Wangen und ich zweifle nicht daß meine Gefährten dies Gefühl theilen. Nun ist die That aber geschehen, und wir treten in das Innere. Vier Holzsäulen, mit Schnitzwerk und Malerei reichlich ausgestattet, oben verbunden durch vier ähnlich gearbeitete Querbalken, tragen eine mit Pilastern geschmückte Gallerie auf welcher eine Kuppel ruht. Diese ist, so weit ich bei dem schwachen Lichte ausnehmen konnte, sehr gedrückt und wie die Säulen und Pilaster mit Lack und Schnitzwerk bedeckt. Es ist die einzige Kuppel die ich in China sah. Erst hier, mit Hilfe des Gegensatzes zwischen dem Dunkel im Innern und der äußeren Tageshelle, vermochten wir die Schönheit und Abwechselung des Gitterwerkes zu bewundern welches, wie oben gesagt, die Mauern des Tempels ersetzt und, von hier gesehen, einem Spinnengewebe gleicht. Kein Götzenbild, nichts was daran erinnerte daß dieser Ort dem Gebete gewidmet sei. Es ist ein prachtvoller Kiosk, würdig der Zusammenkunft zwischen dem Gebieter des Himmels und dem Gebieter der Welt.

In geringer Entfernung von dem Tempel erhebt sich der offene Altar auf welchem die Jahresopfer dargebracht werden: eine kreisrunde Platform von weißem Marmor, dreißig Fuß hoch und aus drei Terrassen zusammengesetzt welche im Diameter hundertzwanzig, neunzig und sechszig Fuß messen. Hier wie in allen andern Gebäuden dieses Tempels herrscht die Dreizahl. Die Absätze der Treppe bestehen aus drei, neun, zwölf Staffeln, immer ein Ergebniß der Multiplikation mit drei. Ebenso verhält es sich mit allen andern Elementen dieser Gebäude, als da sind die Steinplatten des Pflasters, die Geländer der Gallerien und so fort. Im Tempel der Erde, der außerhalb der nördlichen Stadtmauer liegt, bildet zwei die Grundzahl. Gottesgelehrsamkeit und Geometrie wirken hier zusammen; aber den mystischen Sinn konnte mir Niemand erklären.

In den Küchen sahen wir die großen Kessel in welchen das Fleisch der Opferthiere gekocht wird. Ein langer geräumiger Korridor verbindet sie mit der Tempelhalle. An einer andern Stelle des Haines befinden sich die Gebäude in welchen der Kaiser, die Prinzen von Geblüt und die Hofwürdenträger absteigen. Alle diese Baulichkeiten sind, die dicken Staubschichten abgerechnet, in gutem Zustande. Man erklärt die Vernachlässigung durch die Minderjährigkeit des Kaisers der die Heiligthümer außerhalb des Palastes noch nicht besucht hat.

Ich habe die berühmtesten Tempel besichtigt; überall fand ich dieselbe Verwahrlosung und nirgend Betende. Die Amtssitze der hohen Mandarine befinden sich in ähnlichem Zustande, weil die Nutznießer ihre Yamen auf eigene Kosten unterhalten müssen und dasselbe Amt nie länger als drei Jahre verwalten. Aber wie erklären sich die elende Bekleidung ihrer Schreiber und Dienerschaft, der jämmerliche Zustand der Heerstraßen, der Gas-

sen von Peking, der Kanäle und Brücken die, im vorigen Jahrhundert aus Marmorblöcken erbaut, fast gänzlich verfallen sind? Wie das allgemeine Bild der Verkommenheit das uns auf jedem Schritte entgegentritt? Welch sonderbarer Gegensatz mit den moralischen Eigenschaften, mit der geistigen Begabung des chinesischen Volkes, dieser kräftigen, thätigen, aufgeweckten Nation welche Amerika, Australien, Oceanien überfluthet und überall, allerdings nur bis zu einer gewissen Grenze und auf dem materiellen Gebiete, den Wettkampf mit den entwickeltsten Völkern Europa's siegreich besteht!

Diese Frage richtete ich an Männer welche durch ihre Stellung, durch ihre Erfahrung, die Frucht eines langjährigen Aufenthaltes in China, durch ihre Kenntniß der Sprache, der Menschen und der Dinge dieses Landes vorzugsweise befähigt schienen mich zu belehren. Hr. Williams, amerikanischer Missionär und Verfasser eines höchst schätzbaren Buches*), der seit vierunddreißig Jahren in China lebt; der russische Gesandte, Hr. General Vlangali; Hr. Wade, während mehrerer Jahre Gesandtschafts-Dollmetsch, heute englischer Gesandter; sein erster Sekretär, Hr. Brown; Hr. Low, Minister der Vereinigten Staaten; der deutsche Geologe Baron Richthoven, der mehrere Theile China's besucht hat und den ich nach dem fernen Sze-chuen abreisen sah; Monseigneur de la Place, apostolischer Vikar in Peking; Hr. Favier von derselben Mission; der russische Gesandtschaftsdollmetsch Hr. Lenzi; der deutsche Geschäftsträger Hr. Annecke und sein Dollmetsch, Hr. Bismark, alle diese Herren hatten die Güte, und ich kann ihnen hiefür nicht genug danken, meine vielen Fragen zu beantworten, meine Zweifel zu lösen, meine Irrthümer zu berichtigen. Unvergeßlich werden mir

*) The middle Kingdom.

diese Unterredungen sein; sie füllten die frühen Morgenstunden und halfen die schon langen Herbstabende verkürzen, welche ich immer unter dem gastfreien Dache des Generals Vlangali oder in den Salons der anderen Gesandtschaften zubrachte.

„Dieser Verfall, fragte ich, ist er blos scheinbar oder wirklich? Erlöscht die Nation, oder nur die Dynastie?"

„Hierüber", war die Antwort, „ließe sich Vieles sagen. China ist das Land der Widersprüche. Die konservative Richtung waltet hier vor. Die Ansichten, die Sitten, selbst die Tracht, letztere mit sehr geringen Abänderungen, blieben wie sie waren vor tausend, vor zweitausend Jahren. Und dennoch wird nirgend unsolider gebaut. Mit Ausnahme einer Pagode in . . . (der Name ist mir entfallen) in der Provinz Kiangsi, deren Errichtung in das zehnte Jahrhundert zurückreicht, gibt es im ganzen Reich nicht Ein Gebäude das mehr als zweihundert, höchstens zweihundertfünfzig Jahre zählte.

„Der Chinese ist vor Allem patriarchalisch gesinnt, und dennoch, außer den acht oder neun fürstlichen Familien, gibt es keinen Erbadel. Im Gegentheile vermindert sich der vom Kaiser verliehene Adel mit jeder Generation um einen Grad. Der Sohn eines Marquis, das heißt eines Adeligen, der den unseren Marquis entsprechenden Rang besitzt, wird Graf; der Sohn des letzteren Baron und der Sohn des Barons trägt keinen Titel mehr. Die Fürsten von Geblüt machen die einzige Ausnahme und genießen große Ehrenvorrechte. Selbst die Minister stehen hinter ihnen im Range zurück. Doch üben erstere auf die Staatsgeschäfte keinen Einfluß.

„Ein jeder kann zu den höchsten Aemtern gelangen, der Sohn eines Kuli so gut wie der Sohn eines Fürsten, vorausgesetzt daß er die vorgeschriebenen Prüfungen bestanden hat, daß er Baccalaureus wurde in seinem Distrikt, Licentiat in der

Hauptstadt seiner Provinz, endlich Doktor bei den großen Rigorosen in Peking. Jeder Doktor kann die obersten Staffeln der hierarchischen Stufenleiter erklimmen. Als Literat ist er Glied eines Körpers, besser gesagt einer Menge, welche eine wahre Macht im Staate bildet; aber um persönlich einen Antheil an der Regierungsgewalt zu erlangen, muß er in den Staatsdienst treten, der sich ihm erschließt nach Maßgabe des von ihm errungenen akademischen Grades. Man sollte also meinen, und in der That ist es so, daß China ein wesentlich bureaukratischer Staat sei. Und dennoch gibt es kein Land unter den Sternen, welches weniger Beamte besäße. In diesem ungeheuren Reiche zählt man nicht über zwölftausend Mandarine.*) Dies Wort in dem gewöhnlichen Sinne genommen, nämlich als gleichbedeutend mit besoldetem Staatsdiener. Denn, abermals ein Widerspruch, in keinem Lande der Welt hat sich das Princip der Selbstverwaltung, das selfgovernment, die Autonomie der Gemeinde, in höherem Grade entwickelt.

„In welcher Beziehung steht der Souverain zu seinem Volke? Der Chinese ist der gehorsame Unterthan des Kaisers, der Kaiser der Vertreter Gottes oder des Schicksals. Man ist ihm also blinden und unbeschränkten Gehorsam schuldig. Er ist Kaiser weil Gott es so wollte. Ist er ein schlechter Regent, so steht es übel mit China, aber dies ändert nicht die Pflicht eines jeden seinen Befehlen, auch den verderblichsten und ungerechtesten, zu gehorchen. Von allen Verbrechen ist die Rebellion das größte. Gelingt aber die Auflehnung gegen den Kaiser, so geschah dies weil Gott es so wollte. Wenn, in Folge eines

*) Bekanntlich ernannten die portugiesischen Schifffahrer des sechszehnten Jahrhunderts die großen und kleinen Beamten China's „Mandarin." Mandar heißt auf portugiesisch befehlen. Den Chinesen selbst ist das Wort Mandarin vollkommen unbekannt.

siegreichen Aufstandes, ein Usurpator sich des Thrones bemächtigt, so tritt er sofort in den Genuß aller, ihrer Natur nach unbeschränkten, Rechte und Privilegien des von ihm gestürzten Hauptes der Dynastie. Der Erfolg verleiht die Rechtmäßigkeit, denn er ist ja nichts Anderes als eine Offenbarung des göttlichen Willens. Also die erste Pflicht des Staatsbürgers ist unverbrüchliche Treue für den Souverän, verbunden mit der Pflicht jedwede thatsächlich vollzogene Aenderung sofort und unbedingt anzuerkennen. Von allen Widersprüchen gewiß der größte.

„Dies vorausgeschickt, gehe ich auf Ihre Frage über. Das chinesische Volk, eben weil es von der kaiserlichen Macht eine so hohe Meinung hegt, erwartet, wenn nicht Alles, doch sehr viel vom Kaiser. Die Fürsorge für die öffentliche Ruhe, die Ausübung der Gesetze, die Erhaltung der Staatsgebäude, der Brücken, Straßen und Kanäle, der Festungen und Häfen ist Sache des Kaisers und nicht des Volkes. Nun ist aber der Kaiser minderjährig; sein Vater war ein beschränkter, lockerer Herr der sich wenig mit den Geschäften befaßte; sein Großvater galt für einen Schwachkopf. Dazu kommt daß die kaiserliche Würde in China keine Sinecura ist. Wenn der Kaiser nicht handelnd eingreift, wenn er seine Pflichten nicht erfüllt, so leidet die Nation. Peking ist hievon ein sprechendes Beispiel. Seine Straßen haben sich in Abzugsgräben verwandelt, seine Gossen sind der Marmorplatten beraubt welche sie einst bedeckten und deren Trümmer die Gassen jetzt unwegsam machen; die Tempel entweihen Staub und Unrath, ein Aergerniß für die Gläubigen wenn es Gläubige gäbe die sie besuchten; die öffentlichen Gebäude und, außerhalb der Stadt, die Kanäle, diese großen Adern des Landes, verfallen; die Heerstraßen werden, je nach der Jahreszeit, zu vertrockneten Gießbächen, oder strömenden Flüssen

oder zu undurchwadbaren Sumpflachen! Dies ist die Schuld der zwei letzten Regierungen. Unter dem Scepter eines energischen, eines thätigen und verständigen Regenten verschwänden, binnen Kurzem, die Spuren der schlechten Regierung seiner Vorgänger und, mit ihnen, jene Anzeichen des Verfalles über welche sich die Fremden so sehr und die Eingebornen so wenig wundern.“

Heute Nachmittag im Tempel des Konfucius, Wên-Miao und in der Großen Lamaserie, Yung-ho-kung genannt. Beide befinden sich im Nord-Ost-Ende der Tartarenstadt. Von der Akademie und dem Tempel des großen Philosophen sind nur ein paar Schritte zum Heiligthume des großen Gottes. Aber, in geistiger Beziehung, trennt sie eine unermeßliche Entfernung. Man behauptet daß der Buddhismus von allen Religionen die verbreitetste ist. Möglich; ich möchte aber meinen daß es mehr Anhänger des Konfucius, mehr Rationalisten auf der Welt gibt als Buddhisten. Hier stehen sie sich gegenüber.

Wir besuchen zuerst den Philosophen. Der Vorhof ist mit Cypressen bepflanzt deren Zweige in der bekannten Weise gezwungen wurden sich horizontal auszubreiten. Die Inschriften auf den sonderbaren glockenförmigen Steinblöcken die man uns zeigt harren noch der Entzifferung; begreiflich, wenn es wahr ist daß sie Konfucius eigenhändig auf den Stein schrieb. Die Tempelhalle ist prachtvoll, aber diese Pracht hat etwas Schales. Keine Götzenbilder aber viele Inschriften; die Namen des Philosophen und seiner Jünger; Alles mit altersgrauen Staubschichten bedeckt. Hier verrichtet der Kaiser sein Gebet einmal im Jahre.

Die Akademie des Konfucius befindet sich unmittelbar neben dem Tempel und bildet, wenn ich nicht irre, einen Bestandtheil

desselben. Hier, in einem kleinen Hof, sind sämmtliche Werke des Weisen so wie andere klassische Werke, in schwarze Marmorplatten gegraben, zum Gebrauche der Literaten ausgestellt. Alle diese Gebäude haben einen akademischen und zugleich höfischen Anstrich; im Ganzen entspricht dies äußerliche Gepräge dem inneren Wesen des Religionsstifters, besser gesagt des pedantischen Professors, des eleganten gelehrten Höflings, des unermüdlichen Ministerkandidaten und Stellenjägers, genannt Konfucius, und dem hohen Range der Beschützer seiner Manen, der Kaiser, der gnädigen Gründer, Wiederhersteller und Neuerbauer dieser Tempel welche eigentlich nicht Tempel genannt werden sollten weil sie mit der Religion wenig oder nichts gemein haben. Kien-lung, dessen Regierung beinahe zwei Dritteile des vorigen Jahrhunderts umfaßt*), hat den hübschen Saal erbaut in welchem der Kaiser, alle zehn Jahre einmal, auf dem reich geschnitzten und vergoldeten Throne sitzend, sich einige Bruchstücke der Klassiker vorlesen läßt.

Wir sind in der Großen Lamaserie Yung-ho-kung angekommen. Die Bonzen, sämmtlich Mongolen, halten in einer Halle ihren Gottesdienst. Einer von ihnen, der für Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen hat, überhäuft uns mit Schimpfworten weil ich in einer Anwandlung von Zerstreutheit mit brennender Cigarre eingetreten war. Als Strafe verlangt der Bonze meine Ausweisung. Aber Herr Lenzi, mein liebenswürdiger Begleiter und Cicerone, beschwichtigt den Cerberus, und der einen Augenblick unterbrochene Gottesdienst nimmt seinen Fortgang. Priester, Novizen, Akolythen, alle mit gelben Leibröcken und gelben Mänteln bekleidet, alle mit vollkommen rasirtem Schädel, kauern auf niedern Bänken und singen im

*) Von 1736 bis 1796.

Chor. Was ihre Gesichter anbelangt, so sah ich niemals dümmere und geistreichere. Abgemagerte Gestalten, durch Fasten erschöpfte Naturen, einige mit Zügen welche die Ascese veredelt hatte, andere die wie verthiert vor sich hinstarrten. Daneben Jünglinge voll Gesundheit und Leben und kleine Knaben mit spitzbübischen Augen die wie brennende Kohlen funkelten. Im Chorgesang herrschen die näselnden Töne vor, aber zwei oder drei Baßstimmen würden in Wien und Paris an der großen Oper ihr Glück machen. Die Scene welche wir vor Augen hatten erinnerte mich lebhaft an die großen Ceremonien der katholischen Kirche. Unweit der Halle befindet sich das Heiligthum Buddha's, ein dunkler enger aber sehr hoher Raum den die kolossale Statue des Gottes ausfüllt. Um sie im Einzelnen zu besehen, besonders um die breiten Schultern und die langen Arme der Gottheit in der Nähe zu bewundern, muß man auf einer Seitentreppe mehrere Stockwerke emporsteigen.

Neben dem Tempel hat Kaiser Yung-mên für seine dreizehn Söhne ein mehr klösterliches als fürstliches Wohnhaus erbaut. Die Zimmer sind klein. Ein Korridor läuft ihnen entlang; die Thüren vollkommen kreisrund; die Details der Ornamentirung phantastisch und zuweilen sehr elegant und anmuthig. Das Haus lehnt sich an die nördliche Stadtmauer. Durch ein Fenster blickend, weide ich mich, mit immer neuem Vergnügen, an dem Anblicke des düstern, großartigen Gemäldes.

Aber das Hauptinteresse dieser nachmittägigen Wanderung bildet der merkwürdige Gegensatz zwischen den Tempeln der Vernunft und den Tempeln des Glaubens, zwischen der Sophisterei und der Ascesis, der Spekulation und der blinden Ueberzeugung, zwischen Konfucius und Buddha. Eine Wesley'sche Kapelle, die außer ihren vier nackten Wänden nichts aufzuweisen hat als

das Pult des Predigers, und Sankt Peter während der Pontifikalmesse bilden keinen größeren Kontrast.

Konfucius war Moralist. Er lehrte Maximen, er ertheilte Rathschläge deren Weisheit gerühmt wird; aber die Diskussion über eine künftige Welt lehnte er ab; er suchte die Quelle für Gut und Uebel in der Vernunft und dem Willen des Einzelnen.

Man behauptet allgemein, die Chinesen kämen als Skeptiker auf die Welt. Ist dies auch erwiesen? Eine Thatsache die Niemand in Abrede stellt bewiese eher das Gegentheil; alle Literaten sind Skeptiker; alle Leute aus dem Volke sind gläubig. Die Literaten wachsen auf mit den Schriften des Konfucius. Könnte man nicht hieraus schließen daß, im Gegensatze zu jener Behauptung, die philosophischen Lehrsätze im Laufe der Jahrhunderte die Geister umgebildet und in sie die Keime der Zweifelsucht gelegt haben, welche so bequem ist während des Lebens, so ohnmächtig und trostarm im Augenblicke wo wir es verlassen? Ich las in einem Buche dessen Verfasser ein protestantischer Missionär ist, der Titel entfiel mir, daß die Literaten, obgleich ausnahmslos mehr oder minder Atheisten, wenn der Tod herannaht, zum Buddhaglauben zurückzukehren pflegen. Katholische Missionäre bestätigten mir die Angabe.

Aber wenn die Literaten das Dasein Gottes leugnen, so glauben sie mit um so größerer Inbrunst die einfältigsten Wunder, die albernsten Mährchen; gerade wie unsere Freigeister an sprechende Tische glauben. So bildet gegenwärtig im nördlichen China die Auffindung einer kleinen Schlange welche ein Bauer nach Tien-tsin brachte, wo sie in einem Tempel ausgesetzt wird, das große Ereigniß des Tages. Diese Schlange ist eigentlich ein Drache, und dieser Drache ein Gott. Nicht nur die ganze Bevölkerung, auch der Generalgouverneur der Provinz, der Taotai, die Municipalbeamten der Stadt, alle diese

Herren begaben sich in großer Gala nach der Pagode zur Anbetung der kleinen Bestie. Ich stellte an Jemanden dessen Meinung in solchen Dingen von Gewicht ist die Frage: „Betrachten der Gouverneur und die anderen hohen Persönlichkeiten die Adoration der Schlange als gebothen durch Rücksichten der Staatsweisheit, als ein dem Volksaberglauben schuldiges Zugeständniß, oder theilen sie letzteren?“ — „Ohne allen Zweifel“, war die Antwort, „glaubt der Vice-König, genau wie der letzte Kuli, an die Göttlichkeit der Schlange“, und als Beweis erzählte er mir mehrere Vorgänge, die in neuester Zeit sich vor seinen Augen zutrugen. So war, ganz kürzlich, einer der Legationssekretäre erkrankt; man entdeckte daß sein Haus auf Sumpfboden stand, und der Gesandte beeilte sich dort die nöthigen Arbeiten ausführen zu lassen. Eines Tages sprach er hievon mit einem ihm persönlich befreundeten Mandarin hohen Ranges, einem gelehrten, sehr verständigen und seinen Standesgenossen weit überlegenen Manne. „Die Ursache der Erkrankung“, erwiderte dieser, „ist nicht das ungesunde Haus. Die Ursache ist der Fon-shue, wörtlich übersetzt der Wind und das Wasser, das heißt Verhexung, die bösen Geister. Warum haben Sie so nahe bei der Wohnung Ihres Sekretärs jene Esse bauen lassen? Aus ihr steigen die bösen Geister empor. Ist das nicht sonnenklar? Warum also eine andere Erklärung suchen?“

„Wenn“, fuhr mein Gewährsmann fort, „die portugiesische Kathedrale während der zwei letzten Christenverfolgungen nicht zerstört wurde, wenn sie noch heute besteht, so verdankt sie dies, ohne allen Zweifel, der Abneigung der Chinesen gegen Abtragung großer Gebäude. Sie glauben daß böse Geister dadurch aus ihren Wohnsitzen vertrieben werden und sodann die Nachbarschaft heimsuchen. Andererseits bezweifle ich nicht daß die Literaten

in Tien-tsin die, von ihnen selbst getheilte, Furcht des Publikums vor hohen Thürmen, welche die bösen Geister anziehen, mit Erfolg ausbeuteten um das Volk gegen die Missionäre und Klosterfrauen aufzureizen. Der Glockenthurm der katholischen Kirche in jener Stadt ärgerte und beunruhigte die Einwohner. Man hätte ihn gänzlich zerstört, aber der solide Steinbau widerstand dem Brande, und die Ruhe wurde hergestellt bevor das Werk der Vernichtung vollendet war. Als hier in Peking die beiden Thürme der neuen französischen Kirche während des Baues eine gewisse Höhe erreicht hatten, faßte die Regierung Besorgnisse. Sie schritt ein mit dem Verlangen daß der Weiterbau der beiden Thürme unterbliebe; weil, sagte sie, man von der Spitze derselben in die Gärten und Höfe des kaiserlichen Palastes blicken könnte. Dies war ein Vorwand; der wahre Grund waren die Geister. Monseigneur de la Place, ein kluger Herr, fügte sich den Wünschen des Tsungli-Yamen."

Der Chinese ist abergläubisch aber nicht fanatisch. Man versichert mir, sowohl im Volke, wie unter den Literaten, ja selbst im buddhistischen Klerus, sei religiöser Fanatismus unbekannt. Anders verhalte es sich mit den Mongolen. Je mehr man sich Thibet nähere, um so größeren Glaubenseifer finde man. In China stehe einem jeden frei „auf seine Façon" selig zu werden, und wenn hievon, leider, zu Ungunsten der Christen eine Ausnahme gemacht werde, so geschehe dies aus politischen und nicht aus religiösen Gründen.

Anhänger des Konfucius, Taoisten, Buddhisten leben friedlich nebeneinander; nie hört man von religiösen Zwistigkeiten. Als Monseigneur Mouly, der letzte apostolische Vikar in Peking, starb*), bestattete man ihn, aus Rücksicht für die

*) December 1868.

katholischen Eingeborenen, um ihre angestammten Begriffe von Schicklichkeit zu schonen, mit dem landesüblichen Gepränge. Sein Leichnam wurde in einem reich geschmückten Sarge nach dem portugiesischen Kirchhofe getragen. Das Kreuz an der Spitze, folgte der katholische Klerus in Kirchengewändern; alle fremden Gesandten nahmen an dem Zuge Theil; dieser bewegte sich langsam durch die endlosen Hauptgassen die nach dem Thore Ping-tsu-men führen. Bekanntlich sind die Gassen eigentlich hohe Dämme. Alle Wagen, denen man begegnete, darunter die an der grünen Farbe kenntliche Staatskarosse eines Prinzen von Geblüt, wichen nach den Tiefseiten aus und überließen den Christen gutwillig den Hauptweg. Das Volk sah mit Neugierde zu, verrieth aber keine feindselige Stimmung.

Peking besitzt einige sehr wohl ausgestattete Kaufläden: Porzellan, Elfenbein- und Holzschnitzwerk, Cloisonnés und Jadearbeiten. Hier, wie überall, sind ordinäre Waaren im Ueberfluß vorhanden, und wirkliche Kunstwerke selten und übermäßig theuer. So wurden uns zwei hübsche Vasen von altem Porzellan für achtzig Pfund Sterling angeboten. Gewiß ein übertriebener Preis, besonders im Verhältniß zu dem in China sehr hohen Werth des Geldes. Allerdings fehlen weder einheimische noch fremde Liebhaber. Zwar dürfen die Europäer in der Haupstadt keinen Handel treiben, auch kommen nur äußerst wenige Ausländer hieher und, außer den Gliedern der Gesandtschaften und der religiösen Missionen, gibt es keine fremden Residenten. Aber chinesische Händler kaufen bei einheimischen Familien auf was sie finden und schicken diese Gegenstände nach Tien-tsin oder Shanghai. Von dort gelangen letztere nach Europa, meist nach St. Petersburg und Moskau

wo die vornehme Welt an Cloisonnés besonderes Gefallen findet. Wirklich werthvolle Arbeiten trifft man selten in den Butiken. Am besten kauft man nach Gelegenheit. Kleinhändler tragen mehr oder minder seltene Gegenstände auf die Gesandtschaften. Dort werden sie drei oder viermal die Woche ausgestellt. Diese improvisirten Bazare bringen einige Abwechselung in das einförmige und freudenlose Dasein der Diplomaten. Aber es genügt nicht daß hübsche Kuriositäten feil geboten werden; man muß sich bei den Kauf verstehen, das heißt selbst den Preis bestimmen und bei dem ersten Angebote beharren, mit anderen Worten, man muß Kenner sein und zu warten wissen. Der Eigenthümer der Vasen oder der Cloisonné packt sie ein, zieht ab, kommt nach einer Woche, nach einem Monat wieder, erschöpft abermals fruchtlos seine Beredsamkeit, packt wieder zusammen, geht wieder fort, aber, vielleicht nach einem Jahre, bringt er den Gegenstand zurück und läßt ihn um den ihm ursprünglich gebotenen Preis. Einer der feinsten Kenner ist General Vlangali. Mit ihm durch Peking wandern, in seiner Gesellschaft die Kuriositäten prüfen die fast täglich nach dem Frühstück in seinem Garten ausgestellt werden, ist ein Vergnügen, ein Studium und eine Versuchung.

Soll ich aber die Wahrheit sagen, so muß ich gestehen, daß ich wenig sah was mich besonders anzog oder wirklichen Kunstwerth zu besitzen schien. In den Erzeugnissen der großen Epochen erregen die Schönheit des Kolorits und die Vollendung der Ausführung mit Recht unsere Bewunderung. Mir scheint übrigens daß die Chinesen weniger Geschmack besitzen als die Japaner, daß ihre Farben greller und weniger harmonisch sind, ihre Zeichnung weniger erfinderisch und ohne allen humour der, meiner Ansicht nach, den japanischen Erzeugnissen ihren vorzüglichsten Reiz verleiht. Der Jade, ein äußerst

harter und schwer zu schneidender Stein, wird von den Eingeborenen über Alles geschätzt. In gewissen Butiken findet man davon eine große Auswahl. Hochgestellte Männer tragen stets einen großen Ring von weißem oder grünem Jade am Daumen.

Europa ist mit chinesischen Schnitzereien aus Elfenbein überschwemmt. Hier, bei General Vlangali, sah ich nur Ein solches Erzeugniß, ein wahres Juwel, das auf Kunstwerth Anspruch machen kann. Alles Uebrige ist Fabrikarbeit. Im Ganzen ziehe ich das Holzschnitzwerk vor.

Lackirte Waaren stehen meiner Ansicht nach weit unter den Vieux-Laques der Japaner. Dafür gebe ich, gegen die allgemeine Ansicht, dem chinesischen Porzellan den Vorzug; natürlich von den großen Meisterstücken ersten Ranges sprechend. General Vlangali besitzt eine nicht zahlreiche aber auserlesene Sammlung von Vasen aus der Zeit der Mingdynastie und der Kaiser des vorigen Jahrhunderts. Die ältesten, aus der Mingepoche, dürften dem Ende des sechszehnten oder den Anfängen des siebenzehnten Jahrhunderts angehören. Sie unterscheiden sich von anderen durch die Farbenpracht; die aus dem vorigen Jahrhundert stammenden durch die freie, kühne Zeichnung. In ihnen ist europäischer Einfluß unverkennbar. Woher kam er? Woher auch die sonderbare Analogie mit dem bereits besprochenen Barokismus der japanischen Skulpturen aus der Regierungszeit Taiko-Sama's und seiner ersten Nachfolger? So weit es sich um China handelt, sagt man mir, liegt die Erklärung am Tage. Die Jesuiten, damals die Günstlinge des Pekinger Hofes und in stetem Verkehr mit Europa, von wo sie ihre Bücher, Karten, Zeichnungen und Anfangs ihre Instrumente bezogen, die Jesuiten waren es welche den Geschmack des italienischen Barokismus, allerdings nur in kleinem

Maße, und, in größerem, den Rococostyl Ludwigs XV. nach China verpflanzten. Die heute in Peking gefertigten Vasen stehen an Reinheit der Linien und an Farbenschmelz den älteren weit nach; aber man erzeugt noch sehr schöne, und ich finde in ihnen keine jener vielen Spuren des Verfalles welche sich in den japanischen Produkten dieser Art, namentlich in den berühmten Vasen von Nagasaki, dem Beobachter aufdrängen. Dagegen bestehen die Cloisonnés den Vergleich mit denen des letzten Jahrhunderts in keiner Weise. Die Linien sind weniger rein, häufig inkorrekt, und der Schmelz entbehrt die in den alten Cloisonnés so hoch geschätzten zarten Abstufungen. Wir besuchten die Werkstätte eines Ceramisten. Seine Werkzeuge schienen mir so urwüchsig wie seine Methode. In einem kleinen Höfchen liefen zwei Knaben um ein Feuer, mit ihren Fächern die nöthige Hitze unterhaltend. Daneben, in einer elenden Holzhütte, verrichteten zwei oder drei Gesellen, unter der Leitung des Meisters, die übrige Arbeit und brachten sehr hübsche Dinge zu Stande.

Ich gestehe übrigens, Chinoiserien lassen mich kalt. Sie sind künstlich aber nicht künstlerisch. Die wahre, die klassische Schönheit fehlt. Mit den steigenden Verkehrsmitteln zwischen Europa und dem fernsten Osten muß sich bei uns der Geschmack an Gegenständen verlieren deren Hauptreiz doch eigentlich nur in der Schwierigkeit bestand sie sich zu verschaffen.

Herr Fritsche, ein junger russischer Gelehrter, hier mit einer wissenschaftlichen Sendung seiner Regierung anwesend, hat die Güte mich nach der Sternwarte der Jesuiten zu begleiten. Sie liegt auf der östlichen Ringmauer der Tartarenstadt zwischen den Thoren Tung-pien-men und Chi-ho-men. Wir

reiten durch ein volkreiches, aber armseliges Viertel welches die Südostecke der Stadt einnimmt. Ueberall eine Fülle menschlicher Wesen! Wie hoch mag sich die Bevölkerung von Peking belaufen? In unsern Schulbüchern wurde sie, wenigstens in meiner Kindheit, offenbar übertrieben, auf drei Millionen veranschlagt. Ich stellte die Frage an Herrn Williams dessen Ansicht das größte Gewicht hat und an zwei in derlei Dingen wohlbewanderte Diplomaten. Alle drei gestanden mir ihre Unwissenheit. Die amtlichen Regierungstabellen verdienen, sagten sie mir, nur sehr bedingten Glauben. Man ist also auf Voraussetzungen und Muthmaßungen angewiesen. Herr Williams berechnet die Volkszahl auf eine Million, die beiden andern Herren auf acht und auf fünfhunderttausend Seelen. Die Bevölkerung des chinesischen Reiches mit Inbegriff der Schutzstaaten wurde von dem Prinz von Kung im Gespräche mit Baron Gros auf fünfhundertfünfundzwanzig Millionen angegeben. Herr Wade meint sie habe vor der Tae-ping-Rebellion vierhundert betragen, sei seither bedeutend, jedoch nicht, wie von einigen Schriftstellern behauptet wird, auf die Hälfte herabgesunken.

Wir sind am Ziele unseres Spazierrittes angelangt: ein niederer viereckiger, an die Stadtmauer gelehnter Thurm. Im Hofe bewundern wir zwei Globuse auf prachtvoll gemeißelten Gestellen von Bronze. Ein anderer Globus welcher die Himmelskörper darstellt und mehrere Quadranten stehen, gleichfalls unter freiem Himmel, auf der Platform des Thurmes. Alle diese Instrumente wurden nach den Zeichnungen und unter der Leitung der Patres von chinesischen Arbeitern ausgeführt; und sind vollkommen erhalten. Mein Begleiter, der Astronom ist, erklärt sie, in wissenschaftlicher Beziehung, für Meisterstücke; in künstlerischer sind sie es nicht minder.

Wir stehen auf der Stadtmauer. Wie ein gezacktes Band

rollt sie sich vor uns auf, bis Zinnen und Strebepfeiler in der Ferne in einander laufen. Zu unsern Füßen gewahren wir: hier, die Stadt, ein Labyrinth von Lehmhütten mit einem Meere von Baumwipfeln im Hintergrunde; dort, das traurige öde Flachland, in der Ferne unsichere Linien und tiefere Lufttöne, das Mongolische Grenzgebirge verhüllend und verrathend; über uns das tiefblaue Gewölbe! Allenthalben Schweigen; nur zuweilen dringen sanfte Klänge wie aus himmlischen Sphären zu uns hernieder. Es sind Taubenschwärme die, weißen Wölkchen ähnlich, hoch oben vorüberziehend ihre Aeolsharfen erklingen lassen.*) In diesem Bilde ist Alles fremdartig, phantastisch, barbarisch, nur nicht die Instrumente, bestimmt den Himmel zu messen, verlassen auf Erden, aber verschont von Menschen wie von Elementen, sprechende Zeugen einer schon weit entschwundenen Zeit in der es möglich schien Millionen menschlicher Wesen der Gesittung zu gewinnen, nicht durch Zwang, sondern aus Ueberzeugung, bei der doppelten Leuchte der Wissenschaft und des Glaubens.

Wenn ich in Peking umherschlendere, so gedenke ich unwillkürlich meiner ehemaligen Vorgesetzten, der diplomatischen Kanzleichefs welche mich lehrten wie man eine Depesche zu copiren und zu falten, wie man mit Maß und Takt die verschiedenen Höflichkeitsformen zu vertheilen habe, wem die „vollkommene", die „vollkommenste" oder die „ausgezeichnete Hochachtung" gebühre. Diese würdigen Männer, tapfere Ritter vom Tintenfaß

*) Peking ist reich an Tauben. Man befestigt, um sie gegen Raubvögel zu schützen, ein aus sehr leichtem Bambusholz gefertigtes Pfeifchen unter ihren Flügeln. Der Ton welchen die sinnreiche Vorrichtung von sich gibt wechselt mit der Schnelligkeit des Fluges.

und Ministerpapier, schlummern seit lange den Schlaf der Gerechten. Wie gerne würde ich sie auferwecken um ihnen Peking zu zeigen. Wie würden sie sich erfreuen an dem Anblicke einer Stadt die ganz bevölkert scheint mit Ihresgleichen! In der That, der Chinese kommt als Bureaukrat zur Welt. Erklärlich dadurch daß man nur durch die Bureaux schreitend zu den höhern Aemtern gelangen kann, und daß, unerachtet der geringen Anzahl der Mandarine, es zahllose Chinesen gibt welche sich für den Staatsdienst qualificirt haben. Man betrachte nur die Bedienten. In geselliger Beziehung sind sie den unsrigen weit überlegen; sie kleiden sich sorgfältig, kultiviren ihre Nägel, sehen mit Einem Worte wie Gentlemen aus.

Was ist eigentlich das Wesen des Bureaukratismus? Ich glaube der Kultus der Routine. Die Routine, o Bureaukraten, ist Euer Kompaß, Euer Evangelium, Euer Wohnhaus und Euer Gefängniß. Sie leitet Euch, sie erleuchtet Euch, sie hält Euch aufrecht, sie verscheucht Eure Zweifel, sie schützt Euch gegen politischen Sturm und Hagel. Regierunben stürzen, Staaten vergehen, aber die Bureaux bleiben. Ist das Unwetter vorüber gezogen, so findet man dieselben Gesichter, dieselben Toiletten, dieselben Ideen, wo es deren gab und gibt, und dieselben Gewohnheiten. Die Wohnung ist enge; da ist kein Platz vorhanden für das Genie, aber der gesunde Menschenverstand, Tüchtigkeit, Geschäftskenntniß, Ehrlichkeit und Pflichttreue finden darin Unterkunft. Für unruhige Geister, für solche welche Genies sind oder sich dafür halten, wird dies Haus zum Gefängniß.

In der Hauptstadt des Reiches der Mitte ist die Luft mit büreaukratischen Dünsten geschwängert. Auch besprachen wir das Kapitel der chinesischen Beamten mehr als einmal. Sie gelten für habsüchtig, käuflich und grausam. Die ganze Organisirung des Reiches, die Vereinigung der administrativen

und Gerichtsgewalt in denselben Händen, die Unabhängigkeit der Statthalter in den Provinzen welche Königreiche sein könnten, der Mangel jedweder Kontrole, die ihnen obliegende Pflicht alljährlich beträchtliche Summen in den Staatsschatz abzuführen, die unzureichenden Gehalte und daher die nothgedrungene Brandschatzung der Bevölkerung, die Gepflogenheit des Tsungli-Yamen den Statthaltern bei ihrer Rückkehr nach Peking einen Theil der Beute zu Gunsten des Staatssäckels abzunehmen, all dies und noch viele andere Umstände und Verhältnisse erklären, allerdings ohne sie zu entschuldigen, die den Mandarinen als Klasse zur Last gelegten Akte der Ungerechtigkeit und der Willkür.

Glücklicher Weise bilden der in China, besonders im Süden, kräftige Familiengeist und die angestammte Befähigung sich selbst zu verwalten, so wie die Scheu vor dem Mandarin und den Richtern, ein kräftiges und heilsames Gegengewicht. Sie beschränken die öffentliche Gewalt in ihrer Dazwischenkunft und ersetzen in weitem Umfange das büreaukratische durch das patriarchalische Element. So entstanden Tribunale in welchen, neben dem durch Alter und gesellige Stellung hervorragendsten Manne, die einflußreichsten Familienhäupter des Klans oder der Gemeinde zu Gerichte sitzend, in allen Civilprocessen sehr oft auch in Criminalfällen, die Entscheidung geben. Mehr geduldet von der kaiserlichen Regierung denn als zu Recht bestehend betrachtet dürfen sie nicht über Tod und Leben erkennen. Aber so groß ist die Abneigung gegen den Rekurs an den Mandarin, so entsetzlich scheint in diesem Leben und im Jenseits das Loos des zur Enthauptung oder gar zur Zerstückelung Verurtheilten, so traurig das Schicksal seiner gewöhnlich mit ihm zu Grunde gerichteten Familie, daß der Verbrecher sich dem Ausspruche des Patriarchen ohne Widerrede unterwirft. „Deine

That", sagt ihm dieser, „nöthigt mich dich dem Taotai zu überliefern. Dein Kopf wird unter dem Beile fallen. Willst Du dies traurige Loos vermeiden, so tritt in jenes Zimmer. Du findest dort einen Strick (oder Gift)." Und so geschieht es.

Die Träger der kaiserlichen Regierungsgewalt erfreuen sich, wie man sieht, keiner volksthümlichen Beliebtheit. Zu ihrer Entschuldigung wird angeführt, sie befänden sich mehr oder minder in den Händen ihrer Untergebenen die zwar gleichfalls nicht zahlreich aber schlecht besoldet sind und Geld machen wie und wo sie können. Dennoch wird von Niemandem behauptet daß alle Staatsdiener böse Menschen seien. Häufig erwerben sie sich die Achtung und Anhänglichkeit der Bevölkerungen und erhalten von diesen, bei Ablauf ihrer Amtszeit, irgend ein Andenken, gewöhnlich einen Sonnenschirm von scharlachrothem Seidenstoff auf welchem die Namen der Geber in Gold gestickt sind. Der glückliche Erwerber eines so ehrenhaften Zeugnisses versäumt nie es vor seiner Sänfte einhertragen zu lassen wenn er sich öffentlich zeigt.

Eines Tages begegnete ich einem dieser großen Herren. Er saß in seinem Tragstuhl, und eine Schaar zerlumpter Kerle, seine Diener, liefen vor und hinterher. Es war der Finanzminister, ein Mandjuh der, als Anführer einer der acht „Fahnen", den Rang eines Feldmarschalls bekleidet.

Diese chinesische Excellenz ließ sich unlängst im Gespräche mit einem fremden Gesandten folgendermaßen aus: „Die Wege des Staatsmannes sind mit Dornen besäet. So ergeht es mir in diesem Augenblicke. Der Unterbefehlshaber meiner „Fahne" beansprucht seine Besoldung vom ersten des Monats angefangen. Eine unzulässige Forderung, da er erst zwei Wochen später sein Amt antrat. Nun bin ich aber der Anführer dieser Fahne und, als solcher, genöthigt meinem Untergebenen Vorschub zu

leisten. Ich richtete also eine Note an den Finanzminister, das heißt, an mich selbst. In diesem Aktenstücke sagte ich Alles was möglich ist vorzubringen zu Gunsten einer lächerlichen, abgeschmackten und gesetzwidrigen Anmaßung. Hierauf versammelte ich, in meiner Eigenschaft als Finanzminister, die Räthe meines Departements welche, im Einklange mit der Ansicht ihres Ministers, die Prätension des Vice-Chefs der „Fahne" mit Entrüstung zurückwiesen. Der abschlägige Bescheid wurde von mir, Finanzminister, den bestehenden Normalien gemäß und in der üblichen Form, gutgeheißen und hierauf mittelst einer in den schonendsten Ausdrücken und mit den mir schuldigen Rücksichten abgefaßten Note mir, dem Befehlshaber der „Fahne", mitgetheilt. In dieser letzteren Eigenschaft nahm ich, aufrichtig gestanden, trotz der schonenden Form, die Abweisung meines Ansinnens nicht ohne lebhaftes Bedauern entgegen. Und da mein Vice-Kommandant auf seiner Forderung besteht und ich, als sein Vorgesetzter und natürlicher Beschützer, ihm meinen Beistand nicht versagen kann, so redigire ich in diesem Augenblicke das Koncept einer ziemlich energischen Replik die, ich befürchte es, dem Finanzminister wenig Vergnügen machen wird. Es ist ein verwickelter Fall. Wie wird das enden?"

Es gibt hier (in der Tartarenstadt) vier katholische Kirchen und eben so viele Pfarren, welche sämmtlich von den Priestern der „Korporation der Mission", Lazaristen genannt, versehen werden. Diese Kirchen sind die Kathedrale Nan-Tang, „Südkirche", auch die portugiesische genannt. Ein imposantes mit Verzierungen überladenes Gebäude aus dem siebenzehnten Jahrhundert im baroken Jesuitenstyle mit einem ausgesprochenen Anfluge des peninsularen Geschmackes. Das alte Wappen-

schild Portugals, die Quinas, eine Gabe der Aller-Getreuesten Könige, welches man vor noch nicht Langem über dem Hauptportale sah, hat napoleonischen Bienen weichen müssen welche seither, ihrerseits, verschwunden sind.

Pei-tang, „Nordkirche", liegt im Centrum der Stadt, unweit des kaiserlichen Palastes. Der schöne gothische Bau entstand erst seit dem letzten Kriege. Die beiden Thürme sind und bleiben, aus den bereits erwähnten Gründen, unvollendet. In Pei-tang befindet sich auch die Residenz des apostolischen Vikars, das Erste Haus der Lazaristen in China und das Seminarium. An dieser Stelle stand einst ein Franciskanerkloster welches während der großen Verfolgungen verschwunden ist.

Die beiden anderen katholischen Kirchen heißen, nach ihrer geographischen Lage, Tung-tang und Si-tang, die Ost- und Westkirche.

Die Diöcese von Peking zählt siebenundzwanzigtausend Christen von denen achttausend die Stadt bewohnen. Unter den letzteren gibt es viele wohlhabende Handwerker und Pekings sämmtliche Uhrmacher. Die Uhrmacherkunst wurde von den Jesuiten nach China gebracht. Sie erhielt sich, zugleich mit dem christlichen Glauben, in den Familien und vererbt sich mit ihm von Vater auf Sohn.

An einem Sonntage Morgens, bei nebligem Wetter, ließ ich mich nach Pei-tang tragen. Die sehr geräumige Kirche war, während der Messe, mit Gläubigen, sämmtlich Einheimische, beinahe gefüllt. Die Männer nahmen eine Seite des Hauptschiffes ein, die Frauen die entgegengesetzte. Im Querschiffe knieten fünf oder sechs barmherzige Schwestern inmitten einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Mädchen, ihren Zöglingen. Einer der Missionäre spielte während des Gottesdienstes am Harmonium, dann nahm er vor dem Altar auf einem Schemel Platz und hielt in chinesischer Sprache eine kurze Predigt Die gläubige Menge heftete ihre Blicke auf

seine Lippen. Von meinem Platze aus konnte ich die dem Altar zugekehrten Köpfe mit Muße betrachten. Ich fand in ihnen die Züge aber nicht den Ausdruck der Gesichter die man in den Straßen sieht. Zutrauen, Verehrung, Heiterkeit ersetzten den Skepticismus, die Ironie, die mürrische Gleichgültigkeit welche gewöhnlich die Grundzüge chinesischer Physionomien bilden. Fast alle Reisenden, katholische wie protestantische, welche hier zu Lande christliche Gemeinden besuchten, bestätigen den Einfluß welchen das Christenthum auf das Antlitz und die Haltung derer ausübt die es annahmen. Ich erinnere mich, diese Bemerkungen in mehreren englischen Reisewerken gelesen zu haben.

Monseigneur de Laplace, Bischof von Adrianopel und apostolischer Vikar in Peking, eine der Größen des modernen Apostolates, hatte die Güte mir die Kirche, das Haus und das Seminar zu zeigen. Das von dem Lazaristen Herrn David geschaffene Naturalienkabinet gilt für einzig in seiner Art. Die ausgestellten Gegenstände gehören der Provinz Che-li an. Die ornithologische Kollektion wird in der gelehrten Welt besonders geschätzt.

Die Büchersammlung, großentheils aus den Resten der alten Jesuitenbibliothek gebildet, enthält einige schöne Bände und Atlasse, meist holländische Prachtausgaben, Geschenke der Kaiser. In einigen Büchern liest man die mit den großen, kühnen Zügen des siebenzehnten Jahrhunderts geschriebenen, bereits verblaßten Worte: Datum ab Imperatore Kang-hi.

Im Seminar forderte mich der Bischof auf einige Schreibpulte auf das Gerathewohl zu öffnen. Ein jeder Zögling hebt dort seine Bücher und Schriften auf, daneben sein Rasirmesser und kleine Leckerbissen, Alles in größter Ordnung und symmetrisch aufgestellt. In einigen sahen wir sogar kleine Heiligenbilder

und einen winzigen Hausaltar. In diesem Lande versteht man sich darauf Dinge und Menschen in dem möglichst kleinsten Raume unterzubringen.

Im Garten erwartet mich ein Koncert. Keine Haydnische Symphonie wie in Sü-kia-wei, sondern nationale Musik ausgeführt mit nationalen Instrumenten. Der Ton der letzteren war nicht unangenehm. Meine Bewunderung erregte eine Art tragbarer Orgel: aneinandergereihte Pfeifen welche der Musiker senkrecht an den Mund hält. Wenn er die Schlüssel handhabt stoßen die Finger, nothgedrungen, an die glücklicher Weise nur wenig hervorragende Nase. Unvergeßlich bleibt mir ein gewisses Tremolo. Sehr anmuthig für das Ohr, aber unbeschreiblich als optische Wirkung: eine Reihe von Nasenstübern welche sich der Künstler selbst ertheilt und denen er umsonst zu entkommen sucht indem er im Takte mit dem Kopfe wackelt. Ich hielt mir die Seiten, und die gutmüthigen Virtuosen theilten meine Heiterkeit.

Die Zöglinge gefielen mir sehr. Sie sind offenbar, physisch und moralisch, gut versorgt; haben treuherzige Gesichter, eine bescheidene Haltung und das Gepräge der Gesundheit. Ihr Aussehen gereicht dem Seminar von Pei-tang und seinen Vorständen zur Ehre.

Der „portugiesische Kirchhof" liegt, westlich von Peking, zwei Meilen vor dem Stadtthore Ping-tsu-men. Wie die Kathedrale, wie die Bibliothek, verdankt er seine Erhaltung dem Schutze des russischen Hofes, vielleicht auch abergläubischen Befürchtungen der Chinesen; Pater Favier begleitet mich dahin. Ungefähr zweihundert Gräber umschließen die Reste der Väter der Gesellschaft Jesu welche, im Laufe zweier Jahrhunderte, in diesem Theile des Reiches wirkten und hier gestorben sind. Der erste Anblick der düstern Nekropole ist überaus ergreifend.

Die Ricci, die Schall, die Verbiest, diese großen Gestalten deren Namen, mit denen so vieler anderen Väter, in den Jahrbüchern der Wissenschaften und des Apostolates glänzen, ruhen im ältesten Theile des Campo Santo. Vier Elemente bilden ein jedes dieser Grabmonumente: der Sarkophag; ein aus einer ungeheuren Steinplatte bestehender Tisch; fünf große Vasen, Weihrauchgefäße; endlich die senkrecht aufgestellten Gedenktafeln welche, von Drachen gekrönt und auf Schildkröten ruhend, mit dem Namen des Verstorbenen, die Jahreszahl seiner Geburt und seines Todes geben. Der Eindruck dieser Heroengräber ist großartig und feierlich. Ein kolossales Kreuz, welches den Höhenpunkt des Leichenfeldes einnimmt, sagt dem Besucher daß in diesen Mausoleen Christen der Auferstehung harren.*)

---

*) Pater Mathias Ricci, geboren in Macerata 1552, kam 1583 nach China und starb zu Peking 1610. Er erwarb die Gunst des Kaisers und schrieb geschätzte Werke über Moralphilosophie und Geometrie. Pater Johann Adam Schall, geboren in Köln 1591, kam 1622 nach China und starb in Peking 1666. Pater Ferdinand Verbiest, geboren in Pitschen unweit Courtrai 1623, trat 1659 in die chinesische Mission und starb 1688 in Peking. Er wurde der Vertraute und Freund des großen Kaisers Kang-hi (1661—1722), docirte Astronomie und stand einer Kanonengießerei vor. Man besitzt von ihm ein Buch betitelt: Liber organicus Astronomiae apud Sinas restitutae.

Jedermann kennt die Angriffe der Dominikaner gegen die Jesuiten welche gewisse chinesische Riten angenommen hatten. Der langwierige, an Zwischenfällen und Wandlungen reiche Proceß gelangte erst unter Benedikt XIV. zum Abschlusse. Dieser Pabst untersagte fortan die chinesischen Riten. Da Rom gesprochen hatte, unterwarfen sich die Jesuiten bedingungslos, aber sie behaupteten nach wie vor 1. daß sie die dem Konfucius und den verstorbenen Aeltern in China erwiesenen Ehrenbezeigungen stets als bürgerliche und nicht als religiöse Ceremonie betrachtet, 2. daß nicht nur die Jesuiten diese Interpretation aufgestellt hätten und festhielten, 3. daß gewisse als abergläubisch erkannte Theile dieser Ceremonien von ihnen bereits lange vor dem Ausspruche des heiligen Stuhles unterdrückt worden seien.

(23. Oktober.) Heute Morgen Abreise nach der großen Mauer. In Peking werden, wie bereits erwähnt, die Stadtthore bei Sonnenuntergang geschlossen und erst bei Tagesanbruch geöffnet. Da nun die gemietheten Pferde und Maulthiere für die Reisenden und ihr zahlreiches Gefolge vom Lande geholt werden müssen, so war an frühen Aufbruch nicht zu denken. Kaum werden wir das Nachtquartier bei Tageslicht erreichen können, und die Nacht ist nirgend, am wenigsten im Reiche der Mitte, eine Freundin der Reisenden. Endlich um neun Uhr setzt sich die von Herrn Lenzi geleitete Karavane in Bewegung.

Nur um das nordwestliche Stadtthor, Tê-cheng-mên, zu erreichen brauchen wir, vielfach aufgehalten, anderthalb Stunden. Das Schwierigste ist es zu passiren. Wie wird es gelingen diesen gordischen Knoten zu durchhauen, diesen Knäuel von menschlichen Wesen, von Kamelen, Pferden, Eseln, Wagen, Karren, Sänften, Bonzen, Bauern, Kuli? Zwischen den beiden Thoren, dem inneren und dem äußeren, ist das Gedränge der Art daß wir, einen Augenblick entmuthigt, auf Umkehr sinnen. Am Ende aber dringen wir doch durch. Draußen fallen wir sogleich in eine lange, schmutzige, kothige und

---

Dieser berühmte Proceß kam mir in Erinnerung beim Anblicke der Drachen und Schildkröten welche mir den Eindruck heidnischer Symbole machten die aber, nach der Meinung der Jesuiten, keine religiöse Bedeutung haben. Man begreift daß Mönche die ohne alle Kenntniß der Menschen und Dinge des Landes von Europa kamen an der ihnen gefährlich scheinenden Neuerung Anstoß nahmen und sie als ein allzu großes Zugeständniß an die Heiden mißbilligten. Andrerseits haben mir Personen die in der chinesischen Etiquette sehr bewandert sind versichert, es sei äußerst schwierig die Grenzlinie zu ziehen zwischen Religion und Politik, zwischen dem Götterkultus und den Ceremonien welche die dem Kaiser schuldige Ehrfurcht versinnlichen und, insofern, einen rein bürgerlichen Charakter haben.

überfüllte Straße. Ich glaube mich wieder in Peking. Es ist aber ein Dorf welches unmittelbar an die Stadt stößt. Nach einer halben Stunde des Stoßens und Gestoßenwerdens befinden wir uns im Freien, am Lande! Hie und da ein paar Weidenbäume, kleine Teiche, Kothhügel die mit Aeckern wechseln. Zuweilen ein einsamer Meierhof. Ich reibe mir die Augen! Schlafe, wache ich? Bin ich in China, oder in Mähren, oder auf einer ungarischen Pusta? Die Aehnlichkeit ist schlagend, und ich frage mich ob es der Mühe lohnte auf der andern Seite der Erdkugel diese wohlgekannte alltägliche und langweilige Gegend aufzusuchen.

Der Tag vergeht mit Bemühungen die überschwemmte Straße zu vermeiden und auf den sie begrenzenden natürlichen Dämmen vorzudringen. Oft brechen letztere plötzlich ab; unsere Leute tauchen hier in der Wasserfläche unter, versinken dort bis auf halben Leib im Schlamme, Alles unter wüstem Geschrei, gehörigem Schelten und barbarischen Gestikulationen. Von einem gebahnten Wege keine Spur. Man marschirt also auf gut Glück. Einige von uns reiten, andere lassen sich in Sänften tragen. Zu meinem Glücke habe ich letztere Reiseart gewählt. Nach einander sehe ich meine berittenen Freunde mit ihren Pferden in den Graben rollen. Aber der Boden ist ein Kothmeer, und Niemand nimmt Schaden außer die Toiletten. Bei jedem Schritte straucheln meine zwei Maulthiere, und da wir häufig am Rande tiefer Gräben hinziehen, so sind die Aussichten nicht sehr beruhigend. Unsere Maulthiertreiber und Roßknechte, obgleich Chinesen, bekennen sich zum mohamedanischen Glauben. Auf den Gesandtschaften zieht man sie den Buddhisten vor, weil sie gegen Europäer weniger übel gestimmt sind. So groß ist die Gegnerschaft zwischen ihnen und ihren heidnischen Landsleuten daß sie uns Christen näher zu stehen

glauben. Ein paar Bursche sagen uns sogar: „Wir sind von Eurer Religion.“

Um neun Uhr Abends, nach einem beinahe zwölfstündigen Marsche, befinden wir uns vor den verschlossenen Thoren von Chang-ping-chow. Unmöglich sie zu öffnen. Man sucht also einen Tempel außerhalb der Stadt. So ziehen wir längs den endlosen Stadtmauern hin. Der Mond ist leicht bewölkt, und bei seinem unsichern Scheine gewinnen die bezinnten Bastionen ein mährchenhaftes Ansehen! Aber hier ist der Tempel! Im Hofe sitzt der Bonze und schmaucht sein Pfeifchen. Ohne aufzustehen fordert er uns mit einer Handbewegung zum Eintritte auf.

(24. Oktober) Heute Besuch der Minggräber.*) Ein unvergeßlicher Tag!

Diese Gräber sind einzelne Tempel. Die Ebene ist mit ihnen gleichsam bestreut. Von der übrigen Welt fühlt man sich abgeschlossen auf drei Seiten durch das Mongolische Grenzgebirge, auf der vierten gegen Peking durch ein sanftes Anschwellen des Bodens. Am Zugange sind kolossale, roh gemeißelte Statuen aufgestellt: Könige, Pferde, Greife, Elephanten, Löwen, Kamele. Paarweise stehen sie sich gegenüber. Ihr Anblick erhöht den traurigen, feierlichen Eindruck der Gegend. Niemals hatte ich so sehr das Gefühl der Einsamkeit.

Das Grab befindet sich immer hinter dem Tempel; beide umfängt eine Ringmauer. Ich zählte dreizehn solcher Gräber, aber ich glaube, ihre Zahl ist bedeutend größer. Wir besuchen die Ruhestätte des Kaisers Tsuwên; obgleich auf

*) Die Fürsten dieser Dynastie regierten von 1366 bis 1644.

Befehl Kien-lung's*) restaurirt, heute ein Bild der äußersten Vernachlässigung. In der weiten Halle bewundern wir die hohen Baumstämme die, wie man sagt das Geschenk eines Königs von Siam, als Säulen**) dienend das Dach tragen. Dann wird der in einem abgerundeten Bau stehende Sarkophag besichtigt. Vom Dache eine wundervolle Aussicht.

Zu unseren Füßen dehnt sich die durch Gießbäche zerrissene Ebene aus. Im Osten, in der kurzen Entfernung von kaum zwei Meilen, erheben sich, mit Büschen bedeckt, die ersten Strebepfeiler der Mongolischen Hochebene. Einen weiten Halbkreis beschreibend sinken die Berge im Westen unter den Gesichtskreis. In den Felsschluchten herrscht Dämmerung; die Gipfel erglänzen im hellsten Lichte. In der Nähe sind die Farben braun mit rothen Tönen, weiterhin dunkelblau, in der Ferne fließen die lichten und zarten Tinten von Luft und Gebirge ineinander. Die nördliche Vegetation, sie zeigt sich übrigens spärlich genug, steht im Widerspruch mit dem reichen Kolorit des Südens. Dazu das prachtvollste Wetter. Kein Luftzug. Tiefes Schweigen herrscht über der großen Nekropole.

Ein dreistündiger Marsch bringt uns nach Nan-kow. Während wir einen Abhang mühselig hinabsteigen gewahren wir die kleine Stadt mit ihren verfallenen Ringmauern und einigen Baumgruppen fast am Eingange des Engpasses der nach der Mongolei führt. Wir suchen und finden Unterkunft, man kann sich vorstellen welche, in einer der zahlreichen Herbergen in denen die zwischen China und dem Norden reisenden Kameltreiber absteigen.

Hier erfahren wir daß die Straße durch die Ueberschwem-

*) Er regierte von 1736 bis 1796.

**) Die Säulen in der Mitte der Halle sind sechszig Fuß hoch. Ihr Umfang mißt beinahe zwölf Fuß.

mung ganz zerstört wurde. Bleibt also als einziges Beförderungsmittel nach der chinesischen Mauer der kleine Tragsessel. Was übrigens die sogenannte Heerstraße anbelangt, so ist sie zu keiner Zeit fahrbar. Die Karren müssen immer, ihrer Räder entledigt, auf Kamele geladen und von diesen durch den Engpaß getragen werden.

(25. Oktober.) Unsere Leute und Pferde machen Rasttag in Nan-kow; wir selbst brechen, trotz der Dunkelheit, um fünf Uhr Morgens auf und zwar in den erwähnten Tragstühlen. Ein elender Brettsitz ohne Lehne ruht auf zwei langen Bambusstäben. Die Enden dieser letzteren sind durch Stricke verbunden an welchen je ein kleiner Bambusstab, zwischen den größeren und zwar in der Längenachse, befestigt ist. Diese kleinern Stäbe ruhen auf den Schultern der Träger, deren zwei vor und zwei hinter dem Stuhle gehen. Die Unserigen sind mit Laternen versehen und laufen so rasch sie können. Der Weg ist ein Gebirgsstrom dessen schlammige, schäumende Wasser über Felsblöcke dahinrauschen. Dieser Fluß, eigentlich ein gewaltiger Gießbach, muß wegen der Beschaffenheit der Ufer unzählige Male durchwatet werden. Wo er zu tief ist, springen die Träger von Stein zu Stein. Man versetze sich im Gedanken in die Lage des Getragenen. Um an den schwierigen Stellen das Gleichgewicht zu bewahren, strecken die Kuli nach Art der Seiltänzer ihre Arme horizontal aus. Zuweilen strauchelt der eine oder der andere, oder er gleitet aus; aber nur einmal, als ich mich eben über der Hauptströmung befand, fiel einer der Burschen. Die drei anderen bewahrten glücklicher Weise festen Fuß und zogen den durchnäßten Kameraden aus dem Wasser; ich kam mit dem Schrecken davon. Es sind brave

Jungen. Ich habe sie früher nie gesehen, ich werde sie nie wieder sehen, aber mein Vertrauen in sie ist unbedingt. Weite Reisen machen uns eben zu Fatalisten; wer kein Fatalist, reise nicht um die Welt, verzichte auf die Ehre ein Globe trotter, wie die Yankee es nennen, ein Welttraber zu werden.

Die Luft ist lau und mit den herben berauschenden Düften geschwängert welche mich an die wilden Wohlgerüche der Pyrenäen und der Sierra Morena erinnern. Wir sind auf der großen Heerstraße nach der Mongolei. Auf diesem Wege drang Djingis Khan in China ein. Seine Schaaren konnten nicht anders aussehen als die Kameltreiber welchen wir begegnen.

Kurzer Halt beim Fort Tsu-yung-quan. Auf einem der Thore zeigt man uns eine unlesbare Inschrift. Das Volk drängt sich um uns, darunter mehrere Galeerensklaven. In China macht die Verurtheilung nicht ehrlos; Sträflinge können sogar auf die Sympathie ihrer Mitbürger zählen. Diese armen Teufel tragen einen schweren eisernen Ring um den Hals und einen ähnlichen am Fuße. Beide Ringe verbindet eine Eisenstange welche der Sträfling wie ein Spazierrohr in der Hand hält. Die Gefangenen scheinen übrigens an die traurige Toilette gewöhnt, schlendern mit freundlichen Gesichtern umher, schwätzen und lachen mit den Honoratioren.

Am ganzen Wege und, je mehr wir vordringen in um so höherem Maße, begegnen wir unabsehbaren Zügen riesiger zweihöckeriger Kamele. Sie kommen von Kiachta. Andere gehen dahin. Mein liebenswürdiger Cicerone in Tung-chow, Herr Starzoff, schickt gegenwärtig fünfzehntausend Kamele mit sechszigtausend Kisten Thee beladen durch die Mongolische Wüste nach der sibirischen Grenzstadt.

Der Paß verengt sich mehr und mehr; an einer Stelle die Vu-gui-tow heißt, kann er kaum vierzig Fuß breit sein. Hier

hängt ein kleiner Tempel an einer fast senkrechten Felswand; gegenüber ist ein kleiner rother Pavillon in ähnlicher Weise an dem Bergabfalle befestigt. Eine eigenthümliche wildschöne Gegend.

Der letzte Theil des Weges scheint mir der beschwerlichste. Aber unsere Kuli sind unermüdlich. In weniger als fünf Stunden haben sie dreizehn Meilen zurückgelegt; um zehn Uhr setzen sie uns am Fuße der chinesischen Mauer ab, an der ultima Thule meines Spazierganges.

Auf einer der Zinnen sitzend, mit einem Fuße in China, dem andern in der Mongolei, betrachte ich mir mit Muße das große fabelhafte Weltwunder, die chinesische Mauer.

Im Nord-Osten steigt sie steil hinan und folgt dann dem Grate des Gebirges. Alle Höhenpunkte sind mit Thürmen gekrönt. Die Mauer klettert die steilsten Felsen im Zikzak hinan, verschwindet hinter anderen, kommt weiterhin wieder zum Vorschein. Die Abstufung des Lichtes, der Schatten und der Farben gibt einen Begriff von der Ausdehnung des Riesenbaues, so weit er von meinem Standpunkte aus sichtbar ist.

Gegen Süd-Ost versenkt sich der Blick in das enge Thal durch welches wir gekommen sind. Von beiden Seiten stürzen die Felsen in die Tiefe. Ein Chaos von Zinken von, je nach der Entfernung, dunkelbraunen, grauen, violetten, lichtblauen Blöcken.

Im Süd-West beginnt der Berg in unserer unmittelbaren Nähe. Die Mauer schlängelt sich hinauf, biegt dann im rechten Winkel ein und erreicht so den (scheinbaren) Gipfel der die Umrisse eines zweihöckerigen Kameles zeigt.

Im Nord-West erweitert sich der Engpaß zu einer kleinen Ebene. Die jenseitigen Berge bilden die zweite, und wie man mir sagt, höchste Staffel des mongolischen Hochplateaus. Die Luft ist dicht; kaum daß wir die Umrisse ausnehmen. Mehrere Karavanen ziehen durch die Ebene und nähern sich dem

Engpasse. Ungeachtet der Entfernung hören wir das Geschrei der Kameltreiber. In diesem Bilde ist Alles groß, düster, wild. Die Abwesenheit der Sonne vermehrt den Eindruck der Verlassenheit. Es ist eben ein Stück Central-Asien!

Vor Einbruch der Nacht sind wir in Nan-kow zurück. Noch am selben Abende machen wir eine Etape in der Richtung von Peking.*)

(26. Oktober.) Die Nacht wurde in Yanfan, in einer, verhältnißmäßig, guten Herberge zugebracht. Um fünf Uhr brechen wir auf. Den ganzen Morgen über verhüllt dichter Nebel die Gegend. Seine Schleier heben sich aber plötzlich um die Mitte des Tages. Die Sonne erwärmt unsere starren Glieder und übergießt das Land mit sanften Lichtern. Wir gewahren langgedehnte Ringmauern, stattliche Gebäude, Pavillone und Kioske, bewaldete Hügel die sich in einem großen Teiche spiegeln und, hinter ihnen, den lichten Vorhang der Mongolischen Berge. Damit dem reizenden Bilde die Lokalfarbe nicht fehle steigen in der Ferne die schlanken Thürme zweier Pagoden in den Herbsthimmel empor.

Wir befinden uns an einem der Eingänge des kaiserlichen Sommerpalastes; bei Yuen-ming-yuen „dem prachtvollen und kreisrunden Garten". Da dieser Theil unzugänglich ist so ziehen wir nach Wanshow-shan weiter. Unterwegs biegt die Karavane

---

*) Bekanntlich gibt es zwei Mauern: die innere und die äußere, aber weder die chinesischen Gelehrten noch europäische Schriftsteller lösten bisher, in befriedigender Weise, die in Peking stets erörterte Streitfrage über das relative Alter dieser Mauern. Die Gesammtlänge derselben beträgt ungefähr fünfhundert Meilen. Die von mir besuchte Mauer ist auf der der Mongolei zugewandten Seite mit Zinnen versehen. Die Höhe wechselt von dreißig zu zweiunddreißig, den Abgründen entlang von zehn zu zwölf Fuß. Die Granitblöcke lieferte das Gebirge.

plötzlich und eilends in ein Sackgäßchen ein, die Straße einem Trupp von etwa dreihundert Reitern überlassend. Es sind kriegerisch aussehende Leute. Einige haben Feuergewehre, die Mehrzahl ist mit Köcher und Bogen bewaffnet. Sie gehören zu einer der mandjurischen „Fahnen" und zeichnen sich durch ihre entschieden retrograde Gesinnung aus. Der Anblick von Europäern greift ihre Nerven an. Europäer thun daher wohl ihnen aus dem Wege zu gehen.

Nach einer kurzen und erfolgreichen Verhandlung Lenzi's mit den Thorwächtern, dringen wir in den Hof ein und gelangen zwischen Trümmerhaufen von Statuen und umgestürzten Säulenschäften in den Park. Von einer künstlichen Anhöhe, wenn man künstlich nennen kann was aus zertrümmerten Kunstwerken besteht, betrachten wir die noch imposanten Ueberbleibsel des Palastes. Der Genius einer barbarischen Nation*) schuf dies Monument; die Armeen zweier civilisirten Nationen verwandelten es in einen Trümmerhaufen. Was noch erhalten ist trägt das Gepräge des französischen Rococogeschmackes. Man fühlt daß man sich „bei Hofe" befindet und denkt unwillkürlich an Versailles, Schönbrunn und Potsdam. Nicht als ob eine materielle Aehnlichkeit mit jenen fürstlichen Kunstschlössern bestände; aber die innere Verwandtschaft ist auffällig.

Das Frühstück wird im Garten aufgetragen, und unser chinesischer Vatel hat sich heute selbst übertroffen. Wenn es wahr ist daß in Europa, selbst auf Frankreichs klassischem Boden, die edle Kochkunst in Verfall geräth, und gute Chefs mit jedem Jahre seltener werden, so sollte man sie aus diesem Lande beziehen.

*) Der Erbauer ist Kaiser Kien-lung (1736—1796). Der Palast empfing 1860 so zahlreiche Besuche, es wurden von ihnen so viele Erinnerungen nach Europa mitgenommen, und er selbst ward so oft geschildert daß ich mich enthalte die Anzahl der Beschreiber zu vermehren.

Der Chinese ist von Hause aus ruhig und besonnen; er verliert selten den Kopf und besitzt im hohen Grade die wichtigste Eigenschaft des Kochs, einen feinen Gaumen. Während wir uns dem Genusse des durch kräftigen Appetit gewürzten Mahles hingeben, erscheint ein Wächter mit zornglühendem Antlitz und einer Fluth von Worten die ich nicht verstehe, die aber offenbar für die Fremdlinge wenig schmeichelhaft sind. Unser Tisch wurde unter einem Thore aufgeschlagen. Das verdrießt ihn weil dadurch die Geister in der Freiheit ihrer Bewegungen behindert werden. Denn Geister, so wie er selbst, lieben die „fremden Teufel" nur wenig. Während geraumer Zeit bemerkte unser kaltblütiger Lenzi den Mann nicht. Aber der Bursche schrie nur um so lauter. „Gehe", sagte ihm Lenzi mit gnädigem Lächeln, „gehe, suche das Weite, der Geruch Deiner Pfeife ist nicht angenehm. — Euer Fleisch verpestet die Luft. — Gerade deshalb, meine ich, solltest Du gehen. — Das ist wahr", sagte der Mann, und er ging. Dies ist, wie man mich versichert, die wahre Art die Chinesen zu behandeln. Man muß höflich mit ihnen sein, ruhig und vor Allem logisch.

Wir durchschreiten rasch die Stadt und sehen nur finstere Gesichter. Dies begreift sich. Einst waren die Einwohner in Folge der periodischen Anwesenheit des Hofes wohlhabende Leute. Seit der Zerstörung des Palastes durch die fremden Teufel sind sie Bettler geworden.

Unser kurzer Aufenthalt in der Hauptstadt geht zu Ende. Das Wetter war fortwährend prachtvoll. Heute Nacht erweckte mich das Geheul des Windes. Die Luft hat sich wieder beruhigt, aber sie ist bedeutend abgekühlt. Bei Sonnenaufgang sank der Thermometer auf Null.. Der Winter beginnt und wird

bis Ende März anhalten. Während dieser langen Zeit ist, geringen Schneefall gegen Ende November und im März abgerechnet, der Himmel fortwährend wolkenlos; die Sonne scheint, aber sie erwärmt nicht; bei Nordostwind sinkt der Thermometer bisweilen, aber höchstens für einige Tage, bis auf — 15 ° R. Dann hüllt sich Peking in dichte Staubwolken. Umsonst verklebt man Thüren und Fenster. Ueberall dringt der feine Sand ein. Während des ganzen Winters ist an Spaziergänge oder Ritte nicht zu denken. Der Frühling ist kurz und unangenehm; der Sommer, wegen der Hitze und des Kothes, beschwerlich. Von Juni bis September folgen sich Regengüsse mit kurzen Unterbrechungen; die Gassen der Stadt verwandeln sich dann in Gießbäche und werden beinahe unwegsam. Jetzt begreife ich erst, wie Prophet Jonas drei Jahre brauchte um die Stadt Niniveh zu durchreisen. Während dieser Jahreszeit flüchtet das diplomatische Korps nach den Hügeln unweit des Sommerpalastes oder nach Che-fu. Oktober ist der schöne Monat. Er bildet den Herbst und um diese Zeit ist, wie ich selbst erlebte, der Himmel von unbeschreiblicher Schönheit, die Luft lau und doch elastisch. Jedermann ist oder glaubt sich gesund. Das Klima soll übrigens besser sein als sein Ruf; es gibt hier keine perniciösen Fieber und wenig Epidemien, die Pocken ausgenommen welche, in China wie in Japan, alljährlich zahllose Opfer fordern.

Als Aufenthalt ist Peking, vom Oktober abgesehen, einfach eine Hölle. Keine Zerstreuung, keine Unterhaltung, kein geselliger Verkehr außer in dem engen Kreise des diplomatischen Korps. Die Lazaristen und die wenigen hier lebenden protestantischen Missionäre erscheinen selten oder nie in den Salons der Gesandtschaften. Andere europäische Residenten gibt es nicht. Fremden Kaufleuten ist bekanntlich die Uebung ihres

Berufes untersagt. Dennoch hörte ich wenig Klagen. Die jungen Diplomaten verspüren allerdings in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft Anfälle von Heimweh; aber bald gewöhnen sie sich an die klösterliche Abgeschiedenheit, an das patriarchalische Familienleben, an den intimen Verkehr unter sich und mit ihren Vorgesetzten. Frauen fehlen. Man besaß deren sieben; gegenwärtig ist die Zahl auf vier geschmolzen. Die Gattinnen und Töchter der Missionäre erscheinen nicht und zählen daher nicht als Elemente der Gesellschaft. Uebrigens herrscht die größte Eintracht in dieser vornehmen und in jeder Beziehung ehrbaren Kolonie.

Die Gesandtschaften Rußlands, Englands und Frankreichs nehmen weitläufige Grundstücke ein. Eine starke Mauer umfängt verschiedene Gebäude, das Haus des Gesandten, die Bungalows der Sekretaire, die Räumlichkeiten für die Dienerschaft, die Stallungen und Gärten. Die russische Gesandtschaft, zum Theil erneuert und vervollständigt unter der persönlichen Leitung des Generals Vlangali, zeichnet sich durch elegante Einfachheit aus. Die verschiedenen Häuser liegen in einem Garten. Die Kapelle ist der älteste Jesuitenbau in Peking; nebenan dehnt sich ein weiter Hof aus. Dort wohnte ich dem Aufbruche der Kosaken bei welche die „schweren" Postfelleisen durch die Wüste Gobi nach Kiachta zu bringen hatten. Die Reise währt in der Regel einen Monat. Die Kabinetskouriere legen den Weg, dreizehnhundert englische Meilen, in vierzehn Tagen zurück. Die Mitglieder der Gesandtschaft ziehen diese Straße in der guten Jahreszeit (April und Mai) dem weiten Seewege vor (durch das Gelbe,. das Indische und das Rothe Meer). Man reist in einem von zwei Kamelen gezogenen chinesischen Karren der auch als Nachtlager dient und versieht sich mit Lebensmitteln für dreißig Tage, die gewöhnliche Dauer der Reise. In Kiachta

findet man immer Wagen zu kaufen und dort, wie in ganz Sibirien, eine gut organisirte Fahrpost, erträgliche Wirthshäuser, mit einem Wort, die Civilisation. Auf diesem Wege erreicht man ohne Anstrengung St. Petersburg in zwei Monaten.

Einen interessanten Mann darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen.

Bekanntlich hat die chinesische Regierung die Leitung ihrer Zollämter in den offenen Häfen Ausländern anvertraut. Es war das einzige Mittel dem Betrug ein Ende zu machen der von den chinesischen Zollbeamten, im Einverständniß mit europäischen und amerikanischen Kaufleuten, in großartigstem Maße verübt wurde. Der Vorgesetzte dieser Zollbehörden ist ein Engländer, Herr Hart. Er führt den Titel eines General-Inspektors der kaiserlichen Zollämter. Seine Untergebenen, Engländer, Franzosen, Amerikaner, werden auf seinen Vorschlag ernannt. Herr Hart, ein noch junger Mann, gilt für sehr begabt. Man rühmt seine Einsicht, Mäßigkeit und Energie. Er gehörte früher dem brittischen Konsularstabe an und ist nun in chinesische Dienste getreten. Sein Vorgänger, der erste General-Inspektor, war ein Herr Lang; aber Hart hat die gegenwärtige Einrichtung der Zollämter geschaffen. Er selbst bezieht einen ungeheuren Gehalt und zahlt seinen Untergebenen einen Sold der weit höher ist als die gewöhnlichen diplomatischen und Konsulargehalte. Als Folge hievon hat er mehrere der vorzüglichsten Beamten, die letzteren Dienstzweigen angehörten, an sich gezogen. Das Bestehen dieser Anstalt ist eine der europäischen Ehrenhaftigkeit gezollte Huldigung; es ehrt aber auch die chinesische Regierung welche sich in diesem Falle (weil sie einsieht daß es ihr Vortheil ist) über die den Europäern feindlichen Vorurtheile zu erheben wußte. Herr Hart und seine Beamten finden Gelegenheit das Land kennen zu lernen, sich nützliche Verbindun-

gen zu schaffen und hiedurch, im gegebenen Falle, Europa und China vielleicht gute Dienste zu leisten.

Sind die in Peking lebenden Europäer, unter gewissen Umständen, Gefahren ausgesetzt? Hierauf erwiderte man mir verneinend. Doch wird zugegeben daß sie in zwei Fällen in eine äußerst bedenkliche Lage gerathen könnten: wenn nämlich eine Rebellion gegen die Dynastie in oder bei Peking ausbräche, oder wenn ein Krieg mit europäischen Mächten bevorstände oder von der Regierung für unvermeidlich gehalten würde. Dann wäre es wahrscheinlich daß der jetzt zurückgehaltene Haß gegen die Fremden losbreche; dann wäre möglich daß es den Behörden an den Mitteln, vielleicht auch am Willen fehlte die Fremden zu schützen. „Wenn man uns nicht niedermacht", sagte mir Jemand auf dessen Urtheil ich besonderen Werth lege, „wird man uns als Geißeln behalten. Ein zweites Abyssinien!"

Uebrigens wird gehofft daß sich die Dynastie noch einige Zeit halten werde. „Die moralische Grundlage dieser Gesellschaft", hörte ich sagen, ist eine fatalistische Unterwerfung unter den Willen des Souverains, so lange er thatsächlich, das heißt durch den Willen des Himmels, im Besitz des Thrones ist. Zu dieser Unterthanstreue, die mit der Rechtsfrage nichts gemein hat, tritt die angestammte Ehrfurcht vor den Eltern und Greisen. Beides erzeugt eine gewisse Stabilität oder vielmehr eine starre Unbeweglichkeit." Mit ähnlichen Beweisgründen sucht man sich und insbesondere die Damen zu beruhigen. Letztere sind seit dem vorjährigen Blutbade in Tien-tsin ängstlich geworden. Eines Abends bei Tische sagte mir meine liebenswürdige Nachbarin, die ich nicht verrathen werde, mit Einem Male:

„Glauben Sie, daß wir getödtet werden?" Dies Wort bezeichnet die Lage.

Die Männer denken an keine Gefahr. Für sie besteht sie nicht. Es sind starke Seelen. An ihrem Muthe zweifeln hieße sie verunglimpfen. In Japan wie in China ist Jedermann überzeugt, Diplomaten, Konsuln, Missionäre, Kaufleute, daß nichts Schlimmes zu besorgen sei. Man denkt an die Gefahr erst wenn man dem Tode gegenüber steht, wie unheilbare Kranke ihres Uebels nur gedenken während sie leiden.

Haben die Regierungen recht gethan ihre Gesandtschaften in Peking anzusiedeln?

Vor Allem tritt uns da die Audienzfrage entgegen.*) Wer dem Kaiser naht muß Kow-tow machen, das heißt mit dem Antlitz den Boden berühren. Hieran scheiterten die in früherer Zeit nach China gesandten Botschafter. Sie wollten sich die Demüthigung nicht gefallen lassen und gingen unverrichteter Dinge nach der Heimath zurück. Die jetzigen Gesandten haben den Kaiser bisher nicht gesehen. Vom europäischen Standpunkte aus ist dies ein auf die Länge unhaltbares Verhältniß. Der Chinese findet es in der Ordnung. Er selbst würde den härtesten Strafen verfallen wenn er es wagte, bei den seltenen Gelegenheiten wo der Kaiser auf dem Wege nach irgend einem Tempel in den Straßen erscheint, den Blick zu dem geheiligten Wesen zu erheben oder sich auch nur am Fenster seiner Wohnung zu zeigen. Wenn die Gesandten hierüber mit dem Prinzen von Kung sprechen, erwidert er: „Die Etiquette macht bei

*) Sie wurde nach erfolgter Großjährigkeit des Kaisers gelöst. Er empfing die Gesandtschaften (1873).

uns einen Theil der religiösen Riten aus. Wir besitzen nicht die Macht sie abzuändern. Der Kaiser allein vermag dies zu thun. Wartet seine Großjährigkeit ab."

Von den chinesischen Staatsmännern wird die Zulassung der Gesandten als eine furchtbare Demüthigung betrachtet, als ein nationales Unglück, weil sie dem Volke klar machen würde daß der „Sohn des Himmels" weder der einzige noch der mächtigste Herrscher der Welt ist. Aus diesem Grunde lassen die Gesandten Englands und Rußlands die Frage auf sich beruhen. Sie haben kein Interesse den Sturz der Dynastie zu beschleunigen. Am thätigsten zeigt sich die französische Diplomatie; sie wird, falls sie die Audienzen durchsetzt, das Verdienst des Erfolges haben und, mit dem Verdienste, auch die Verantwortlichkeit des möglichen Rückschlags.

Noch andere Gründe sprechen gegen die Residenz der Gesandten in Peking.

Die europäischen Handelsinteressen in China sind sehr ausgedehnt. Mit England allein beziffert sich der Jahresverkehr auf die fabelhafte Summe von zweiundvierzig Millionen Pfund Sterling! Der gesammte Handel findet statt, nicht in der den fremden Kaufleuten verschlossenen Hauptstadt, sondern in den „offenen Häfen" und besonders in Shanghai. Shanghai wäre also die natürliche Residenz der Legationen. In Peking sind sie, während sechs Monaten des Jahres, vom Eise blokirt, von der übrigen Welt abgeschieden, auf die russischen Kuriere die über Sibirien gehen, auf die unsichern Sendboten des chinesischen Zollamtes in Chin-Kieng am Yang-tse-kiang angewiesen. Letztere brauchen, wenn sie unter Weges nicht beraubt oder ermordet werden, fünfzehn Tage um Shanghai zu erreichen.

Dagegen aber wird vorgebracht daß die Residenz in Peking den Gesandten den beständigen Verkehr mit den Centralbehörden

ermögliche und sie den Einflüssen der europäischen Faktoreien entziehe. Beides seien bedeutende Vortheile.

Der Verkehr mit den chinesischen Ministern beschränkt sich auf seltene Besuche im Tsungli-yamen (denn weder Prinz Kung noch die anderen Minister haben je einen fremden Gesandten in ihrer Privatwohnung empfangen). Aber man sieht, man bespricht sich; man vermag hiedurch zuweilen Schwierigkeiten gleich bei ihrem Entstehen zu beseitigen. Sonst würden sie zu ernsten Verlegenheiten oder Gefahren heranwachsen. Insofern gewährt die Anwesenheit der Gesandten einen wesentlichen Nutzen.

Hiezu tritt daß die Legationen in Peking dem nicht immer heilsamen Einflusse der Luft entgehen welche in den Treaty-Ports weht. Die Residenten sind Kaufleute und, als solche, vor Allem auf ihren Gewinn bedacht; Niemand wird ihnen dies verargen. Aber es hat sich dort eine gefährliche Tendenz entwickelt: man verwechselt die Handelsinteressen des Einzelnen mit den politischen der Gesammtheit. Das geringste Hinderniß welchem ein Kaufmann bei irgend einer Spekulation begegnet deutet er als einen Vertragsbruch. Sofort wendet er sich an seinen Gesandten, macht ihn für Verlust oder entgangenen Gewinn verantwortlich. Handelsunternehmungen werden zum Range von Staatsgeschäften erhoben, und in den Augen dieser Herren haben die Gesandtschaften nur Eine Aufgabe: sie gegen die schlimmen Folgen ihrer oft mehr als gewagten Unternehmungen zu schützen. An Ort und Stelle und unter dem fortwährenden Drucke solcher Anforderungen lebend — und die welche sie stellen sind meist reiche, intelligente, thätige, in der Heimath angesehene und einflußreiche Männer, welche sich zu ihren Zwecken auch der Presse zu bedienen wissen — in dieser Atmosphäre lebend, würden, fragt man, die diplomatischen Ver-

treter und ihre Untergebenen die Unbefangenheit des Urtheils bewahren können, ohne welche es unmöglich ist die großen und bleibenden Interessen ihrer Nationen mit Nachdruck und Erfolg zu vertreten?

(28. Oktober.) Heute Morgens Besuch bei dem Prinzen von Kung, einem Bruder des Kaisers Hien-fung, und mithin Onkel des gegenwärtigen Kaisers Tung-chi. Kung ist Dekan des großen Rathes und derzeit der wichtigste Mann in China.

Man kennt seinen Antheil an den Ereignissen, zu welchen die Thronbesteigung seines Neffen Anlaß gab. Der Hof hatte sich bei Annäherung der anglo-französischen Armeen nach Je-ho geflüchtet. Dort starb Hien-fung.*) Seine zehnjährige Regierung war reich an Heimsuchungen, Unglück und Leiden aller Art, als da waren: die Rebellion der Taeping, der anglo-französische Krieg, die ungeheure Verarmung des Reiches, die Schwächung der Regierungsgewalt, das Sinken der Dynastie. Da sein Sohn erst sieben Jahre alt war, setzte der Kaiser in seinen letzten Augenblicken eine aus acht Mitgliedern bestehende Regentschaft ein. Unter den von ihm ernannten Gliedern derselben, sämmtlich entschiedenen Feinden der Fremden, waren die bedeutendsten Prinz von J, ein naher Verwandter des Kaisers; der Prinz von Ching und dessen jüngerer Bruder Shu-shu-en. Wenige Tage darauf verständigte der Prinz von Kung, in Abwesenheit des Hofes, die fremden Gesandten von dem nunmehr erfolgten Ableben Seiner Majestät. In seinem Rundschreiben liest man die Worte: „Die geheiligte Person ist, auf einem Drachen sitzend, gegen Himmel gefahren.“ Erst im Herbst**) kehrte der junge Kaiser nach

*) Am 22. August 1861.
**) Am 1. November 1861.

seiner Hauptstadt zurück. Dieser wichtige Schritt war lange verzögert worden. Endlich, auf den dringenden Rath des Prinzen Kung, gaben die beiden Kaiserinnen ihre Zustimmung. Zwei Tage vor der Ankunft des Souverains zog ihm der Prinz mit einigen Truppen entgegen. Als die Regentschaftsräthe Miene machten ihm den Zutritt zu verweigern drohte er mit Gewalt. Dies wirkte. Er sah den Kaiser und, was wichtiger war, die beiden Kaiserinnen: die Wittwe Hien-fung's und seine Konkubine. Letztere hatte, als Mutter des neuen Kaisers, von dem verstorbenen Monarchen den Titel einer Kaiserin zu erwirken gewußt.

Kaum in Peking angelangt, versammelte Prinz Kung den Regentschaftsrath und verlas ein Dekret des neuen Herrschers. Es enthielt die Auflösung des Rathes, die Absetzung seiner Mitglieder die zugleich ihrer Aemter, Ehren und Würden entkleidet wurden; endlich die Ernennung der verwittweten Kaiserin zur Regentin. Ein Staatsstreich der, wahrscheinlich auf einer früheren Reise des Prinzen nach Je-ho vorbereitet, die Mitglieder des Regentschaftsrathes völlig unvorbereitet traf und mit gerechtfertigtem Schrecken erfüllte. Nur die Prinzen, I und Ching, und Shu-shu-en versuchten Widerstand. Statt sich, wie die Anderen, in ihr Loos zu ergeben, drangen sie unter Geschrei in den Palast. Dies besiegelte ihren Untergang. Der Fall wurde den Censoren und den neun hohen Höfen vorgelegt mit der Aufforderung ihre Gutachten abzugeben. Die Denkschriften welche diese Behörden über die Frage einreichten sind zum Theile in englischen Blättern veröffentlicht worden. In dieser Krisis, wo sein Leben am Spiele stand, bewährte Prinz Kung die in ähnlichen Lagen nöthigen Eigenschaften: Geistesgegenwart, Kaltblütigkeit, Muth. Die Prinzen I und Ching wurden in Peking, Shu-shu-en in geringer Entfernung

von der Stadt verhaftet. Letzterer reiste in Gesellschaft seiner Frauen (was in seinem Proceß als ein Verstoß gegen die tiefe Hoftrauer einen Anklagegrund bildete); überdies führte er einige Truppen mit sich. Ein jüngerer Bruder des Prinzen Kung, der den gefährlichen Auftrag der Festnehmung auszuführen hatte, überraschte sein Opfer bei Nacht und brachte den Gefangenen sofort nach Peking.

Die drei Räthe wurden angeklagt die Urkunde durch welche der sterbende Monarch den Regentschaftsrath einsetzte geschmiedet zu haben. Ist diese Beschuldigung begründet? Man versichert mich, die Thatsache sei nie erwiesen worden, aber mehr als wahrscheinlich. Mit solcher Eilfertigkeit wurde der Proceß geführt daß bereits am sechsten Tage nach dem Einzuge des Kaisers das Urtheil erfolgte. Die Prinzen J und Ching sollten den „stufenweisen" Tod erleiden, das heißt von unten nach oben in Stücke gehackt werden, wurden aber zum Selbstmord begnadigt, in der That im Gefängnisse erdrosselt. Shu-shu-en, den die Kaiserin Mutter wegen einer ihr früher angethanen Schmach persönlich haßte, erduldete die Behandlung eines gemeinen Verbrechers. Er wurde am öffentlichen Richtplatze enthauptet. Dieser große Herr ging dem Tode mit Kaltblütigkeit entgegen, rächte sich noch auf dem letzten Gange durch einige scharfe Witze und starb muthig.

Das Pekinger Publikum gleicht dem Publikum anderer Städte. Es liebt den Erfolg. Prinz Kung verdankt diesen Vorgängen seine ihm bis heute gebliebene Popularität und den Ruf des einzigen Mannes der im Stande sei China zu regieren. Man wußte ihm auch Dank die Kaiserinnen zur Rückkehr des Hofes nach Peking bestimmt zu haben.

Dennoch war seine Aufgabe nicht immer eine leichte. Die

Kaiserin Wittwe, welche stets kinderlos war, ist eine sanfte, gutmüthige, etwas indolente Dame. Dagegen gilt die Mutter des Kaisers für ehrgeizig, unruhig und rachsüchtig. Sie begann damit einen Antheil an der Regierungsgewalt zu verlangen, was sie auch erreichte. Der Geschäftsgang ist folgender: Die Vorträge der Obersten Vorstände der verschiedenen Dikasterien und Räthe werden an den Ministerrath, das Tsungli-yamen, gerichtet und sodann, vom Prinzen Kung begutachtet, an die Kaiserinnen geleitet, welche seine Vorschläge mit dem kaiserlichen Siegel versehen oder ihnen dieses verweigern. Die Beziehungen des Prinzen zur Kaiserin Mutter, einer Gönnerin seiner Feinde, waren nicht immer befriedigend. Es gab Augenblicke wo seine Stellung erschüttert schien. Einmal hielt man ihn für verloren. Ein in der Pekinger Hofzeitung veröffentlichtes Dekret entsetzte ihn aller seiner Würden. Die Kunde verbreitete sich mit Blitzesschnelle und erregte allenthalben die äußerste Bestürzung. Hohe Beamte brachen vor ihren Untergebenen in Thränen aus. Das Reich hielt man für verloren. Da bekamen die Kaiserinnen Angst; das Dekret wurde im Namen des Kaisers zurückgenommen, und Prinz Kung in seine Aemter wieder eingesetzt.

Mit lebhafter Neugierde begab ich mich heute Morgens, von Herrn von Calice und Herrn Bismark begleitet, zu dieser merkwürdigen Persönlichkeit. Rasch wurden wir durch den östlichen Theil der Stadt getragen. Vor dem Tsungli-yamen, einem unansehnlichen Gebäude, fanden wir ein Häuflein Neugieriger versammelt. Wir waren kaum aus unseren Sänften gestiegen als uns drei Minister begrüßten: Wên-siang, Mitglied des Rathes, einer der zwei assistirenden General-Staats-Sekretäre; Tsung-Hsün, der berühmte Dichter, betraut mit der auswärtigen Korrespondenz und, als solcher, Verfasser aller

diplomatischen Staatsschriften, endlich ein drittes minder hervorragendes Glied des Ministerrathes. Diese Herren führten uns durch einen schmalen Korridor in einen kleinen Hof in dessen Mitte Prinz Kung stand. Er ergriff meine Hand und geleitete mich nach einem Pavillon der kaum geräumig genug war um die nicht zahlreiche Gesellschaft zu fassen. Ein runder Tisch trug eine große Menge von Schälchen welche stark gewürzte Fleischspeisen, getrocknetes Obst und Süßigkeiten der mannigfaltigsten Art enthielten. Wir nahmen Platz, wobei mir der Prinz den Ehrenplatz zu seiner Linken anwies. Er und die Minister füllten unsere Teller mit Leckerbissen. An Aufforderungen zu essen und insbesondere zu trinken ließen sie es nicht fehlen. Der Wein schien mir geschmacklos und hitzig; nicht ohne trübe Ahnungen entsprach ich ihren häufigen Toasten. Glücklicherweise gestatteten sie mir mich auf die Pantomime eines trinkenden Mannes zu beschränken. Dagegen pokulirte Tsung, der Schöngeist, fest und herzhaft. Nach jedem Trunk zeigte er mir sein leeres Glas. Dem Prinzen schien dies großen Spaß zu machen. Er lachte aus voller Kehle, sprach sehr laut und sagte Tsung sei ein Trunkenbold. Gegen Ende des Mahles hatte er die Güte mir seinen hohen Besuch für einen der nächsten Tage anzukündigen, und als ich mich entschuldigte diese Ehre nicht annehmen zu können, da meine Abreise auf den folgenden Morgen festgesetzt wäre, entgegnete er: „Dann müssen wir heute den Wein trinken den uns General Vlangali bei meinem Besuche vorgesetzt hätte."

Hr. Bismark, der mich als Dollmetsch zu begleiten die Güte hatte, entledigte sich seiner schwierigen Aufgabe mit einer solchen Maestria daß die, übrigens nichts sagende, Konversation keinen Augenblick in Stockung gerieth. Mich erinnerte sie lebhaft an die Personen des bekannten Romans: „Die beiden

Vasen"*): Pe-kong, der Präsident des Bureau der Ceremonien, der mit den kaiserlichen Monitoren U und Yang schäkert und trinkt. Der Prinz war (man sagt es sei nicht immer der Fall) bei fröhlicher Laune, nahm fortwährend an dem Gespräche Theil und fand an den Späßen seiner Kollegen großen Gefallen. Ich sagte ihm daß sein Ruf bis nach Europa gedrungen sei. „Wahrhaftig", antwortete er, „ich weiß nicht wie ich dies verdiene, und wem ich mein Amt verdanke. — Zunächst, antwortete ich, Ihrer hohen Geburt, und sodann Ihrem Muthe und Ihrer Weisheit. Durch Muth haben Sie Ihre heutige Stellung errungen, durch Ihre Weisheit werden Sie sich in ihr behaupten." Der Prinz lächelte, die Anspielung an die, oben erwähnten, kritischen Tage seines Lebens schien ihm zu schmeicheln. „Ich weiß nicht", sagte er, „was ich antworten soll. Ich darf Ihnen nicht widersprechen, und andererseits kann ich ebensowenig mein eigenes Lob singen. Trinken wir also!"

Einen Augenblick schien das Gespräch eine ernstere Wendung nehmen zu wollen. Wên-siang gab mir Veranlassung eine der brennenden Tagesfragen zu berühren und machte Miene darauf einzugehen, als ihm ein kalter strenger Blick des Prinzen den Mund schloß.

Nachdem wir über eine Stunde bei Tische gesessen hatten, glaubte ich aufbrechen zu sollen. Der Prinz versprach mir seine Photographie. Er habe seinen Vorrath erschöpft, aber werde sie schicken.**) „Sie haben", sagte ich, „an Wichtigeres zu denken, Sie werden vergessen." — „Nein", antwortete er,

*) Von Herrn von Remusat aus dem Chinesischen übersetzt, vor Jahren auch in Deutschland viel gelesen, aber nun schon lange in Vergessenheit gerathen.

**) Er hat Wort gehalten.

„und Du", mit befehlerischem Tone sich an einen der Minister wendend, „Du wirst nicht vergessen."

Wir wurden mit denselben Ceremonien zu unseren Sänften geleitet. Beim Abschied drückte mir der Prinz sein Bedauern aus daß ich bereits abreiste. „Es thut mir leid", sagte er, „um so mehr, als wir uns nicht wiedersehen werden." Diese Artigkeitsphrase wurde mit großer Einfachheit gesagt und mit einem Ausdrucke von Wahrheit welcher sie in mein Gedächtniß geprägt hat.

Yih-sin, Prinz von Kung, ist ungefähr vierzig Jahre alt, hat, für einen Mandju, regelmäßige Züge, einen ich möchte sagen schmachtenden Ausdruck, und, in Folge von Kurzsichtigkeit, die Gewohnheit zu blinzeln. Ein anmuthiges, etwas sarkastisches Lächeln leitet seine Scherze ein. Bevor er spricht sieht er dem Anzuredenden scharf in die Augen, schlägt aber die seinigen nieder sobald er das Wort ergriffen hat. Seine schmächtige Gestalt erreicht kaum die Mittelhöhe. Seine Züge sind schlaff; seine Gesichtsfarbe fahl. Uebrigens die Sorglosigkeit, das Sichgehenlassen, die Einfachheit der großen Herrn. Man sieht, der Mann ist enttäuscht über Manches, abgestumpft für Vieles. Er weiß zu sehr wie wenig die Gewalt glücklich macht, um ihren Besitz zu überschätzen, womit nicht gesagt sein soll daß er bereit sei ihr zu entsagen oder sie sich gutwillig nehmen zu lassen. Seine etwas weibischen Hände zeichnen sich durch ungeheuer lange Nägel aus. Eine landesübliche Sitte die ihre Bedeutung hat. Die Männer lassen die Nägel wachsen um darzuthun daß sie keine Handarbeit verrichten; den Frauen verstümmelt man die Füße um sie von den mongolischen Weibern zu unterscheiden, um zu beweisen daß die Chinesen keine Nomaden sind. Sonst könnten ja ihre Frauen den Gebrauch der Füße nicht entbehren! An der linken Hand trägt der Prinz

einen großen Ring von grünem Jade. Sein Anzug ist äußerst einfach: ein dunkelblauer Leibrock mit lichtblauen Aufschlägen und Kragen. Auf der Mütze den karmesinrothen Knopf mit gleichfarbigen Fransen. Der Prinz gilt nicht für einen geistig hochbegabten Mann, aber er besitzt, wie man mir sagt, die in seiner Stellung unschätzbare Eigenschaft die richtigen Männer zu finden und einen jeden an seinen Platz zu stellen.

Die drei Minister waren genau wie ihr Chef gekleidet. Nur trugen sie an den Mützen einen prachtvollen Pfauenschweif. Wên-siang gehört der herrschenden Rasse an; hat ein gewinnendes Aeußere, aber ausgesprochene mandjurische Züge. Tsung-Hsün ist Chinese und scheint, hierin verschieden von seinen Landsleuten, was er ist: ein gutmüthiger Lebemann. Unaufhörlich wiederholte er, seine Leidenschaften seien Wein und Poesie.

(29. Oktober). Endlich schlägt die unangenehme Stunde des Scheidens. Heute Morgen sprachen fast alle Glieder der kleinen Kolonie bei mir vor. Wir kennen uns seit gestern, und es scheint mir als lasse ich hier langjährige Freunde zurück. Im Hofe der russischen Gesandtschaft geht es lebhaft zu. Der Abschied verlängert sich; die mongolischen Ponies sind des Harrens müde; kaum daß die Mafu sie zu halten vermögen. Der liebenswürdige und geistreiche Herr vom Hause, seine Sekretäre und Attachés, der Minister der Vereinigten Staaten verlassen uns erst im letzten Augenblicke. Da werden Händedrücke gewechselt, Alles ruft „auf Wiedersehen", aber auf Wiedersehen in Europa und nicht in China! Endlich sitzen wir auf. Einige Herren, darunter der unvergeßliche Lenzi, begleiten uns vor die Stadt. Dort werden die Pferde in Galopp geworfen. Der Kosak, immer auf der Höhe seiner Mission, sorgt dafür

daß keiner der Diener, der Boys, zurückbleibe. Bald kommt die Pagode von Tung-Chow in Sicht, dann die Zinnen der Stadtmauern, endlich die Masten der Djonken. Bei Einbruch der Nacht entfalten die unserigen ihr großes Segel, und, von Wind und Strömung begünstigt, entfernen wir uns rasch von der Hauptstadt des „himmlischen" Reiches.

III.

Tien-tsin.

Vom 31. Oktober bis 7. November.

Die „Koncession." — Die chinesische Stadt. — Eine vergötterte Schlange. — Der Klub der Honoratioren von Shian=si. — Das Blutbad.

(31. Oktober.) Heute Morgen erweckt mich verworrenes Getöse. Unsere Boote gleiten rasch dahin zwischen einer doppelten Hecke von Djonken. Hinter ihnen ein Chaos von Häusern und Hütten. Wir sind wieder in Tien-tsin. Eine halbe Stunde später haben wir die „Niederlassung" erreicht. Dort harren unser ein freundlicher Empfang und eine unangenehme Nachricht. Der Westwind hat das Wasser von der Barre von Taku in das Meer hinaus getrieben. Keine Möglichkeit sie zu passiren. So wären wir denn gestrandet. Der Nordost=Monsoon kann uns allein flott machen, aber wer rechnet auf die Gefälligkeit der Winde! Wenn der Frost vor dem Monsoonwechsel eintritt, wenn der Pei-ho friert, so bleibt uns als Winterresidenz nur zwischen Peking und Tien=tsin die Wahl. Glücklicher Weise hat dieser unfreiwillige Aufenthalt seine Reize. Die Bewohner der „Koncession" bewähren ihre Gastlichkeit.

Ein jeder will uns haben. Herr Boyce und meine jungen Gefährten werden im englischen Konsulat untergebracht; ich nehme wieder mit Vergnügen, wie bei meiner ersten Durchreise, die Gastfreundschaft des Herrn Henry Beveridge an. Er ist Agent der Jardine und Co., der gute Typus des jungen Englands, des Gentleman welcher arbeitet. Seine liebenswürdige Gemahlin, aus Hongkong gebürtig aber französischer Abkunft, vereinigt alle Abende einen kleinen Kreis um ein munteres Kaminfeuer das sehr geschätzt wird, an ihrem Piano das sie meisterhaft handhabt. Die Gesellschaft besteht aus Franzosen. Die Kommandanten der beiden Kanonenboote, der französische Konsul und ein junger Beamter des chinesischen Zollamtes sind die Habitués. Zuweilen spricht Pater Delmasure vor. Man schwätzt, man lacht, man hält nicht Haus mit witzigen Einfällen, man hat deren zur Genüge; denn in diesem kleinen Salon sind wir in Frankreich. Draußen eine eisige Temperatur, ein Himmel von polirtem Stahl! Die Sterne funkeln; der Pei-ho wälzt langsam seine Wasser an der Faktorei vorüber; der Wind heult dazu. Ein Wind, der geraden Weges aus Sibirien bläst.

Die Vormittage reichen nicht aus für meine Geschäfte. Ich war dreimal in der chinesischen Stadt und habe mir einen interessanten Zeitvertreib ausgedacht. Seit dem „großen Blutbade" sind kaum sechszehn Monate verflossen. Noch stehen diese Schreckenstage hier in frischem Andenken. Die Residenten fragen sich ob sie wiederkehren werden. Um hierüber ein Urtheil zu fällen müßte man die Quelle des Uebels erforscht haben. Ist dies geschehen? Die Berichte des englischen Gesandten in Peking und der englischen Konsuln in Tien-tsin und den andern „Häfen" enthalten viel schätzbares Material; da aber sämmtliche Franzosen welche sich an Ort und Stelle befanden,

mit Ausnahme eines einzigen, unter den Streichen der Mörder fielen, konnten die englischen Angaben durch keine französischen ergänzt werden. Ich benutzte also die neun Tage unfreiwilligen Aufenthalts in Tien-tsin um mit Hilfe einiger hiesiger Residenten an Ort und Stelle Auskünfte zu sammeln und mit den vorhandenen zu vergleichen: mit dem Blue Book, mit den Erhebungen welche der Lazarist Abbé Favier unmittelbar nach der Katastrophe gepflogen hat und mit andern authentischen Notizen. Ich betrachte als einen Glücksfall daß ich drei Eingeborene befragen konnte welche an den blutigen Ereignissen des 21. Juni 1870 persönlich betheiligt waren: nämlich einen Mandarin, einen Diener des französischen Konsuls und einen im Hause der Lazaristen angestellten Christen. Mit Hilfe dieser Auskünfte und Studien, sowie einer aufmerksamen Prüfung der Oertlichkeit ist es, glaube ich, gelungen ein wahrheitsgetreues Bild von dem „Tien-tsiner Blutbade" zusammenzustellen. Doch kann ich mich der Entdeckung neuer Thatsachen nicht rühmen. Der Ursprung, die wahren Urheber der Schreckensthat, ihre eigentlichen und letzten Zwecke bleiben nach wie vor in Dunkel gehüllt.

Während ich mich in Tien-tsin mit dieser Arbeit beschäftigte, entstand in mir der Gedanke mein Reisetagebuch zu veröffentlichen.

Von der englischen und französischen Koncession ist nicht viel zu erzählen. In der ersteren findet man, wie in allen englischen Faktoreien China's und Japans, den „Bund" das heißt einen Quai auf dem, von Tien-tsin sprechend, ein paar gut gebaute Häuser stehen. Ein jedes derselben, was für den Zustand der öffentlichen Sicherheit bezeichnend ist, umgibt eine hohe feste Mauer.

Ein jedes besitzt seinen Nachtwächter. Mit einer Schnurre versehen, macht er im Hofe die Runde, benachrichtigt durch den Lärm seines Instruments die Diebe von seiner Anwesenheit und stört die ehrlichen Bewohner in ihrem Schlafe. In den besten Häusern wohnen: der englische, der französische, der russische, der norddeutsche Konsul, Herr Hannen, Direktor des chinesischen Zollamtes, Herr Beveridge, mein Gastfreund, und Herr Starzoff, mein freundlicher Cicerone in Tung-chow. Im Ganzen ist die Zahl der Europäer gering. Aber sie besitzen einen Klub in dem sogar ein Ball gegeben wurde. Wegen der Ueberschwemmung kamen die Gäste in Kähnen angefahren. Damen hatte man nur fünf und darunter nur drei Tänzerinnen vereinigen können. Dennoch unterhielt man sich köstlich.

Die französische Koncession besitzt dermalen nicht ein einziges Haus. Die wenigen Residenten dieser Nation wohnten in der chinesischen Stadt. Dort befand sich auch die Mission; seit dem Blutbade ist die letztere aufgegeben worden; dagegen wird für die sehr geschmolzene katholische Gemeinde auf der französischen Koncession eine Kirche gebaut.

Von den Koncessionen nach der chinesischen Stadt zählt man etwas mehr als zwei Meilen. Während meines ersten Besuches stand die Umgegend unter Wasser. Ich glaubte mich in die venetianischen Lagunen versetzt; nur die Alpen fehlten. Ein Sampan brachte uns nach der chinesischen Stadt. Wir ruderten über Wiesen hinweg und strandeten von Zeit zu Zeit auf Gräbern die wie große Maulwurfshaufen aussehen. Zu unserer Linken Elgin Joss-house lassend, den Tempel in welchem der Traktat von 1858 unterzeichnet wurde, landen wir bei einer Gruppe von Lehmhütten. Chinesische Städte umfängt immer

ein Gürtel von Unrath; auch uns überfallen entsetzliche Gerüche. Mit zugehaltener Nase laufen wir von dannen.

Die eigentliche oder innere Stadt von Chinesisch Tien-tsin ist ein Viereck mit gezinnten Mauern und vier Eckthürmen. Aber Handel und Gewerbe haben ihren Sitz in den Vorstädten genommen. Stadt und Vorstädte liegen am südlichen Ufer des Pei-ho und des großen Kanales der sich hier mit diesem Flusse vereinigt.*)

Eine andere Vorstadt dehnt sich am nördlichen Ufer aus. Dort, hart am Pei-ho, an einer Stelle wo er eine Biegung macht, erhebt sich die Kathedrale, gemeinhin die französische Kirche genannt. Dies schöne Gebäude war kaum vollendet, als es während des Blutbades zerstört wurde. Die Mauern, der Thurm und die Seitenthürmchen blieben stehen. Der Brand der hölzernen Treppe verhinderte die Mordbrenner das Dach zu ersteigen und das Werk der Zerstörung zu vollenden. Neben der Kathedrale standen das Missionshaus der Lazaristen und das französische Konsulat. Beide sind eine Beute der Flammen geworden und gänzlich verschwunden. Der Platz den sie einnahmen wurde in einen Kirchhof verwandelt. Weiter oben, gleichfalls am Flusse, ungefähr fünf Minuten Weges von der Kathedrale, befindet sich der Yamen des Kommissärs der „drei Nord-Häfen". Hinter den eben genannten Gebäuden beginnt ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen welche von dem übelst berüchtigten Theile der Bevölkerung bewohnt werden.

Eine einzige Schiffbrücke verbindet die beiden Ufer; sie wird zu gewissen Stunden geöffnet um den Djonken Durchlaß zu geben; der Strom hat hier eine starke Strömung und die

*) In Tien-tsin sagte man mir, dieses Wasser sei nicht der große Kanal, sondern ein Fluß Namens Yü-ho. Ich überlasse den Geographen die Richtigstellung dieser Angabe.

Ueberfahrt in Kähnen ist schwierig, zuweilen gefährlich; daher nichts leichter als die Kommunikation zwischen beiden Ufern zu unterbrechen. Der Leser wird gebeten sich diesen Umstand gegenwärtig zu halten.

Mit Ausnahme der Pekinger Tartarenstadt der das mongolische Element seinen Stempel aufdrückt, haben alle chinesischen Städte dieselbe Physionomie: ein Stadtgraben, besser gesagt eine Kloake, eine gezinnte Ringmauer, die Stadtthore erhöht und mit zwei oder drei über einander gestellten Dächern versehen; die Gassen, Gäßchen und Sackgassen enge, schmutzig, staubbedeckt und mit Mist und Unrath aller Art gefüllt; die Häuser ohne architektonische Verzierung; viele gut und schlecht versehene Butiken; die Thee-, Tabak- und Arzneiläden an den reich vergoldeten Auslagen und Schildern erkenntlich; die Wohnungen der reichen Leute hinter hohen Mauern versteckt; zwei oder drei Yamen, mehr oder weniger verfallen aber doch imposant: am Eingange ein oder zwei Fahnenstangen, im Hofe, neben den zwei Drachen aus Stein oder Terrakotta, eine Menge von Leuten die, in Lumpen gehüllt, als Bittsteller Reihe machen oder wenn sie das Gewissen drückt einer gehörigen Anzahl Bambusstreiche, wenn nicht Ueblerem, entgegensehen. Hie und da ein Tempel. Wir werden uns bei ihm nicht aufhalten. Es lohnte kaum die Mühe noch die Ellbogenstöße der Vorübergehenden. Wer könnte auch stehen bleiben in dem Gedränge! Und was für Gestalten! Eingefallene Wangen, hohle Augen, fahle Gesichter. Eine Fluth menschlicher Wogen in einem Felsenbette, überragt von der Sänfte eines Mandarins oder reichen Kaufmanns, von Waarenballen die auf Bambusstäben schwanken, von dem Zeltdache schwerfälliger knarrender Wagen, von Weibern und Kindern die auf Schubkarren im Moraste einherschiffen. Das zarte Geschlecht ist nicht schön und in den Gassen wenig zahlreich vertreten. Damen von

Rang zeigen sich selten und Weiber aus dem Volke nur wenn die Pflichten des Haushalts sie dazu nöthigen.

Wir nähern uns einem Thore der inneren Stadt: ein gewaltiges Gewölbe aus massivem Stein, darüber ein zweistöckiger pagodenartiger Thurm. Der Durchgang ist schwierig. Schubkarren, Wagen und Sänftenträger waten im Kothe. Die Fußgänger schwanken auf einem drei bis vier Fuß hohen Brettersteg der so eng ist daß zwei Personen sich nur mit Mühe ausweichen. Ist es ein Spiel meiner Einbildungskraft, ist es Wirklichkeit? Diese chinesischen Straßenbilder wirken auf mich wie ein Alp. Callot allein vermöchte die grotesken Teufeleien wiederzugeben. Je mehr wir uns dem Thorwege nähern, je dichter wird die Menge. Gerne wäre ich umgekehrt; aber es ist zu spät. Der dunkle schwarze Trichter verschlingt mich bereits. Mein Begleiter, das Urbild des angloſächſiſchen Titanen, bricht sich vor mir Bahn. Ich suche ihm zu folgen, aber die Menge trennt uns. Wehe dem Fremdling der hier strauchelt! Keine hilfreiche Hand wird ihm gereicht werden. Es wird einen fremden Teufel weniger geben im chinesischen Reiche. Er ist zufällig gefallen, und zufällig wurde er zertreten. Der Zufall zahlt keine Entschädigung; er wird nicht nach den Ufern des Amur verbannt; man schlägt ihm nicht den Kopf ab. Mittlerweile werde ich, absichtlich oder zufällig, von den Passanten (o die rohen Gesellen!) an den Rand des Steges gedrängt. Schon sehe ich mich im Kothe liegen, unter den massiven Rädern der Karren, unter den Hufen der mongolischen Ponies, unter den breiten Füßen der Lastträger und der Kamele. In diesem kritischen Augenblicke ergreife ich den Zopf eines hochbeinigen Herrn der vor mir geht. Gibt es eine eigenthümlichere, eine beklagenswerthere Lage? Ein anständiger Europäer am Zopfe eines Chinesen hängend; der Chinese wuthentbrannt aber durch

das Gedränge verhindert von seinen Fäusten Gebrauch zu machen; sein Gesicht unter furchtbaren Grimassen nach dem weißen Manne gekehrt den er wider Willen im Schlepptau führt; ich immer am Zopfe festhaltend und, da uns der sprachliche Ideenaustausch versagt ist, durch Mienenspiel und graziöses Lächeln bemüht den gerechten Zorn meines unfreiwilligen Retters zu beschwichtigen!

Seit einigen Wochen herrscht in Tien-tsin große Aufregung. Ein Gott ist erschienen in Gestalt eines Drachen, welcher Drache die Gestalt einer Schlange annahm und von einem Bauern der Provinz Honan gefunden und hieher gebracht worden ist. Er wird in einer elenden Pagode der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt. Der ihm als Absteigequartier dienende Tempel liegt am nördlichen Ufer in dem oben erwähnten, mit Recht verrufenen Stadtviertel. Durch mehrere krumme Gäßchen schreitend gelangen wir an seine Schwelle. Um nicht dem kleinen Thiere diese Artigkeit bezeigen zu müssen nehmen wir bereits am Eingange der Pagode die Hüte ab. Unser Freund, ein Mandarin, führt uns in das Heiligthum. Mit Früchten und Gebäck gefüllte Körbe und andere Gaben der Gläubigen sind ringsum angehäuft. Am Altar ruht, zusammengerollt und bewegungslos, auf einem mit gelbem Papier bedeckten Teller, eine etwa fünfzehn Zoll lange Schlange. So weit das künstliche Dämmerlicht es gestattete, konnten wir das Thierchen mit Muße betrachten. Mittlerweile folgten sich die Andächtigen, knieten am Fuße des Altars nieder, legten ihre Geschenke auf den Boden und entfernten sich ohne die drei Fremden eines Blickes zu würdigen.

Dem Heiligthume gegenüber war eine Schaubühne errichtet

auf welcher den ganzen Tag über gespielt wird. In der Mitte der Halle befinden sich die reservirten Plätze, ein runder Tisch und Lehnstühle für die Mandarine und andere von Nah und Fern gekommene Notabeln. Nachdem sie ihren Kow-tow gemacht, nehmen sie Platz. Von dem Gotte ist weiter keine Rede mehr.

Die Ehrenwache bei dem Drachen hält ein militärischer Mandarin, derselbe welcher, wie man weiter unten sehen wird, bei den Tien-tsiner-Mordthaten eine mehr als verdächtige Rolle gespielt hat. Bei dem Processe schlüpfte er mit einfachem Amtsverluste durch, später wurde er sogar zum Kommandanten der Festung von Taku ernannt, schien sich jedoch dort zu langweilen, was ich ihm nicht verübeln kann, kam oft ohne Urlaub nach Tien-tsin und wurde deshalb abermals abgesetzt. Jetzt ist er der kleinen Schlange als Kammerherr in außerordentlichem Dienste zugetheilt. Ich hatte die Ehre die Bekanntschaft dieses Ehrenmannes zu machen der die Manieren eines Gentleman mit der Physionomie eines Galgenstrickes vereint.

Wer die chinesische Stadt mit Genuß und Nutzen sehen will, stelle sich unter die Führung eines Eingeborenen von Stande. Auch heute begleitet uns der junge Mandarin. Er ist ein Typus seiner Gattung: Gesichtsfarbe bläßlich, Backenknochen vorspringend, Wangen voll, Hände fleischig, Nägel klauenartig, Zopf üppig, die Gestalt bereits beleibt und für das reifere Alter den obligaten Fettwanst verheißend. Der Anzug: zwei matratzenartig gesteppte Leibröcke von blauem Tafft, einer über dem anderen getragen, denn es ist bereits bitter kalt; am Hute der Knopf von der dem Range entsprechenden Farbe; Alles, Mann und Kleidung, reinlich, sorg-

fältig gehalten und, in gewissem Sinn, elegant. Dabei die Manieren des Bureaukraten der, je nach dem Range der Personen mit denen er spricht, unterwürfig oder befehlshaberisch ist, förmlich oder kurz angebunden und mit Niemandem vertraulich.

Wir vermeiden das Gedränge der Hauptarterien und schlendern von Bude zu Bude. Ich sehe sehr schöne Pelze. Tien-tsin ist ein Hauptmarkt für diesen Artikel. Wir treten in ein Opiumhaus. Traurige und widerliche Scenen. Bad, bad, sagt unser Mandarin. Aus Bad und Good besteht sein englisches Wörterbuch. Glücklicherweise spricht mein anderer Begleiter, der französische Konsul, Hr Dillon, mit seltener Geläufigkeit chinesisch.

Dem Klub der Notabeln von Shansi gilt nnser nächster Besuch. Die Provinz Shansi zählt viele reiche Leute und viele von ihnen kommen nach Tien-tsin. Mehrere haben sich hier niedergelassen. Alle Morgen versammeln sie sich in ihrem großartigen Klub. Weder die Pariser Cercles noch die ersten Klubs in London oder Wien können mit ihnen den Vergleich aushalten.

Diese große Anstalt besteht aus mehreren Häusern und getrennten Kiosken, wo man sich zum Gespräche vereinigt oder Bekannte und Geschäftsfreunde empfängt . Es sind längliche, schmale, hohe Räume mit längs den Wänden symmetrisch aufgestellten Tischen und Stühlen. Die Wände bedeckt ein schön geschnitztes Holzgitter. Im Theater, dessen sehr schöne Hängelampen von Porzellan mir auffielen, wird jeden Vormittag gespielt. Der Präsident des Klubs hat die Güte uns das Repertoire vorweisen zu lassen. Es sind zwei bis drei Fuß lange Stäbe von Elfenbein deren jeder den Titel eines Stückes enthält. Wir wählen ein historisches Drama. Während die Schauspieler sich

beeilen das Vaudeville welches sie eben aufführen zu Ende zu spielen und sich aus Hanswursten in Helden und Götter zu verwandeln, werden wir von unserm Amphytrion mit Kuchen, Süßigkeiten und Früchten bewirthet, wobei der Thee natürlich in Strömen fließt. Nur mit Mühe entgehen wir einer Einladung zum Diner. Mittlerweile füllt sich der Saal. Mehrere Herren treten ein, alle den höheren Ständen angehörig: meist Literaten und reiche Kaufleute deren einige gegen Bezahlung den Rang eines Mandarin erworben haben. Sie verneigen sich gegen einander sehr tief, schütteln die Köpfe, verrichten zum Schlusse, mit vorgeneigtem Oberkörper, den Chin-chin, das heißt sie zeigen sich die Fäuste indem sie sie an einander drücken und ihnen eine rotirende Bewegung verleihen; das Tempo hiebei regelt sich nach dem Grade der Verehrung die man sich schuldig ist. Sodann treten sie zu den Tischen deren jeder von vier Stühlen umgeben ist. Hier beginnt eine neue Reihe von Artigkeitsbezeigungen. Niemand will sich zuerst niederlassen oder den Platz zur Linken, den Ehrenplatz, einnehmen. Nachdem diese Schwierigkeiten glücklich überwunden, und die Schauspieler sich gehörig geschminkt und kostümirt haben, beginnt das Stück. Dieselben Gesichtsverzerrungen wie in anderen chinesischen Theatern, derselbe Lärm eines höllischen Orchesters, dieselben Kämpfe und feierlichen Aufzüge, und dieselbe Geschicklichkeit der jungen Leute die Stimme, den Gang und die Gebehrden von Frauen nachzuahmen.*)

Mittlerweile geräth das Gespräch mit dem Präsidenten nicht in Stockung. Unter vielen andern Artigkeitsphrasen sagte er uns: „Europa übertrifft China. Ihr habt den Telegraphen und Eisenbahnen, und Nachts sind die Gassen Eurer Städte

*) Bekanntlich dürfen in China Frauen auf den Bühnen nicht erscheinen.

hell wie bei Tage. Wir sind sehr zurück". Was mir bei den Literaten besonders auffällt, ist ihre vollendete Artigkeit, ihr ungezwungenes freies Benehmen — in der That, man vergißt daß sie halbe Barbaren sind — zugleich aber die Leerheit ihrer Gespräche und die Armuth an Gedanken.

Zum Schlusse zeigte uns der Präsident den reich vergoldeten Tempel des Klubs, dessen Götzen mir ganz besonders scheußlich schienen, und begleitete uns hierauf, ein Beweis von nicht gewöhnlichem Muthe, bis in die Gasse wo er, in Gegenwart einer neugierig aber nicht feindselig aussehenden Volksmenge, den Chin-chin verrichtete und alle anderen Abschiedspflichten erfüllte welche ein chinesischer Gentleman sich und Seinesgleichen schuldig ist.

Ich sagte ein Beweis von Muth, denn die Erbitterung gegen die Fremden besteht noch heute. Zwar sind in neuester Zeit keine Gewaltthaten vorgekommen; aber das Mißtrauen, und zwar ein wechselseitiges, wuchert fort. Europäer sowohl als Chinesen lauschen den unheimlichen, periodisch immer wieder auftauchenden Gerüchten von Krieg und von neuen Metzeleien. Noch vor zwei Monaten sagten die Eingeborenen, sie würden nächstens alle Fremden „waschen", das heißt umbringen. Die europäischen Kaufleute, fünf an der Zahl, haben zwar ihre Magazine in der chinesischen Stadt wieder geöffnet; aber sie wagen nicht mehr dort die Nacht zuzubringen; jeden Abend ziehen sie sich nach den Koncessionen zurück.

Einen Monat vor den traurigen Ereignissen, deren Geschichte *) ich hier zu schreiben gedenke, herrschte in der großen

*) Ich schreibe die Geschichte des Blutbades von Tien-tsin nach den mündlichen Mittheilungen der Herren Gesandten in Peking, der hier und in

Stadt Tient-sin tiefe Ruhe. Es gab zwar Menschen welche ihre Abneigung gegen die Fremden nicht verhehlten; zuweilen hörte man Schimpfreden und Drohungen, und man mußte in den amtlichen Regionen in Peking wie auf den Konsulaten wissen daß die Zustände im Allgemeinen nicht befriedigend waren. Zehn Jahre waren verstrichen seit der Erschließung des großen Reiches, und keine wahrhafte Annäherung hatte zwischen Einheimischen und Fremden stattgefunden. Jedoch, kleine und dem Anscheine nach unbedeutende Zwischenfälle abgerechnet, verriethen die fünf- oder sieben- oder neunhunderttausend Bewohner der Stadt Tien-tsin — so weit laufen die Angaben hierüber auseinander — keine feindselige Stimmung gegen die wenigen Europäer, Missionäre oder Kaufleute welche gewagt hatten die Koncessionen zu verlassen und sich in dieser großen und volkreichen Stadt anzusiedeln.

Unter den dort wohnenden Fremden muß vor Allem der französische Konsul genannt werden. Er war der einzige unter seinen Kollegen welcher die Verbannung in der chinesischen Stadt, wo sich die unter seinem Schutze stehenden katholischen Institute befanden, dem bequemeren und sichreren Aufenthalte in der Faktorei vorzog. Obgleich von reizbarem Temperamente, genoß Herr Fontanier doch der allgemeinen Achtung. In der

---

Shanghai residirenden Konsuln; des Lazaristen Pater Favier, des englischen Arztes Doktor Frazer, des russischen Kaufmanns Herrn Starzoff, sodann der bereits erwähnten drei Chinesen welche ich mit Hilfe eines tüchtigen Sinologen befragen konnte, und die Augenzeugen der Mordscenen waren. Ich habe Herrn Coutries, den einzigen überlebenden Franzosen, nicht gesehen, doch wurden mir seine Aussagen mitgetheilt. Im Klub fand ich ein Exemplar des englischen Blue Book. Ueberdies konnte ich in einige Briefe der ermordeten Patres Chevrier und Ou Einsicht nehmen. Meine Citationen des Blue Book beziehen sich ausschließlich auf die: Papers relating to the massacre of Europeans at Tien-tsin, presented to both houses of Parliament, China No. 1. (1870).

letzten Zeit allerdings hatte sich in ihm die Geneigtheit zu Zornesausbrüchen gesteigert, und seine Freunde begannen sich allmälig von ihm zurückzuziehen. Außer Herrn Fontanier wohnte nur Ein Europäer im Konsulat, sein Kanzler Namens Simon.

Der unmittelbare Nachbar des Konsuls war der Lazarist Pater Chevrier, Vorstand der katholischen Mission von Tien-tsin. Eine niedere Mauer schied die Höfe des Konsulats und des Missionsgebäudes, aber die Beziehungen zwischen dem Konsul und dem Missionär waren erkaltet. Herr Chevrier, ein Mann von sanftem und heiterem Naturell, hatte sich Herrn Fontaniers Mißfallen zugezogen weil er ihm, aus Anlaß der gefahrvollen Lage, dringende wenngleich ehrerbietige Vorstellungen machte. Ein chinesischer Pater Namens Ou, ein guter Priester, eifrig in seinem Berufe, unterrichtet, gegen Jedermann zuvorkommend *); sodann der katholische Literat Wang-san und einige einheimische Diener bildeten mit den Kindern des Waisenhauses die Einwohnerschaft der Missionsanstalt welche übrigens von den Mitgliedern der einheimischen christlichen Gemeinde, der „Christenheit" wie man in China sagt, gerne und häufig besucht wurde.

Jenseits des Wassers, im belebtesten Theile einer der großen Vorstädte, nicht weit vom Flusse, standen eine kleine Kirche, das Haus, Spital und Orphelinat der Schwestern des heiligen Vincenz de Paula. Zehn an der Zahl, darunter sechs Französinnen, zwei Belgierinnen, eine Toskanerin und eine Irländerin, beschäftigten sie sich mit Unterricht und Krankenpflege. Doktor Frazer, ein englischer Arzt, obgleich er in der Faktorei wohnte, obgleich er Protestant war, behandelte ihre Kranken

*) Nach dem Zeugnisse seines Bischofs, Monseigneur de Laplace, und Aller die ihn kannten.

aus Menschenliebe. Ueber die Achtung und Beliebtheit deren sich die Schwestern bei der Bevölkerung erfreuten herrscht nur Eine Stimme. Die Schwester Marie, insbesondere, wurde häufig in chinesische Häuser geladen. Erst in den letzten Tagen vor der Katastrophe sah sie sich genöthigt ihre Besuche in den Hütten der Armen einzustellen.

Die übrigen Residenten waren französische, englische und russische Kaufleute, zwei Schweizer und eine Französin, im Ganzen zwölf oder dreizehn Personen.

In der chinesischen Welt nahm Chung-hou die erste Stelle ein. Er war einer der Oberwächter des Erbprinzen, ausgezeichnet mit den Insignien des ersten Grades und einer Pfauenfeder mit zwei Augen, General-Lieutenant der Division Han-chün von der rothen Fahne, und einer der Vice-Präsidenten im Kriegsministerium.*) Als Mandju und eine bei Hofe wohl gesehene Persönlichkeit, hatte er sich seit zehn Jahren auf dem Posten des Kommissärs der „Drei Nordhäfen"**) zu erhalten gewußt. Wie der Vice-König von Nanking in Mittelchina, wie der Vice-König von Kanton im Süden, war er mit der Leitung aller die Fremden betreffenden Angelegenheiten betraut. Letztere rühmten sein Wohlwollen, seine Zuvorkommenheit, seine artigen und feinen Manieren. Die Agenten der Mächte welche mit ihm in Geschäftsberührung traten hatten von ihm die beste Meinung gefaßt. Den Provinzial- und städtischen Behörden gegenüber war seine amtliche Wirksamkeit nicht klar begrenzt, daher es zuweilen an Reibungen nicht fehlte. Chung-hou hatte, in rein chinesischen Angelegenheiten, keine Gerichtsbarkeit. Sein Einfluß auf den Generalgouverneur der Provinz, auf den Taotai und die städtischen Magistrate von Tien-tsin konnte

*) Blue Book S. 83.

**) Diese drei Häfen sind Che-fu, Tien-tsin und New-Chwang.

sich nur auf vertraulichem Wege geltend machen: durch das natürliche Ansehen welches ihm seine mandjurische Abkunft verlieh, durch seinen hohen Rang und die Gunst in der er am kaiserlichen Hofe stand. Ueberdies führte er den Oberbefehl über die um Tien-tsin versammelten Truppen, ungefähr viertausend Mann.

Der Generalgouverneur von Chi-li residirt abwechselnd hier und in der Provinzial-Hauptstadt Pao-fing-fu welche hundert Meilen von Peking und ungefähr ebenso so weit von hier entfernt ist. Tseng-kwo-fan, der neu ernannte Gouverneur, hatte sich durch die Eingriffe Chung-hou's in seinem Wirkungskreis verletzt gefühlt und in dieser Stimmung fast alle höheren Posten seiner Provinz mit neuen Männern besetzt. Zur Zeit der Metzeleien befand er sich in der Provinzialhauptstadt.

Nach ihm waren die höchstgestellten Beamten in Tien-tsin: Chou, der Taotai oder oberster Verwaltungschef der Departements von Tien-tsin und Ho-kien-fu;

Chang, der Chih-fu oder Bezirksvorstand von Tien-tsin;

Lin, der Chih-hüen oder Stadtmagistrat. Der Chih-hüen ist gewissermaßen der Bürgermeister und, obgleich aus der Klasse der niederen Mandarine entnommen, immer eine wichtige und einflußreiche Person. Er übt in allen Civil- und Kriminalfällen die Gerichtsbarkeit aus; nur Todesurtheile bedürfen der Bestätigung des Generalgouverneurs.

Endlich der Chen-ta-shuai, der militärische Distriktskommandant.

Mehrere Tage vor dem Blutbade kam General Chên-kwo-shuai nach Tien-tsin Aus der Provinz Hupeh gebürtig, in die Taeping-Rebellion verwickelt, später, als Belohnung für den Verrath den er an einigen Aufrührern, seinen Kameraden, geübt, zum Range eines Titu erhoben, das heißt Befehlshaber

eines Korps unregelmäßiger Truppen, war Chên-kwo-shuai die Schmach und der Schrecken der kaiserlichen Regierung, und zugleich der Liebling des Pekinger Pöbels. In den Provinzen galt er für einen Eisenfresser, Störenfried, Bedränger und Aussauger des Volkes. Seine den Europäern feindseligen Gesinnungen waren allgemein bekannt. In Nanking und in Chinkiang hatte er davon neuerliche Proben abgelegt. Nun erschien er in Tien-tsin, ohne amtlichen Auftrag, aus freiem Antriebe, an der Spitze einer Schaar von etwa sechshundert Missethätern. Bald sollte man erfahren warum er gekommen war.

Außerhalb den officiellen Kreisen zählt die Stadt noch eine beträchtliche Anzahl von Literaten. Man weiß was diese Literaten sind, und welche Gesinnungen sie gegen die Fremden beseelen. Hier dürfen die achtundvierzig alten und mehrere neue Feuerlösch-Korporationen nicht vergessen werden. Die Anführer der ersteren sind durchwegs Literaten. Zu diesen Leuten welche, militärisch abgerichtet und in Kompagnien getheilt, gewissermaßen die geordnete Heeresmacht der Unordnung sind, treten die Imin oder ehemaligen Freiwilligen aus der Zeit der Taeping-Rebellion welche Waffen tragen dürfen und gleichfalls von Licentiaten oder Doktoren befehligt werden. Dennoch war noch kein Anzeichen von Aufregung oder von Vorbereitungen zu irgend einem Anschlage gegen die Ausländer bemerkbar. Das Volk ging, wie gewöhnlich, seinen Beschäftigungen nach. Tien-tsin befand sich in seinem normalen Zustande.

Aber um die Mitte Mai*) begann sich die Lage zu ändern. Beunruhigende Gerüchte wurden in Umlauf gesetzt: Kinder waren verschwunden. Sie seien von Leuten gestohlen worden

*) 1870.

die im Solde der Missionäre ständen. Die Klosterfrauen hätten sie getödtet, ihnen die Augen ausgerissen, damit Arzneien und Zaubermittel bereitet. Dergleichen Albernheiten hörte man nicht zum ersten Male. Es war also zu hoffen daß, wie so oft vorher, auch diesmal das müßige Geschwätz allmälig verstummen würde. Das Gegentheil fand statt. Diese und ähnliche Mährchen vermehrten sich. Auffallend war nicht die überall und immer schlechte Haltung des Pöbels, sondern das offenbar geänderte Benehmen der anständigen Leute. Unbestimmte Schrecken, eine abergläubische Furcht bemächtigten sich des Publikums. Die guten „Schwestern", sonst so beliebt, so geachtet, begegneten wenn sie ausgingen nur mehr kalten oder finsteren Mienen. Niemand trat mehr wie sonst zur Seite um ihnen Platz zu machen. Eines Abends sammelten sich einige Haufen vor ihrem Hause. An den folgenden Abenden abermals Volksauflauf. Die Anklagen gegen sie wurden immer lauter. Beschwerende Thatsachen wurden vorgebracht, behauptet, geglaubt. Noch keine Ausschreitung; noch keine Störung der Ordnung, aber drohende, mit jedem Tage steigende Bewegung der Gemüther. Diese ungeheure Bevölkerung von Tien-tsin bebte wie das Laub unter den ersten Windstößen die, dem Sturme vorauseilend, durch den Wald heulen.

Der Zufall schien sich mit den Urhebern dieser finstern Gerüchte zu verschwören. Im Waisenhause der Schwestern brach eine ansteckende Krankheit aus. Mehrere Kinder starben und wurden auf dem Armenkirchhofe, hinter dem französischen Konsulate, begraben. Während einiger Tage*) lief jeden Morgen eine Menge Volkes dahin; Särge wurden geöffnet, Gebeine umhergestreut, mit Christenleichen gröblicher Unfug getrieben. Pa-

*) Zum ersten Male am 4. Juni.

ter Chevrier eilte herbei, faßte einen der Gräberschänder beim Kragen und führte ihn auf das Konsulat. Er selbst begab sich zu Herrn Fontanier und beschwor ihn die Dazwischenkunft der chinesischen Behörden in Anspruch zu nehmen. Man muß, sagte er, die Aufregung beschwichtigen; mit Leichtigkeit werden die Mandarine, wofern sie nur wollen, die Ruhe wiederherstellen; wenn den Literaten freies Spiel gelassen werde, so müsse man sich auf das Aergste gefaßt machen. Wir sind allein, wie verloren inmitten dieser ungeheuren Bevölkerung; die Koncessionen sind ferne und könnten uns auch, da sie selbst bedroht sind, kaum zu Hilfe kommen; nicht Ein Kanonenboot liege im Pei-ho. So sprach, aber vergebens, der Vorgesetzte der Mission zum Konsul der, dieser und ähnlicher Vorstellungen müde, ihm, statt aller Antwort, das Haus verbot.*)

Indeß verschlimmerte sich die Lage augenscheinlich. Pater Chevrier schildert sie fünf Tage vor seinem Tode in einem Briefe der das Datum des 16. Juni trägt. „Immer verspätet", schreibt er einem Berufsgenossen in Peking. „Schon ist es halb zehn Uhr, und ich habe noch an diesen und jenen, aber vor Allen an Sie zu schreiben. Beten Sie wenigstens daß ich nicht nach Thorschluß in den Himmel komme. Vorgestern hat die Oberin, in Begleitung der Schwester Sullivan, sich entschlossen zu unserm Konsul zu gehen. Zwei Engländer die die Anstalt der Schwestern besuchten riethen zu dem Schritt. Die Schwestern wurden nicht schlecht empfangen. Auf mich kam nicht die Rede. Aber über die gegen uns vorgebrachten immer mehr beglaubigten furchtbaren Verleumdungen den chinesischen Behörden auch nur ein Wort zu sagen, dazu, meint der Konsul, sei es noch nicht an der Zeit. Heute wird unter Anderem erzählt daß der erste und

*) Bereits am 9. Juni.

zweite (chinesische) Katechist in Verzweiflung seien, weil die Tochter des Erstren und des Zweiten Gattin getödtet worden seien. Heute, am Fronleichnamsfeste, kam nicht Eine Frau zur Kirche! Die heidnischen Freunde der Christen ziehen sich von ihnen zurück und sagen sie seien Bösewichte. Heute habe ich versucht sie (die Christen) zu überzeugen daß sie glückliche Menschen sind. Beati estis quum maledixerint vobis propter me. Gaudete et exultate quoniam! Aber dies will ihnen nicht einleuchten. Schwester Marie sagte mir heute daß, wenn sie sich in einem der Dörfer zeigt wo sie fast immer mit Freuden aufgenommen wurde, Jedermann flieht oder sich versteckt. Ich wurde gefragt ob ich nicht für unsere Anstalten besorgt sei, weil sich Banden von Unruhstiftern gebildet haben. Inmitten dieser höllischen Umtriebe setzen wir und die Schwestern unser Vertrauen in Gott und verzweifeln nicht daß uns von Oben Hilfe komme."

Gereizt und noch mehr beunruhigt als gereizt über die unerklärliche Unthätigkeit Fontanier's, eilte Pater Chevrier nach den Koncessionen, besuchte den russischen Generalkonsul, theilte ihm mit was sich zwischen ihm und Herrn Fontanier zugetragen, bat ihn auf seinen französischen Kollegen und mit, der Hilfe des letzteren, auf Chung und die städtische Behörde zu wirken. Herr Skatschkoff welcher die Lage ganz wie der Abbé beurtheilte ließ sich, ohne einen Augenblick zu verlieren, nach der chinesischen Stadt tragen. Vor dem Konsulate angelangt, wurde er unter dem Verwande abgewiesen, Hr. Fontanier sei ausgegangen. Er bat also Letzteren schriftlich um eine Unterredung und kehrte nach der Faktorei zurück. Am nächsten Morgen erhielt er Herrn Fontanier's Besuch. Als er aber die Rede auf die brennende Tagesfrage brachte, erhob sich der französische Konsul und machte mit den Worten: „Das geht Sie nichts an", der Unterredung ein Ende.

Mittlerweile vermehrten sich die bedenklichen Zwischenfälle. Eines Abends blieb ein junges Mädchen vor einer Bude stehen um Reis zu kaufen. Frauen und Mädchen betreten nie das Innere eines Kaufladens; die junge Person reichte also, wie dies üblich ist, ihren Korb in welchen sich einige Sapeken befanden dem Kaufmann durch die Thüre. Dieser nahm das Geld, füllte den Korb mit Reis und wollte ihn ihr zurückstellen, als er bemerkte daß sie verschwunden war. Er trat auf die Gasse hinaus und sah sie in einiger Entfernung einem Unbekannten folgen. Die Sache schien ihm nicht geheuer. Er theilte sie den Nachbarn mit. Auch sie meinten der Mann sei ein Zauberer. Man lief ihm also nach, nahm ihn fest, mißhandelte ihn, schleppte ihn vor den Chih-hüen der ihm zuerst einige Bambusstreiche ertheilen und dann, aus Mangel an Beweisen, in Freiheit setzen ließ. Murrend entfernte sich das Volk.

Zwei Tage darauf erschienen zwei fremde Christen in dem westlichen, von Muhamedanern bewohnten, Stadtviertel. Sie trugen einen Sack am Rücken und führten zwei kleine Knaben an der Hand. Dies fiel auf. Um den Zweck ihrer Reise befragt, liefen sie davon. Ein Grund mehr sie für Hexenmeister zu halten. Sie wurden verfolgt, eingeholt, nach dem Yamen des Chih-hüen geschleppt. In ihren Säcken fand man einige mexikanische Dollar, eine vorzugsweise unter Europäern gangbare Münze, und einige Packete mit Arzneimitteln. Sofort auf die Folter geworfen, sagten sie aus daß sie mit Hilfe dieser Pulver die Kinder verhext hätten. Die Dollar seien ihnen, als Lohn für das Verbrechen, von den Schwestern gegeben worden. Der Chih-hüen ließ diese Aussage ohne Bemerkung gelten. Das chinesische Gesetz kennt in der That das Verbrechen der Verhexungen. Auch die Natur der Aussagen dieser Männer hatte für Chinesen, selbst für Literaten und Mandarine,

nichts Unglaubliches. Der Chih-hüen berichtete also über den Vorfall an den Chih-fu. Die beiden Männer, laut eigenem Geständnisse eines Verbrechens schuldig welches sie im Auftrage der Klosterfrauen begangen zu haben aussagten, wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Mittelbar war dies das Todesurtheil der Schwestern und aller Europäer. Eine Proklamation des Chih-fu brachte den Vorfall zur Kenntniß des Publikums. Ohne die Schwestern namentlich zu bezeichnen, betonte das Schriftstück die Entrüstung des Volkes und die Sympathien der Mandarine. Die Anstifter der bevorstehenden Unruhen waren über diesen Schritt so erfreut daß sie eine öffentliche Demonstration veranstalteten. Ein Sonnenschirm mit den Namen der Geber wurde dem Chih-fu gespendet und feierlich überreicht. Das Geschenk war durch freiwillige Beiträge zu Stande gekommen. Die Hinrichtung der beiden Männer hatte in Folge eines allgemeinen Cirkulars stattgefunden welches der damals von Tien-tsin abwesende General-Gouverneur der Provinz erlassen hatte. Durch dieses Rundschreiben ermächtigte Tseng-kwo-fan die städtischen Gerichtsbehörden Zauberer, Behexer und Menschenräuber einem summarischen Verfahren zu unterwerfen und die erfolgten Todesurtheile ohne vorläufige Einholung seiner Bestätigung zu vollziehen. Mit anderen Worten, er proklamirte das Kriegsrecht in Folge des häufigen Vorkommens eingebildeter Verbrechen.

Der Chih-fu, der militärische Mandarin und der Chih-hüen begaben sich zu Chung. Sie stellten ihm die Lage als bedenklich vor und verlangten die Ermächtigung, die er verweigerte, an Ort und Stelle eine Untersuchung einzuleiten, das heißt, in dem hinter dem französischen Konsulate gelegenen Kirchhofe die Leichne auszugraben und einer Prüfung zu unterziehen. In dieser Unterredung erklärten die Mandarine daß die Mit-

schuld der Klosterfrauen erwiesen sei. Chung-hou behauptete das Gegentheil und verweigerte, Anfangs beharrlich, die erbetene Ermächtigung. Endlich aber, eingeschüchtert durch das Bewußtsein seiner Unpopularität, gab er dem Andrängen der Magistrate nach. Er that wie Pontius Pilatus: er wusch sich die Hände. Die Untersuchung fand statt. Es war der erste Akt des großen Trauerspiels. Man sah die Mandarine, von einem Pöbelhaufen gefolgt, gewissermaßen im Schatten der französischen Fahne, in die Hofräume der Mission dringen. Am Kirchhofe wurden mehrere Leichen ausgegraben und untersucht. Einigen fehlten die Augen. Was eine natürliche Wirkung der Auflösung war galt für einen unumstößlichen Beweis der den Schwestern und den Missionären zur Last gelegten Verbrechen.

Ein katholischer Literat, der in einem Dorfe der Umgegend einer Schule vorstand, kam an einem Festtage mit einem seiner Zöglinge nach Tien-tsin. Abends, am Heimwege begriffen, sprachen sie bei einem Restaurant in der chinesischen Stadt vor. Einigen Gästen fiel auf daß der Literat, welcher an der mongolischen Grenze zu Hause war, und der Knabe eine verschiedene Mundart hatten. Ein Beweis daß der Mann ein Hexenmeister war. Er wurde mit eisernen Stangen, die man am Feuer erhitzt hatte, auf das Grausamste geschlagen und dann zum Chih-hüen geschleppt. Das Verhör ergab seine Unschuld, und auf Verlangen des Paters Chevrier wurde der unglückliche Literat mit einer gebrochenen Rippe, unter dem Geheule des Pöbels, auf einer Bahre nach dem Missionshause getragen.

Am 17. Juni, vier Tage vor dem Blutbade, fand die Verhaftung eines jungen Menschen Namens Wu-lan-chên in einem Dorfe der Umgegend statt. Auch er war beschuldigt, einen Mann verhext zu haben. Vor den Chih-hüen geführt

machte er folgende Aussage*): Ich bin in Ning-chin-shien geboren. Ich bin neunzehn Jahre alt. Mein Vater und Großvater leben noch. Mein Vater heißt Wu-tsun und steht im fünfundvierzigsten Jahre. Meine Mutter ist eine geborene Fang. Ich habe keine Brüder. Ich verheirathete mich im ersten Monat dieses Jahres. Da ich zu Hause unbeschäftigt war, so begab ich mich, am 18. Februar, nach Tien-tsin wo ich als Schiffer mein Brod verdiene. Bis zu jener Zeit war mir Wang-san von Ho-lou (von der katholischen Kirche) unbekannt; aber am 13. Juni gab er mir Arzenei ein und schleppte mich nach der Kirche deren Schwelle ich jedoch nicht übertrat. Wang-san drang in mich daß ich Katholik würde. Ich widerstand Anfangs, ließ mich aber einschüchtern, da er mir mit dem Tode drohte. Hierauf gab er einem gewissen Tang vier Dollar mit dem Auftrage sie für mich aufzubewahren. Am 14. gab er mir ein Packet mit Schlafpulver und hieß mich am Lande herumgehen um mit Hilfe dieser Arzenei Männer zu fangen. Es war ein sehr feines, in Papier gewickeltes Pulver. Ich ging nach Mu-chuang-tzu und begegnete dort einem ungefähr zwanzigjährigen Jüngling der einen blauen Rock und blaue Beinkleider trug. Ich schüttete etwas Pulver in meine hohle Hand und rieb damit eine Wange. Alsogleich wurde er wie betäubt und folgte mir. Ich eilte nach der katholischen Kirche zurück und übergab den Mann dem Wang-san, wofür ich von diesem fünf Dollar und ein anderes Päckchen mit Pulver erhielt. Ich ging nun nach dem Dorfe Tao-hua-ssu, wo ich

*) Blue Book S. 18. Ich gebe dieses merkwürdige Aktenstück in extenso, als charakteristisch für den Gesichtskreis und Ideengang des chinesischen Volkes. Die Magistrate von Tien-tsin haben nachmals die Falschheit der Aussagen des elenden Wu zugestehen müssen. Dieser befindet sich noch in den Gefängnissen von Tien-tsin.

einen gewissen Li-so Wasser schöpfen sah. Ich betäubte ihn mit dem Pulver, und er folgte mir wie der Andere. Ich wurde jedoch von Bauern festgenommen und vor die Obrigkeit geführt. In der katholischen Kirche wurden, außer mir, sieben Menschenräuber beschäftigt. Die Nächte schliefen wir im Hofe (der Mission). Wang-san war unser Anführer. Jeden Morgen brachte er aus dem inneren Zimmer mehrere Päckchen die das genannte Pulver enthielten, vertheilte sie unter uns und gab außerdem einem jeden dreihundert Kupfermünzen Kostgeld. Wenn wir Niemanden gefangen hatten gaben wir ihm das Pulver zurück. (Hier nennt Wu seine angeblichen Mitschuldigen.) Wang-san ist ungefähr zwanzig Jahre alt. Er hat eine helle Gesichtsfarbe und leichte Spuren der Pocken. Als er mir das Pulver eingegeben und mich nach der Kirche geführt hatte, ließ er mich ein Gegengift nehmen, worauf ich sogleich zu mir kam. Dies Gegengift besteht, wie mir Wang-san sagte, aus einer Mischung von süßem Kraut, der Hülle einer Cigale und eines anderen Insektes welche am Feuer getrocknet und pulverisirt werden, Alles mit Sesamöl versetzt. Dieses Dekokt, warm getrunken, bringt den Betäubten alsogleich zur Besinnung. Als mich die Bauern gestern hieher brachten frugen sie mich was zu thun sei. Ich antwortete, sie sollten Li-so dies Gegengift geben. Ich trug die fünf Dollar, welche ich als Belohnung für den Mann aus Mu-chuang-tzu erhalten hatte, in meinem Säckel versteckt, habe sie aber bei meiner Verhaftung verloren. Während meines Aufenthaltes in der Kirche (im Missionshause) gab mir Wang-san jeden Morgen ein rothes Pulver zu schnupfen. Sobald ich davon genommen, fühlte ich mich voll Muth und aufgelegt alle Welt zu behexen. Abends nach meiner Rückkunft, gab er mir einige Tropfen ein die mich sofort in meinen natürlichen Zustand versetzten. Ich konnte aber

nicht entfliehen, weil während der Nacht die Thore geschlossen waren."

In Folge dieses Verhörs stellten der Chih-fu und der Chih-hüen an Chung-hou die Bitte die Auslieferung Wang-san's zu verlangen. Chung verrieth abermals dieselbe Unschlüssigkeit. Er könne, er wolle keinen solchen Schritt bei dem französischen Konsul thun. Frei stehe ihnen nach eigenem Gutdünken und unter eigener Verantwortlichkeit zu handeln. So bemächtigten sie sich denn des unglücklichen Wang-san. Der Chih-hüen ließ ihn auf die Folter werfen und sodann mit zerschmetterten Knöcheln nach der Mission zurücktragen.

Am 19. erschien der Taotai am Konsulat. Er brachte ein Protokoll mit den Aussagen mehrerer Zeugen welche erklärten, auf Veranlassung der Missionäre, behext worden zu sein. Daher bäte er den Konsul die Priester in Untersuchung zu ziehen. Herrn Fontanier war es ein Leichtes die Albernheit dieser bösartigen und verleumderischen Anklagen nachzuweisen.

Einige Stunden später kam der Chih-hüen in Begleitung eines Polizeibeamten. Herr Fontanier ließ sich zuerst entschuldigen; da der Mandarin aber auf seinem Verlangen bestand ihn zu sprechen, so empfing er ihn nach einigem Zögern. Während Letzterer in den Salon geführt wurde, drang sein Gefolge in den Hof des Konsulats. Die Unterredung der beiden Funktionäre war eine äußerst lebhafte. Ihre sehr lauten Stimmen wurden bis in das Vorzimmer gehört. Der Mandarin bestand auf einer amtlichen Untersuchung welche im Domizil der Schwestern und der Missionäre stattzufinden hätte und vergaß sich soweit dem Konsul mit der Volksrache zu drohen. Dieser verlor die Geduld, brach die Unterredung zornig ab und erklärte, er würde diesen Gegenstand nur mit Chung verhandeln. In heftigster Aufregung und von dem Konsul nicht zur Thüre begleitet, wie

dies die Etiquette erfordert hätte, zog sich der Chih-hüen zurück. Man hörte Fontanier ihm nachrufen: „Wenn Unordnungen stattfinden, so tragen Sie davon die Verantwortung.“ Der Sekretär des Chih-hüen flüsterte dem Konsul zu, er möchte ihn, den Sekretär, nicht in die Sache verwickeln.

Am selben Tage (den 19.) wurde Doktor Frazer, als er aus dem Hause der Schwestern trat, von einem Pöbelhaufen überfallen. Der Schnelligkeit seines Pferdes verdankte er die Rettung. Im Spitale befand sich ein schwerkranker Kapitän der englischen Handelsmarine. Ungeachtet seines leidenden Zustandes, ließ ihn die Oberin nach den Koncessionen bringen, damit er nicht, wie sie bereits voraussah, das den Klosterfrauen bevorstehende Loos zu theilen hätte.

Seit mehreren Tagen befand sich General Chên-kwo-shuai in Tien-tsin. Seine Ankunft hatte das Signal zu größerer Aufregung gegeben. In den Gassen vermehrten sich die aufreizenden Maueranschläge welche um Rache schrien für die Opfer der Kindermörder und Menschenräuber. Der Komprador eines europäischen Residenten hörte, als er an einem Volkshaufen vorüberging, wie man flüsterte: „Bringen wir die Fremden um“, worauf Andere entgegneten: „Nur rasch, jetzt ist hiezu die beste Zeit, da kein fremdes Kriegsschiff im Flusse liegt.“

Am 20. Juni fand ein bedeutender Volksauflauf am Quai statt. Einige Bursche erfrechten sich Steine gegen das Konsulat und das Missionshaus zu schleudern. Gegend Abend zerstreute sich die Menge.

Chung war von Herrn Fontanier von seinem Auftritte mit dem Chih-hüen verständigt worden. Er begab sich nun nach dem Konsulat, entschuldigte den Stadtmagistrat ziemlich lau, tadelte ihn sogar im Laufe des Gespräches und beklagte sich über das geringe Entgegenkommen welches er bei den Pro=

vinzial- und den städtischen Behörden finde. Umsonst habe er sich bemüht die verleumderischen Gerüchte welche man gegen die Missionäre ausstreue zu widerlegen. Am Ende habe er nachgeben müssen. Werde er ja doch schon wieder der rechte Arm der Europäer genannt.

Während die Vertreter China's und Frankreichs artige Redensarten wechselten, der eine um seine Verlegenheit zu bemänteln und sich wohl hütend den Ernst der Lage einzugestehen, der andere immer noch in unbegreiflicher Verblendung befangen, überließen sich die Missionäre und Klosterfrauen keinen täuschenden Hoffnungen. Sie wußten daß die Stunde des Martyrertodes für sie ehestens schlagen werde. Herr Coutries, einer der wenigen Residenten der chinesischen Stadt, hatte den Pater Chevrier unter Tages begegnet. „Kommen Sie morgen zur Messe", sagte ihm dieser. „Es ist Zeit sich auf den Tod vorzubereiten."

Am selben Abend trafen Herr Thomassin, Dollmetsch der französischen Gesandtschaft in Peking, und seine junge Frau ein und stiegen im Konsulate ab. Sie kamen aus Europa, widerstanden den dringenden Einladungen durch welche man sie in der Koncession zurückhalten wollte, und zogen vor die Nacht in der chinesischen Stadt zuzubringen um sodann am folgenden Tage früh Morgens nach Peking aufzubrechen. Sie wußten daß sie im Konsulat gastfreundliche Aufnahme, sie ahnten nicht daß sie dort den Tod finden würden.

In den Koncessionen herrschte Bestürzung. Die Residenten zitterten nicht nur für ihre in der chinesischen Stadt ansässigen Landsleute, sondern auch für ihr eigenes Leben. Eine Deputation von angesehenen Gliedern der Faktorei, darunter Doktor Frazer, begaben sich zum englischen Konsul und baten ihn die

schleunige Sendung eines Kriegsschiffes von Che-fu zu veranlassen. Herr Lay, wahrscheinlich um die Befürchtungen der europäischen Gemeinde nicht zu steigern, stellte sich als ob er sie nicht theilte. In der That hatte er bereits am Morgen (20. Juni) an Chung geschrieben. In seinem Briefe bittet er ihn dem Volke Artigkeit gegen die Fremden anzuempfehlen. Der Angriff auf Doktor Frazer gab ihm zu einem zweiten Schreiben an Chung Anlaß*); es wurde am nächsten Morgen, wenige Stunden vor der Katastrophe, an Letzteren abgefertigt und hat wahrscheinlich seine Bestimmung niemals erreicht. Am 20. Juni berichtete er an Herrn Wade: „Wir bedürfen eines Kriegsschiffes; wenn keines anwesend ist, nehmen ähnliche Unruhen immer größere Verhältnisse an. . . Daß die Chinesen gegen die Fremden sehr feindselig gestimmt sind, unterliegt keinem Zweifel. Das Feuer glimmte unter der Asche; jetzt ist es ausgebrochen.“ Er wundere sich über die Unthätigkeit Fontaniers mit Beziehung auf die Schwestern. — In der That, man fragte sich warum er sie nicht nach der Koncession schicke. War es nicht mehr möglich sie bei hellem Tage aus dem Kloster zu schaffen, so könne man sie ja doch Nachts entfernen. Aber Herr Fontanier blieb unthätig, weil er eben an die Gefahr nicht glaubte.

Am Tage des Blutbades selbst schrieb Herr Lay an Herrn Wade*): „Eine unangenehme Pflicht nöthigt mich Ihnen zu berichten daß die hiesige Lage äußerst unbefriedigend ist. Seit einiger Zeit drohen die Chinesen die Fremden umzubringen oder von Tien-tsin zu verjagen. In den letzten Tagen wuchs die Aufregung. Die Chinesen machen Miene die katholische Kirche und das französische Konsulat in Brand zu stecken und

---

*) Blue Book. Herr Lay an Herrn Wade. S. 19. 32.
**) Blue Book. Herr Lay an Herrn Wade. S. 21.

die Fremden zu tödten. . . Ich glaube nicht daß wirkliche Todesgefahr vorhanden sei; aber ich fürchte für das Eigenthum; unsere Magazine sind mit Waaren gefüllt. Alle Tage laufen Berichte ein welche unsere Vertreibung oder Ermordung voraussagen. . . ." Er schrieb also nach Che-fu um die Rückkehr des Kanonenbootes zu beschleunigen. Klarsehender als sein ganz verblendeter französischer Kollege, erkennt er die Gefahr, aber er ermißt nicht ihre ganze Tragweite. Der Gong rief in der chinesischen Stadt die Mörder bereits an das Werk, als er vorstehende Zeilen schrieb.

Und nun sind wir bei dem Unglückstage, bei dem 21. Juni angelangt.

Dem frommen Rathe Pater Chevrier's Folge leistend, war Coutries früh Morgens in die Kathedrale gegangen um die Sechs-Uhr-Messe zu hören. Die Kirche war überfüllt. Eine Menge Eingeborener, welche glaubten ihre letzte Stunde habe geschlagen, drängten sich um die Beichtstühle der beiden Priester. Um neun Uhr begannen Volkshaufen sich, in größeren Massen als am vorigen Tage, vor dem Missionshause und dem Konsulate zu sammeln. Mit Steinen und andern Gegenständen wurden die Fenster eingeworfen. Ein gewaltsamer Einbruch schien bevorstehend. Um zehn Uhr erschienen der Tao-tai, der Chih-fu und der Chih-hüen mit Wu-lan-chên und einem zahlreichen Gefolge vor dem Missionshause. Sie wurden vom Pater Chevrier der selbst die Untersuchung verlangt hatte empfangen, in allen Räumen umhergeführt, verhörten die Dienerschaft und gestanden nichts Verdächtiges gesehen zu haben. Mit den beiden Missionären und den Dienern konfrontirt, erkannte Wu weder die Personen die er angeklagt noch die Oertlichkeiten die er genannt hatte. Sichtlich verdrießlich und unter ironischem Gelächter des Pöbels, zogen die beiden

Mandarine ab. Das Volk zu beschwichtigen und zu zerstreuen machten sie nicht den geringsten Versuch. Sie bestiegen ihre Sänften indem sie sagten sie würden über die Sache an Chung berichten. Letzterer hatte bereits Pater Chevrier zu sich beschieden, und dieser sich beeilt dem Rufe zu folgen. Der Ober-Kommissar versicherte ihn daß er den verleumderischen Gerüchten keinen Glauben schenke. Doch halte er für gerathen jeden Grund des Argwohns zu beseitigen; darum bäte er ihn in Zukunft den Namen, den Geburtsort und, vorkommenden Falls, das Ableben der Kinder welche die Väter oder die Schwestern in ihre Orphelinate aufgenommen hätten, der Behörde anzuzeigen. Pater Chevrier gab die gewünschte Zusage und eilte nach Hause. Mittlerweile hatte sich die Lage bedeutend verschlimmert. Es wurde wieder unter Gebrülle mit Steinen nach der Kirche geworfen, und das Aeußerste schien zu befürchten. Männer aus dem Korps der Feuerlöscher hatten sich unter das Volk gemischt. Ihre Anwesenheit war von übler Vorbedeutung. Als Pater Chevrier zurückkam fand er alle Fensterscheiben der Kirche und des Hauses zertrümmert. Demungeachtet setzte er sich zu Tische und gab sich den Anschein zu essen; er wollte die Christen beruhigen indem er ihnen das Beispiel des Muthes gab. Da der Tumult zunahm, zeigte er sich dem Pöbelhaufen und forderte ihn auf in das Haus zu treten um sich durch den Augenschein von der Falschheit der gegen die Missionäre erhobenen Anklagen zu überzeugen. Zugleich ließ er die Thore öffnen. Es war damals ein Uhr Nachmittags. Die Menge stürzte in den Hof, zog sich dann aber, wie von plötzlichem Schreck ergriffen, wieder auf die Gasse zurück; aber bald beruhigt, drang sie nochmals ein. Pater Chevrier dachte sein letzter Augenblick sei gekommen. Da er von dem Konsul keinen Beistand zu erwarten hatte, so wandte er sich noch einmal

an Chung-hou. Er sandte ihm durch seinen Diener*) seine Visitenkarte — Visitenkarten spielen in China eine große Rolle —, ließ ihm die Gefahren der Lage auseinandersetzen und bat um gewaffneten Schutz. Nachdem dies in Eile geschehen war, floh er mit dem chinesischen Pater Ou in die Kirche wo sie sich mit vier einheimischen Christen verbarrikadirten.

Er hörte hier die Beichte des Pater Ou, und dieser erwies ihm denselben Dienst. Da fielen die Kirchenthore unter den Schlägen des Mörderhaufens. Die beiden Priester entwichen in die Sakristei wo wir sie vorerst lassen wollen um zu sehen wie es dem Konsul erging.

Es wurde gesagt daß das Konsulat und das Missionshaus, nur durch eine niedere Mauer von einander getrennt, am Quai lagen, wenn man dem zwischen dem Flusse und den Häusern hinziehenden offenen Raume diesen Namen geben kann. Wie in allen europäischen Wohnungen in China, lief längs der Fassade des Konsulats eine Veranda hin. Dort saßen, vom Lärm angezogen, Herr Fontanier und seine beiden Gäste, Herr und Frau Thomassin, den ersten Vorbereitungen zum Angriffe gegen sie ruhig zusehend. Der Konsul hatte seinen Literaten**) und den Kanzler Simon zu Chung gesandt. Auch er verlangte Soldaten. Während seine beiden Beamten sich nach dem Yamen des Oberkommissars durchzuschleichen suchten, schrieb er an Grafen Rochechouart, den französischen Geschäftsträger in Peking, nachstehenden Brief den er durch Herrn Thomassin zu befördern gedachte***):

*) Denselben den ich während meines Aufenthaltes in Tien-tsin befragte. Siehe oben.

**) Bei jedem Konsulat ist ein Literat für die Korrespondenz mit den Lokalbehörden angestellt.

***) Blue Book. Herr Fontanier an Grafen Rochechouart. S. 20.

„Unsere kleine, gewöhnlich so ruhige Stadt Tien-tsin wird seit einigen Tagen durch Lärm und Volksaufläufe vor dem Schwesterhause und dem Konsulate in Unruhe versetzt.“ Hierauf erzählt er die Besuche des Taotai und Chung-hou's, sowie seinen Auftritt mit dem Chih-hüen „ein kleiner Zwischenfall, der ohne Chung-hou's Dazwischenkunft eine üble Wendung nehmen konnte, nun aber beigelegt ist. Chung-hou versprach mir auch in einigen Tagen zur Beruhigung der Gemüther eine kleine Proklamation zu erlassen.“

Man glaubt zu träumen, wenn man diese um zehn Uhr Morgens geschriebenen Worte liest. Der Lärm welcher die „kleine“ Stadt in ihrer Ruhe stört; die kleine Stadt zählt mindestens sechs- bis siebenhunderttausend Einwohner! Der „kleine“ Zwischenfall, das heißt seine Entzweiungen mit dem einflußreichsten Mandarine der Stadt der schon seinen Untergang vorbereitet! Die „kleine“ Proklamation welche Chung-hou verspricht zur Beruhigung der Gemüther „in einigen Tagen“ zu erlassen. Ach, Herr Fontanier, ahnen Sie denn nicht daß Sie in wenigen Stunden ein entstellter Leichnam sein werden?

Chung sandte einige Polizeiagenten. „Was“, rief Fontanier zornig aus, „ich verlangte Soldaten, und er schickt mir Polizeidiener!“ Er stieg in die Gasse hinab und befahl ihnen sich zurückzuziehen. In der That vermochten sie nicht nur nicht die Menge zu zerstreuen, sondern sie wurden selbst mißhandelt und zur Flucht genöthigt. Einer entkam, sehr übel zugerichtet und mit genauer Noth, auf der Fähre nach dem jenseitigen Ufer. Der Konsulatsbote wollte den Pöbel am Schreien verhindern; er wurde geprügelt und durch den Koch mit Mühe gerettet.

In diesem Augenblick bemerkt Herr Coutries, der unter dem Thore des Konsulates stand, daß jenseits des Pei-ho ein reich

gekleideter Chinese mit einem zahlreichen Gefolge erschien. Die Menge begrüßte ihn mit Freudengeschrei. Er sprach einige Zeit mit den Nächststehenden und zog sich zurück, nachdem er mit der Hand nach dem Konsulate und dem, damals leerstehenden, Jesuitengebäude gewiesen hatte. Alsbald begann das Geschrei vermischt mit dem dumpfen Dröhnen der Gong. Zugleich wurden gegen das bisher verschont gebliebene Haus der Gesellschaft Jesu Steine geschleudert.

Herr Fontanier hatte vergebens auf die von Chung verlangte Militärhilfe gewartet; jetzt beschloß er sie selbst zu holen. Unerachtet der flehentlichen Vorstellungen seiner Diener, verließ er mit einem Revolver bewaffnet und begleitet von dem Kanzler Simon, der einen Säbel umgegürtet hatte, das Konsulat durch eine Hinterthüre und suchte durch Nebengassen die wenig entfernte Wohnung des Oberkommissars zu erreichen. Herr Coutries der eine Flinte trug und ein chinesischer Diener*) des Konsuls, beide für sein Leben fürchtend, liefen ihm nach in der Hoffnung ihn unter Weges einzuholen.

Es wurde erzählt daß Pater Chevrier einen Mann seines Vertrauens mit seiner Visitenkarte und einem mündlichen Auftrage zu Chung geschickt hatte. Auch dieser Bote suchte durch die kleinen Gassen nach dem Yamen zu schleichen. Aber mit Steinwürfen empfangen, wahrscheinlich eingeschüchtert und unvermögend durch die Volksmasse zu dringen, war er umgekehrt als er den Konsul mit dem Kanzler erblickte. Ersterer hielt mit der einen Hand einen Chinesen beim Zopfe, mit der andern schwang er seine Pistole. Der Chinese war ein Mandarin niederen Ranges, einer der von Chung zur Wiederherstellung der Ruhe entsendeten Polizei-Agenten. Herr Fontanier, in einem Anfalle

*) Derselbe den ich in Tien-tsin befragte.

äußerster Wuth, überhäufte den Mann mit Schmähungen. „Wie", rief er, „Du, ein Mandarin, Du der nichts über das Volk vermag, Du wagst einen Knopf an deinem Hute zu tragen! Komm mit mir zu Chung-hou!" Diese Worte liefen von Mund zu Munde und steigerten die Erbitterung des Volkes. Von allen Seiten hörte man rufen: „Er tödtet einen Mandarin!" Vor dem Yamen angekommen, fand man das Thor geschlossen. Mit einem Fußtritt stieß es der Konsul ein und, immer von Simon begleitet und den Chinesen am Zopfe mitschleppend, drang er bis in den zweiten Hof. Sein Diener (der wie erwähnt mit Herrn Coutries dem Konsul gefolgt war und mit ihm in den Yamen drang) — sein Diener wurde zu Boden geworfen und erhielt mehrere Lanzenstöße. Mit Noth gelang es einem der Sekretäre Chungs ihn zu retten. Coutries verdankte sein Leben der Dazwischenkunft eines befreundeten Unterbeamten der ihn in einem dunklen Raum verbarg; am nächsten Morgen ließ ihn Chung nach den Koncessionen führen. Coutries will seinen Beschützer, den kleinen Mandarin, haben sagen hören: „Er ist nicht Franzose, er ist ein Engländer." Der Diener des Missionshauses, schwer verwundet und seiner Vorderzähne verlustig, entkam gleichfalls.

Was hat sich bei der Zusammenkunft des Konsuls mit dem Ober-Kommissar zugetragen? Niemand weiß es. Man müßte denn die wenig glaubwürdige Darstellung Chung-hou's als wahrheitsgetreu annehmen. Hier folgen wortgetreu die Auskünfte die er, noch am Tage des Blutbades, an das Tsungli-yamen berichtet hat.*) „Nachdem ich den Pater Chevrier entlassen hatte, beschäftigte ich mich, um den Argwohn des Volkes zu beschwichtigen und die Fremden zu beruhigen, mit der Abfassung einer Proklama-

*) Blue Book. Chung-hou an das Yamen der auswärtigen Angelegenheiten.

tion die ich sofort anschlagen lassen wollte, als mir gegen zwei Uhr gemeldet wurde daß es zwischen einigen Leuten der Kathedrale (der Mission) und einem Haufen Neugieriger die sich vor der Kirche versammelt hatten zu Raufhändeln gekommen sei. Ich hatte eben einen Beamten dahin abgesandt mit dem Befehle die Ruhe herzustellen, als ich erfuhr daß Herr Fontanier in das Yamen gekommen sei. Ich ging ihm entgegen. Der Konsul befand sich im Zustande der äußersten Aufregung und trug zwei Pistolen im Gürtel. Ein Fremder der ihn begleitete war mit einem Säbel bewaffnet. Beide stürzten auf mich los, und Herr Fontanier begann, als er neben mir stand, sich der unpassendsten Ausdrücke zu bedienen, zog dann eine Pistole aus dem Gürtel und feuerte sie in meiner Gegenwart ab. Glücklicher Weise wurde Niemand getroffen und Herr Fontanier festgenommen. Da es unter meiner Würde war mit ihm handgemein zu werden, zog ich mich zurück. Herr Fontanier ging hierauf in den Saal wo er fortwährend lärmend die Tassen und sonstige auf dem Tische befindliche Gegenstände zertrümmerte. Ich begab mich neuerdings zu ihm und sagte ihm daß die (vor dem Yamen versammelte) Menge eine drohende Haltung annehme; daß die ganze Feuerbrigade ausgerückt sei, offenbar in der Absicht den Pöbel zu unterstützen; daß ich Unruhen befürchtete und ihn daher ersuchte bei mir zu bleiben. Er aber, der Lebensgefahr in der er sich befand nicht achtend, stürzte aus dem Yamen. Ich schickte ihm einige Leute nach mit dem Auftrage ihn einzuholen und nach Hause zu begleiten."

Dies ist die Darstellung der einen der beiden Personen; die andere ereilte der Tod wenige Minuten nach der Unterredung. Man hätte sich also an Chung's Version zu halten. Aber abgesehen von den Lügen welche dieser hochgestellte Mann nicht erröthete über den Tod des Konsuls vorzubringen, und

die er später gezwungen wurde zurückzunehmen, ist die Erzählung welche man so eben las nur annehmbar unter der Voraussetzung daß sich Fontanier in einem gänzlich unzurechnungsfähigen Zustande befunden habe. Im Innern des Yamen, in Gegenwart des großen Mandarins, wenn nicht auf ihn, schießen, war barer Wahnsinn. Ohne allen Zweifel wäre der Konsul von den Soldaten die im Hofe standen sofort in Stücke gerissen worden ohne daß Chung-hou, selbst wenn er gewollt, ihn zu retten vermochte. Dagegen ließe sich allerdings anführen daß Fontanier, wie man sogleich sehen wird, am Rückwege nach dem Konsulat einem Betrunkenen glich.*) Aber wenn außer sich beim Anblicke des bewaffneten Gesindels das ihn umtobt, wenn aufgebracht über Chung's Feigheit, über den kaum verhüllten Verrath der städtischen Behörden, der unglückliche Mann den Kopf verlor, so war er doch nicht taub für die Stimme seines muthigen und treuen Herzens. Sein Platz war am Konsulat. Er hatte die Missionäre zu schützen, seine Nachbarn; das Ehepaar Thomassin, seine Gäste. Also nach dem Konsulat richtete er seine Schritte. Er wußte, er mußte jetzt wissen, daß er dem Tode entgegen ging, daß wenn er Chung's Anerbieten bei ihm zu bleiben annahm er sich wahrscheinlich rettete; aber er wies es ohne Zögern zurück, und von seinem Kanzler gefolgt stürzte er aus dem Yamen. Zwölf niedere Mandarine**) be-

*) Die Aussagen sämmtlicher Augenzeugen, meist chinesischer Christen welche Pater Favier verhörte, stimmen hierin überein. Der Diener Fontanier's, von mir über den Pistolenschuß befragt, schwieg. Gleich nach den Ereignissen vernommen, hatte er ausgesagt den Pistolenschuß gehört zu haben. Später nahm er diese Angabe zurück. Herr Coutries und der, gleichfalls von mir befragte, Diener des P. Chevrier erklären keine Detonation gehört zu haben.

**) Einer dieser Beamten ist der Mandarin von dem ich mir die Vorgänge deren Zeuge er war erzählen ließ.

gleiteten ihn zu Fuß; der Chih-hüen, zuerst in seiner Sänfte die er bald verließ, hielt sich an seiner Seite.

Fontanier war kaum aus dem Yamen getreten, als er einen Lanzenstich erhielt. Es war seine erste Wunde. Heftig gestikulirend, taumelte er wie ein Betrunkener umher. Vielleicht in der Absicht ihn zu beruhigen und von Aeußerungen abzuhalten welche die Menge noch mehr reizen konnten, berührte ihn der Chih-hüen mit der Hand, was Fontanier als eine Beleidigung auslegte: „Elender Chih-hüen", rief er, „elender Mandarin! Du thust nichts um das Gesindel zurückzuweisen?" Der Mandarin schüttelte den Kopf und sagte: „Dies ist nicht meine Sache."*) Man war am Quai angekommen in welchen mehrere Gäßchen ausmünden die jetzt mit Pikenträgern angefüllt waren. Sie stürzten auf die beiden Europäer. Herr Fontanier gab Feuer ohne zu treffen; dann wandte er sich gegen den Chih-hüen und drückte aus unmittelbarer Nähe seinen Revolver auf ihn ab. Dieser, ein kleiner dicker Mann, hatte gerade noch Zeit sich hinter seinen Diener zu verkriechen der den Schuß empfing und einige Tage später starb. Da rief die Menge: „Er tödtet uns. Er soll sterben, so wie Alle die uns hindern wollen ihn umzubringen." Als der Chih-hüen und die ihn begleitenden Mandarine dies hörten ergriffen sie die Flucht. Dies fand statt vor der kleinen Pagode welche sich auf halbem Wege zwischen der Schiffbrücke und der Kirche befindet. Es war halb zwei Uhr. Die beiden Franzosen, zu Boden geworfen und von Lanzenstichen durchbohrt, raffen sich auf, dringen auf das Mordgesindel ein, brechen sich Bahn, erreichen das große Thor des Konsulates, sinken dort zusammen und geben den Geist auf. In demselben Augenblicke erscheinen die Patres Chevrier und

*) Nach den Aussagen der von Pater Favier verhörten Christen.

Ou, welche in der Sakristei entdeckt worden waren, von einer Bande verfolgt am Fenster, springen über die Mauer in den Hof des Konsulats und suchen sich in einem kleinen von künstlichen Felsen und Muschelwerk gebildeten Kiosk zu verbergen. Aber die Mörder des Konsuls und des Kanzlers gewahren und erschlagen sie.

Diese Unglücklichen fielen nicht die ersten Opfer. Herr und Frau Thomassin waren, wie sich der Leser erinnern wird, im Konsulate geblieben. Von Schreck ergriffen suchen sie sich auf das Pei-ho-Boot zu retten das ihrer in geringer Entfernung harrte um sie nach Peking zu bringen. Thomassin mit einer Pistole und einem chinesischen Säbel bewaffnet, seine Frau auf seinen Arm gestützt, treten auf die Straße. Von einem Steinwurf getroffen begeht der junge Mann die Unvorsichtigkeit auf die Menge zu schießen. Augenblicklich wird er in Stücke gehauen und seine Frau durch einen Hieb mit einem Beile in den Nacken getödtet.*) Ihre Leichen wurden entkleidet, in den Fluß geworfen und am zweiten Tage bei der Koncession aufgefischt. Nachdem dies erste Verbrechen vollbracht war, stürzte sich das Gesindel auf das Konsulatsgebäude und begann es zu zerstören.

Als der Chih-hüen den Konsul tödtlich getroffen neben dem Kanzler am Boden liegen sah, ergriff ihn Bangen. Er lief zu Chung: „Ein entsetzliches Unglück", sagte er ihm, „hat stattgefunden. Der Konsul ist todt. Ich zähle auf Euch; rettet mich! — „Wie soll ich Euch retten", antwortete der Ober-Kommissar. „Es wird kein Leichtes sein, mich selbst zu retten. Ihr seid der Vorstand der städtischen Behörde. Eure Pflicht war das Volk zu beschwichtigen. Aber statt sie zu erfüllen, habt Ihr die Ruhestörer begünstigt. Nun da der Konsul todt ist, sucht

*) Durch die Autopsie bestätigt.

wenigstens die übrigen Europäer zu beschützen und die Plünderung zu verhindern."*) Hierauf zog er sein Amtsgewand aus, schritt aus dem Yamen und, sich vorsichtig in der Nähe des Thores haltend, betrachtete er schweigend das grauenhafte Schauspiel: die Kathedrale, das Missionshaus, das Konsulat standen in Flammen.

* * *

Der Leser erinnert sich daß der am wenigsten achtbare Theil der Bevölkerung Tien-tsins am nördlichen Ufer wohnt; daß eine einzige Schiffbrücke dies Viertel mit der inneren Stadt und den großen Vorstädten am rechten Pei-ho-Ufer verbindet, und daß die Kirche, das Kloster, das Spital und das Waisenhaus der Schwestern sich in einer dieser Vorstädte befanden. Er hat auch nicht vergessen daß die Brüderschaften der Feuerlöscher auf beiden Ufern mit dem Gesindel sympathisirten welches, von unsichtbaren Händen geleitet, vom General Chên-kwo-shuai offen, von dem Militär-Mandarin des Distriktes insgeheim begünstigt, mit Ungeduld das Zeichen zum Losbruch erwartete. Gegen Mittag wurde es ertheilt. Da rief, auf fünf verschiedenen Punkten, der Gong die Feuerlöscher und die ehemaligen Freiwilligen unter die Waffen. Es verstand sich von selbst, die geringste Voraussicht gebot es, daß der Verkehr zwischen beiden Ufern vom frühen Morgen an unterbrochen werden mußte. Es war dies ein sicheres Mittel die Vereinigung der Ruhestörer zu verhindern. Man brauchte nur die Schiffbrücke zu öffnen und die sie bildenden Boote zu entfernen. Erst nach Ermordung des Konsuls gab Chung die-

*) Dies merkwürdige Zwiegespräch scheint mir zu jenen Dingen zu gehören die nicht erfunden werden. Der oben erwähnte Mandarin erzählte es mir. Er behauptet dabei gewesen zu sein.

sen Befehl. Man war eben mit der Vollziehung desselben beschäftigt, als General Chên-kwo-shuai am Quai erschien und über die Brücke zu gehen verlangte. In Anbetracht seines hohen Ranges wurde ihm dies gestattet. Er überschritt also die Brücke, und mit ihm eine Horde von Mördern. Am linken Ufer war das Werk vollbracht, die Europäer waren getödtet, die Kirche und die Häuser verbrannt.

Jetzt zu den Schwestern!

Seit ungefähr einer Woche hielten sich die Klosterfrauen für verloren. Die Oberin betrachtete, wie bereits erwähnt, die Lage für so gefahrvoll daß sie einen schwerkranken Engländer aus dem Hospital entfernen und nach der Faktorei schaffen ließ. Doktor Frazer, der gute Samaritaner, der täglich, zuweilen zweimal des Tages, die Kranken im Spital der Schwestern besuchte, war als er es das letzte Mal verließ beinahe getödtet worden und seither nicht wiedergekommen. Der Verkehr mit den beiden Priestern war unterbrochen. Die Schwestern wagten nicht mehr sich in den Gassen zu zeigen. Seit drei Tagen umstand eine tobende Volksmasse das Kloster vom Morgen zum Abend. Dennoch war die Flucht noch möglich. Während der Nacht hätten die Klosterfrauen ihr Haus verlassen und die Faktorei erreichen können. Aber was wäre aus ihren Waisen und Kranken geworden? Von aller menschlichen Hilfe abgeschnitten, umringt von einer feindseligen jeder Schreckensthat fähigen Volksmenge, beschlossen diese frommen und muthigen Frauen ihre Pflicht zu erfüllen bis zu Ende.

Ich gebe hier ihre Namen: die Oberin Schwester Maria Theresia Marguet aus Belgien, sechsundvierzig Jahr; die Schwestern Marie Seraphine Clavelin aus Frankreich, achtundvierzig Jahre; Marie Pauline Viollet aus Frankreich, neununddreißig Jahre; Marie Anna Pavillon aus Frankreich, sieben-

undvierzig Jahre; Amalie Karoline Legras aus Frankreich, sechsunddreißig Jahre; Adelaide Marie-Angelica Lenu aus Frankreich, achtunddreißig Jahre; Marie Clorinda Andreoni aus Toskana, vierunddreißig Jahre; Alice O'Sullivan aus Irland, vierunddreißig Jahre; Maria Josephine Adam aus Belgien, vierunddreißig Jahre und Marie Anna Noemi Tillet aus Frankreich, vierundvierzig Jahre alt.

Im Orphelinat befanden sich an hundert Kinder.

Gegen halb drei Uhr erschienen unter Trommelschlag und Böllerschüssen, mit dem Rufe: Tod den Franzosen, Tod den Fremden, starke Volkshaufen vor dem Kloster. Es wurde in Brand gesteckt und das Thor sofort eingeschlagen. Da trat die Oberin den Elenden entgegen. Sie wurde mit Lanzenstichen durchbohrt und in Stücke gehauen. Die andern Nonnen suchten sich in dem Kellerraume der Kirche, im Garten, in der Apotheke zu verstecken, wurden aber binnen wenigen Minuten ergriffen und niedergemetzelt. Die Wuth der Mörder läßt hoffen, daß die Schwestern nicht lange zu leiden hatten.*)

Die Leichen wurden zerrissen und in den Fluß geworfen. Einige geröstete Stücke Fleisch und ein Häufchen verkohlter Knochen, die man im Hofe des Spitals fand, waren Alles was

*) Dies ist die Meinung des Pater Favier. Meiner Feder widerstrebt die Einzelnheiten zu geben welche die amtlichen Berichte des Herrn Lay, Blue Book S. 24 und 28, andeuten. Die sorgfältigen Nachforschungen, welche sowohl von dem Apostolischen Vikariat in Peking als von den Konsularbehörden über den Tod der Nonnen veranstaltet wurden, haben zu keinem klaren Ergebnisse geführt; was sich übrigens dadurch erklärt daß die einheimischen Christen die Flucht ergriffen und die heidnischen Nachbarn der Schwestern, weil mehr oder minder in die Bluttbat verwickelt, wenig geneigt waren die an sie gestellten Fragen zu beantworten, am wenigsten die Wahrheit zu sagen.

von den frommen und guten Schwestern übrig blieb.*) Der Taotai schickte diese Reste an den englischen Konsul. Doktor Frazer lag die schmerzliche Pflicht ob die spärlichen Ueberbleibsel seiner Freundinnen zu sichten. Er vermochte damit kaum fünf Körper zusammenzusetzen. Man kann das Verschwinden der Leichen nicht wohl durch die Verkohlung erklären, denn in diesem Falle würde man immerhin einige Knochen gefunden haben. Wahrscheinlich wurden die abhandengekommenen Theile der Körper als Talisman unter das Volk vertheilt. So erzählte eines der Waisenkinder daß ein Mann es mit der abgeschnittenen Hand einer Klosterfrau in das Gesicht schlug indem er ihm sagte: „Dies ist Deine Mutter die Dich züchtigt.“ (Die Kinder pflegten die Nonnen Mutter zu nennen.) Ein im Blue Book**) citirter Zeuge sagte aus daß hundert Kinder des Orphelinats im Keller erstickt worden seien. Diese Angabe hat sich glücklicher Weise nicht bestätigt. Die Kinder hatten sich in ihrem Schrecken überall versteckt. Sie wurden entdeckt, eingezogen und einem Verhör unterworfen. Obgleich sie deshalb viel zu leiden hatten, weigerten sie sich standhaft zum Nachtheile der Schwestern auszusagen. Sechs Wochen später wurden sie von den chinesischen Behörden einem zu diesem Zwecke von Peking gekommenen Missionäre übergeben.

Mehrere eingeborene Christen kamen in der Nähe des Klosters um das Leben. Die andern, wie wilde Thiere gehetzt, zerstreuten sich in alle Richtungen, suchten sich bei Freunden zu verbergen oder Nachts aus der Stadt zu entkommen. Eine Chri-

*) The pious and good sisters of Mercy, nennt sie George Thin M. D. Vicepräsident des North-China branch der Royal asiatic society. Mehrere englische Residenten, Protestanten, welche diese Klosterfrauen persönlich kannten und Zeuge ihres Wirkens waren, sprachen mir von ihnen mit Thränen in den Augen und erklärten sie für Heilige.

**) S. 75.

stin wurde in den Fluß geworfen und dann wieder herausgezogen, nachdem sie versprochen hatte gegen die Schwestern auszusagen, nämlich zu erklären daß sie von ihnen behext worden sei. Sie wurde nach dem Yamen gebracht um dort ein Verhör zu bestehen.*) Ein merkwürdiges Faktum weil es wie so viel Anderes darthut daß die Mörder mit Methode vorgingen, und ihre Leiter, wer sie auch waren, sich für alle Fälle mit schriftlichen Beweisstücken versehen wollten.

Herr von Chalmaison, ein in der chinesischen Stadt ansässiger Kaufmann, wurde ermordet als er aus seinem Hause trat. Eine unter demselben Dache lebende Französin lief in einem Gäßchen umher und wurde von einem Weibe aufgenommen und versteckt. Nachts begab sie sich als Chinesin verkleidet in ihre Wohnung, fand sie verlassen und wollte daher nach ihrem Zufluchtsorte zurückkehren. Sie konnte ihn nicht wieder finden, klopfte an eine unrechte Thüre, wurde an ihrer Aussprache als Fremde erkannt und sofort niedergemacht.

Ein in demselben Stadtviertel lebender Engländer verdankte die Rettung seinem Komprador. Dieser versteckte ihn am Dache zwischen zwei Rauchfängen, verschloß sodann Thüre und Fenster und bot, seine Pfeife rauchend, den vorüberziehenden Horden die Schlüssel des Hauses indem er ihnen sagte, sein Herr habe sich nach der Faktorei geflüchtet.

Die beiden Schweizer Kaufleute Borel entgingen dem Tode wie durch ein Wunder. Von Mittag bis zum Abend waren sie in ihrem Hause belagert. Immer wieder erschienen Pöbelhaufen, aber immer ließen sie sich durch die Bitten des Kompradors zum Abzuge bewegen. Während der Nacht sandte Chung die zwei Herrn nach der brittischen Koncession.

*) Blue Book. Aussage eines Eingebornen.

Ein Herr Bassow und ein erst seit einigen Tagen verheiratheletes junges Ehepaar, Herr Protopopoff*) und seine Frau, eine Schwester der Frau Starzoff, alle drei in der Faktorei angesiedelt, hatten sich Morgens nach der chinesischen Stadt begeben um bei Landsleuten welche dort wohnten zu frühstücken. Ungeachtet der Zusammenrottungen des Volkes denen sie keine Bedeutung beilegten, gingen die Freunde gegen Mittag zu Tische als ein chinesischer Diener mit der Nachricht in das Zimmer stürzte: „Die Kirche werde in den Fluß geworfen." Nun schien es rathsam so rasch als möglich nach den Koncessionen zurückzukehren. Da die Brücke mit Menschen überfüllt war, wurde der Weg am linken Ufer des Pei-ho eingeschlagen oder, wie man es hier nennt, auf der Salzseite, He-doune. Das junge Paar und Herr Bassow bedienten sich der Tragstühle in denen sie am Morgen gekommen waren. Die drei andern Russen folgten ihnen zu Fuß, begegneten aber einem Trupp Bewaffneter und flüchteten in ein Schilderhaus. Sie wurden einem Verhör unterworfen und, nachdem sie ihre russische Nationalität dargethan hatten, nach ihrem Hong zurückgeführt. Mittlerweilen ließen sich Herr und Frau Protopopoff und ihr Freund so rasch als möglich durch das nördliche Stadtviertel tragen, als sie mit dem Geschrei: Fremde, Fremde, tödtet, tödtet, von einer Mörderbande überfallen wurden. Sie riefen: sie seien keine Franzosen, sie seien Engländer, und erhielten zur Antwort: „Gleichviel, alle Fremde müssen sterben!" Man ließ ihnen nicht Zeit aus ihren Sänften zu springen. Diese wurden zertrümmert; die beiden Männer welche die junge Frau zu vertheidigen suchten wurden mit ihr

*) Blue Book S. 105—139 und nach den mündlichen Mittheilungen des Herrn Starzoff.

niedergesäbelt, die Leichen nackt ausgezogen, vergraben und in der Nacht in den Fluß geworfen.

Vier protestantische (englische und amerikanische) Kapellen wurden zerstört oder stark beschädigt.

Um halb sechs Uhr Nachmittags hörte man allenthalben den Tam-Tam zum Rückzug trommeln. Die verschiedenen Löschbrigaden hatten ihr Werk vollbracht; in Reih und Glied geordnet, marschirten sie nach ihren Stadtvierteln zurück. Die Menge verlief sich. Der Lärm verstummte. Ueber den Schauplatz der Greuelthat sanken die Schleier der Nacht.

*
* *

Während in der chinesischen Stadt das Blut in Strömen floß, herrschten Verwirrung und Entsetzen in der Faktorei. Aller Vertheidigungsmittel, sogar der schwachen Hilfe eines Kanonenbootes beraubt, von dem Schauplatze der Mordscenen durch kein natürliches Hinderniß getrennt, hielten sich die Residenten für verloren. Einem starken Regengusse der gegen Abend fiel verdanken sie wahrscheinlich ihre Rettung. Inzwischen wurde in größter Eile gewaffnet. Aber was vermochten diese hundert Männer auszurichten gegen die Tausende die, bluttrunken und mit Piken und Aexten bewaffnet, jeden Augenblick anstürmen konnten? Die englischen und amerikanischen Missionäre flohen mit Frau und Kindern an Bord eines Handelssteamers der im Pei-ho lag.*) Früh am nächsten Morgen erschien Chung-hou in den Koncessionen und verlangte die Konsuln zu sprechen. Er trug militärischen Schutz an. Herr Lay wies den Antrag mit

*) Herr Lay meldet dies an Herrn Wade, und fügt hinzu: although this is against my wish as an appearance of danger, yet I have no power to stay them. Blue Book S. 23.

der richtigen Bemerkung zurück daß die Soldaten mehr zu fürchten seien als das Volk. Den Besuch und Tod Fontanier's, so wie die Ereignisse des vergangenen Tages, erzählte Chung in seiner Weise. Der Konsul, sagte er, habe zweimal auf ihn geschossen und sei an seiner Seite getödtet worden. Er, Chung, habe den Körper in seinem Yamen beigesetzt und werde ihn mit den sterblichen Resten der übrigen Opfer nach den Koncessionen bringen lassen.

Im Laufe des Tages liefen fortwährend die beunruhigendsten Nachrichten aus Tien-tsin ein. Die Furcht vor einem Angriff verbreitete sich neuerdings. „Unsere Lage", schreibt Herr Lay an den Gesandten der Königin in Peking, „ist entsetzlich. Alle männlichen Bewohner der Gemeinde haben die Wache bezogen; aber wir sind numerisch zu schwach."

Vor den Fenstern der Residenten schwammen die Leichen ihrer Freunde vorüber. Die erste die man aus dem Wasser zog war die des französischen Konsuls. Die von Chung erzählte Geschichte war ein Mährchen. Seine Excellenz hatte einfach gelogen. Der Taotai sandte die Reste der Schwestern. Da die gesammte männliche Bevölkerung die Zugänge der Faktorei bewachte, und kein Chinese, selbst nicht die Kuli, für Geld und gute Worte zu bestimmen waren die Leichen zu berühren, so mußten der englische Konsul und sein Kanzler selbst Hand anlegen. Sie sammelten die zerrissenen Gliedmaßen und legten sie in Särge. Herr Lay hatte überdies die Frauen zu beruhigen, die tausend Anfragen der Männer zu beantworten, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, dabei aber sorgfältig Alles zu vermeiden was die ohnehin mit jedem Augenblick steigende Angst der Residenten vermehren konnte.

In der chinesischen Stadt hatte sich die Aufregung nur wenig gelegt. Leute von einigem Besitz fürchteten Plünderungen

des Pöbels und die Rache der Europäer. Sie flohen daher aus der Stadt. Die Kaufleute verwandelten ihre Baarvorräthe in Waaren, weil Räuber und Diebe Geld vorzugsweise suchen und leichter als umfangreiche Gegenstände mit sich forttragen. Die Literaten riefen und ließen rufen: Tod den Fremden! Herr Lay besorgte daß der französische Geschäftsträger mit unzureichenden Kräften den Versuch wagen könnte die Mörder zu züchtigen. „Wenn", schreibt er an Herrn Wade, „dergleichen mit Hilfe eines oder zweier Kanonenboote unternommen wird, so wird nicht Einer von uns den Versuch überleben, nicht Einer die Geschichte der Niederlage und der neuen Metzeleien erzählen können." Die Frauen und Kinder der Residenten ließ Herr Lay auf die zufällig anwesenden Kauffahrteischiffe bringen.

In der chinesischen Stadt wurden Fächer und Kupferstiche verkauft welche das Ende Fontanier's und seines Kanzlers darstellten. Die chinesischen Behörden ließen diese scheußlichen Bilder konfisciren. Sie sind daher selten geworden. Ich besitze deren zwei die denselben Gegenstand in derselben Weise geben. Man sieht Chung's Yamen, in der Mitte die ziemlich getreu gezeichnete Kathedrale, das Haus der Lazaristen und das Konsulat, sämmtlich in Flammen. Der Konsul und sein Begleiter liegen am Boden; vier Mörder versetzen ihnen Hiebe mit Schwertern und Lanzen. Ein Mann kniet am Boden um seine Schuhriemen zu binden; dabei hält er den Säbel im Munde und wendet den Kopf der Mordscene zu die ihn zu unterhalten scheint. Eine Art Hanswurst. In geringer Entfernung betrachtet ein Ober-Beamter, nach der Auslegung des Tien-tsiner Publikums der Chih-hüen, neben seinem Tragsessel stehend und von einigen Mandarinen umgeben, die Ermordung der zwei Franzosen. Auf beiden Ufern kommen Pikenträger gelaufen.

Andere rudern in einem Boote herbei. Neugierige sehen zu indem sie ihre Fächer bewegen. In der Ferne gewahrt man zwei Reiter, wahrscheinlich General Chên-kwo-shuai und den Militär-Mandarin des Distriktes vorstellend. Beide Männer verdienten, durch ihr Benehmen, die Ehre in diesem Bilde verewigt zu werden. Die Zeichnung ist roh, aber die Darstellung lebendig; sie athmet Blut und wirkt auf die Einbildungskraft durch den schneidenden Gegensatz zwischen dem wilden Hasse der herbeistürzenden Mörder und der olympischen Ruhe der offiziellen Zuschauer.

Mittlerweile kamen englische Kanonenboote aus Che-fu und Shanghai an. Chung erließ eine Proklamation welche die Ruhe herstellte und dadurch zugleich den Beweis lieferte daß das Unglück verhindert werden konnte, wenn die Mandarinen gewollt hätten.

Später im Jahre, als der Winter nahte, erneuerten sich die Besorgnisse. Wie wird es den Bewohnern des Settlement ergehen nach der Abfahrt der Kanonenboote, die man natürlich nicht der Gefahr aussetzen konnte, im Eise eingefroren, eine leichte Beute der Chinesen zu werden, und welche daher vor Eintritt des Frostes nach Che-fu zurückkehren mußten. Die englische Regierung hielt für zweckmäßig daß die Residenten während des Winters Tien-tsin verließen und war bereit ihnen hiebei behilflich zu sein. Auch in Peking wurde die Frage besprochen, ob das diplomatische Korps nicht besser thäte sich aus der Hauptstadt zu entfernen. Herr Wade erklärte sich aber, in Uebereinstimmung mit seinen Kollegen, gegen ähnliche Maßregeln welche ihm „nicht gerechtfertigt schienen, in den Faktoreien nicht gebilligt würden und dem Ansehen Englands in diesem Theile der Welt nur Eintrag thun könnten.“ Aber in Tien-tsin war die Lage abermals kritisch geworden. „Ich bin kein furchtsamer

Mensch", schrieb Herr Lay an Herrn Wade, „und ich werde auf meinem Posten ausharren bis man mich verjagt. Wenn sie uns angreifen so werden sie, hoffentlich, gut empfangen werden; aber ich kann meine Frau und mein Kind nicht solchen Wechselfällen aussetzen, und wenn ich sie von hier entferne, so wird dies das Signal zu einer allgemeinen Flucht sein. Was soll ich also thun?" — „Nichts", war die Antwort des Herrn Wade. „Seit drei Monaten sind Sie fortwährend au qui vive. Ihre Nerven sind angegriffen. Aber in Tien-tsin gibt es mehr Angst als Gefahr." Welche Lage! Der Konsul, bereit sein Leben zu geben aber für Frau und Kind zitternd; der Minister, der im Interesse des öffentlichen Wohles es auf sich nimmt ihn zu beruhigen! Wahrhaftig, der diplomatische und Konsulardienst in China sind keine Sinekuren. Ehre der Opferwilligkeit, dem Muthe, der Kaltblütigkeit dieser würdigen Vertreter eines großen Landes! Uebrigens gaben die Thatsachen dem Gesandten Recht. Die Ruhe wurde nicht wieder gestört. Chung und der General-Gouverneur der Provinz, Tseng, der Letztere mit der Einleitung der Untersuchung betraut, wußten den Pöbel in Zaum zu halten und die wenigen Europäer zu schützen welche, auf der Reise nach oder von Peking begriffen, die Stadt Tien-tsin nicht umgehen konnten.

Dies ist das große Trauerspiel von Tien-tsin. Betrachten wir nunmehr die personae dramatis!

* * *

Die Missionäre und die Klosterfrauen wurden beschuldigt die blutigen Angriffe als deren Opfer sie fielen durch ihre Unvorsichtigkeit und durch ihren blinden Eifer veranlaßt zu haben. Am Tage des Blutbades selbst, am 21. Juni Morgens, schreibt Herr Lay an Herrn Wade: „Die barmherzigen Schwestern haben

die Dummheit begangen Kinder zu kaufen.“*) Der Beweis daß diese Angabe irrig war wurde geliefert, und Herr Wade, der ihr Anfangs Glauben beigemessen, bewährte auch diesmal die ihm von Freund und Gegner nachgerühmte Ehrenhaftigkeit indem er seinen Irrthum sogleich berichtigte.**) Eine Deputation englischer mit China in Handelsverkehr stehender Kaufleute der City erschien bei Lord Granville und überreichte ihm eine Denkschrift in der es heißt: „Die Gemeinde welcher die Schwestern angehören besteht seit dreihundert Jahren, und wir glauben zu wissen daß in diesem langen Zeitraume nie irgend eine Klage gegen diese Frauen erhoben wurde. Ihre Handlungsweise ist vollkommen bekannt. Wir behaupten auf das Entschiedenste daß sie den Leuten welche ihnen verlassene Kinder brachten nicht einmal Geldgeschenke machten.“***)

Die gegen die Lazaristen-Priester vorgebrachte unbestimmte Beschuldigung der Unvorsichtigkeit scheint ebenso unbegründet zu sein. Diejenigen welche einen so großen Werth darauf legten den Beweis zu liefern daß der Unwille des Volkes und der Literaten ausschließlich gegen die Geistlichen und die Klosterfrauen und, insoferne diese der Mehrzahl nach Franzosen waren, gegen die Franzosen gerichtet war, würden ihre Anklagen gewiß im Einzelnen nachgewiesen haben, hätten sie zur Erhärtung

---

*) „The sisters of charity have been very stupid in buying children and so on“ Blue Book S. 19. Diese Stelle wird von den englischen Residenten in den Trade-Ports allgemein getadelt.

**) „Meine Ueberzeugung, sagt er, daß die Aufregung durch den Glauben hervorgerufen wurde, die unglücklichen Schwestern hätten die Kinder zu ruchlosen Zwecken in ihr Waisenhaus aufgenommen, bleibt nach wie vor unerschüttert; aber ich erfahre daß die Behauptung, diese Kinder seien, wie ich glaubte, von den Schwestern gekauft worden, unwahr ist.“ Blue Book S. 68.

***) Blue Book S. 51.

ihrer Voraussetzungen bestimmte Thatsachen vorbringen können. Nun befindet sich aber in den Proceßakten nicht Ein solcher Fall. Die albernen Erfindungen des elenden Wu-lan-chen, der offenbar im Solde der Literaten stand, wurden von ihm selbst zurückgenommen und von den chinesischen Behörden als erfunden und vollkommen falsch anerkannt.*) Da diese Anklagen durchwegs gegen die katholischen Missionäre und die Schwestern gerichtet sind, werde ich bei Besprechung der sogenannten Missionsfrage auf sie zurückkommen. Hier genügt die Feststellung der Thatsache daß das einzige den Klosterfrauen von Tien-tsin nachgewiesene Unrecht darin besteht daß sie Waisen in ihr Waisenhaus und Kranke in ihr Spital aufnahmen! Eine Epidemie war ausgebrochen, und mehrere Kinder starben. Die Anstifter der Metzeleien benützten den Umstand um das Volk aufzuwiegeln. Kann man die Schwestern für den Ausbruch der Krankheit verantwortlich machen? Unterlassen wir auch nicht zu ihrer Vertheidigung, da sie sich nicht selbst vertheidigen können weil ihnen der Tod den Mund schloß, unterlassen wir nicht hier das ihnen von vielen Protestanten, von sämmtlichen Residenten der Koncessionen von Tien-tsin ertheilte Zeugniß anzuführen, daß während acht Jahren und bis in die Mitte Mai, also einen Monat vor den Ereignissen, die Schwestern von den Chinesen allgemein geliebt und verehrt waren; daß sie bei Aufnahme von Kindern immer auf dieselbe Weise zu Werke gingen; daß zu wiederholten Malen in ihrem Orphelinate eine ebenso große Sterblichkeit geherrscht hat wie um die Zeit des großen Blutbades, und daß die periodisch auftauchenden, für die Priester und Nonnen verleumderischen, Gerüchte immer und meist binnen kurzer Zeit verstummt sind.

*) Chung-hou an das Yamen der auswärtigen Angelegenheiten. Blue Book S. 21.

Der französische Konsul, taub für die Vorstellungen eines Nachbars des Pater Chevrier, seines Kollegen des russischen Konsuls; immer zu heftigem Vorgehen geneigt und, in dem kritischen Augenblicke, überreizt durch die Gefahr welche er weder vorauszusehen noch zu beschwören vermocht, Herr Fontanier hat, in seiner unerklärlichen Verblendung, nichts gethan zur Verhinderung und Alles zur Beschleunigung der Katastrophe. Er fiel, eines der ersten Opfer. Seine Fehler, die er durch einen edlen Tod gebüßt, waren Fehler des Urtheils und des Charakters, die verzeihlichsten bei einem Staatsdiener wenn gleich sehr oft die bedauerlichsten, wegen ihrer üblen, zuweilen verhängnißvollen Folgen. Hätte der Konsul die Lage richtig aufgefaßt, so würde er seine Kollegen, bei guter Zeit, verständigt und, durch einen gemeinschaftlichen Schritt des Konsularkorps, Chung Muth eingeflößt haben. Chung fürchtete den Pöbel und die Literaten. Die Konsuln mußten dafür sorgen daß er noch mehr Schrecken empfände vor den Klagen der fremden Gesandten in Peking und der ihm drohenden Ungnade der Prinzen Kung. Die Klosterfrauen mußten entfernt, und, am Morgen des Blutbades als sich die ersten Volkshaufen zusammenrotteten, die Schiffbrücke geöffnet und der Verkehr zwischen beiden Ufern unterbrochen werden. Nach sorgfältiger und wiederholter Besichtigung der Oertlichkeiten, nach einem eingehenden Studium des englischen „Blaubuches" und mit Hilfe der theils in Peking theils hier gesammelten mündlichen Auskünfte bin ich zur Ueberzeugung gelangt daß die von den Residenten, welche sich während der Unruhen in den Koncessionen befanden, gehegte Ansicht die richtige ist. Sie sind der Ueberzeugung daß Herr Fontanier, in der eben angedeuteten Weise handelnd, das furchtbare Unglück abwenden konnte. Vielleicht hätte er die Zerstörung der Gebäude nicht verhindern

können; aber die Schwestern, höchst wahrscheinlich alle Europäer und, ohne irgend einer Pflicht untreu zu werden, sich selbst hätte er gerettet. Es thut mir leid über einen Ehrenmann der ein so furchtbares Ende nahm ein vielleicht hart scheinendes Urtheil fällen zu müssen. Ich leistete dem edlen Pflichtgefühl das ihn in den Tod führte Gerechtigkeit. Seine Irrthümer und Fehler durfte ich nicht verschweigen. Die Erforschung, die Entdeckung, der Kultus der Wahrheit sind des Geschichtschreibers erste, wenn gleich zuweilen schmerzliche Pflicht.

Auch Herr Lay, obschon in geringerem Grade als der französische Konsul, täuschte sich über den Ernst der Lage. Ich beurtheile ihn, ausschließlich, nach den von seiner Hand gezeichneten amtlichen Urkunden. Sieben Tage nach den Ereignissen schreibt er*) an Herrn Wade: „Ich hatte damals keine Ahnung daß die Lage so bedenklich war." In der That, er hatte sie nicht. Zweimal schrieb er an Chung; aber wann? Sein erstes Schreiben ist vom 20., sein zweites vom 21. Juni Morgens! Also vom Vorabende und vom Tage des Blutbades. In dem ersten ersucht er den Ober-Kommissar das Volk zur Artigkeit (!) gegen die Fremden aufzufordern und zur Achtung der Kapellen und des Spitales. In dem zweiten Briefe beklagt er sich über den Anfall auf Doktor Frazer und bittet Chung den Chinesen, durch eine Proklamation des Chih-fu, begreiflich zu machen daß sie gegen Unterthanen der Königin artig sein müßten und sie nicht belästigen dürften.**) Hiedurch beweist Herr Lay daß er die in der chinesischen Stadt herrschende Aufregung gar sehr unterschätzte.

*) I had no idea then that matters were so serious." Blue Book S. 32.

**) Blue Book, Herr Lay an Herrn Wade; bereits citirt.

Zu seiner Entschuldigung kann angeführt werden daß er sich nicht an Ort und Stelle befand, daß einige Klosterfrauen welche seine Gemahlin acht Tage vor dem Ereignisse besuchten an keine Gefahr zu glauben schienen, und daß die kleine russische Kolonie ebenso dachte. Sonst würde wohl kaum das junge Ehepaar Protopopoff gewagt haben, am Tage des Blutbades, einer Einladung nach der chinesischen Stadt Folge zu leisten. Auch ihre russischen Freunde bei denen sie speisten schienen nicht besser unterrichtet. Dagegen aber muß erinnert werden daß dieses Gefühl der Sicherheit kein allgemeines war. Der russische Konsul, Doktor Frazer, mehrere hervorragende Glieder der Faktorei bestanden auf der Ergreifung von Vorsichtsmaßregeln, insbesondere auf der schleunigen Berufung eines Kanonenbootes aus Che-fu. Dagegen zeigte sich Herr Lay, nach der Katastrophe, auf der Höhe seiner Aufgabe und verdiente hiedurch das ihm von seinen Vorgesetzten gewordene Lob.

Von den chinesischen Oberbeamten wird der höchststehende, Chung, wie mir scheint mit Recht, der Nachlässigkeit und Unentschlossenheit beschuldigt. Bei den Literaten schon deshalb wenig beliebt weil ihn seine amtlichen Pflichten nöthigten mit den Fremden in persönlichem Verkehr zu stehen, war er von einer undisciplinirten, durch den ehemaligen Rebellen Chênkwo-shuai aufgereizten Soldateska umgeben. Er besaß, wie bereits erwähnt, keine Gerichtsbarkeit und war zu einem amtlichen Einflusse auf den Taotai und die städtischen Magistrate weder berufen noch befähigt. Seine Lage war schief, seine Arme gelähmt. Um anders aufzutreten als er that, hätte er Muth und Thatkraft besitzen müssen, Eigenschaften welche ihm fehlten.

Daß der Chih-fu und der Chih-hüen die Mörder mittelbar begünstigten ist heute eine durch die Proceßakten festgestellte von der kaiserlichen Regierung anerkannte Thatsache. Man weiß,

und eine alte Erfahrung lehrt, daß, in gewöhnlichen Zeiten, die Mandarine durch eine Proklamation Ruhestörungen immer und mit Leichtigkeit hintanhalten. Zahllose und darunter viele neuere Fälle bestätigen dies. Hier will ich nur zwei anführen. Der, während der Abwesenheit des apostolischen Vikars, provisorische Leiter der Lazaristenmission in Peking fürchtete für die Schwestern in Pei-tang, wollte sie nach Shanghai schicken und bat für sie um sicheres Geleite. Der Ministerrath antwortete es sei kein Grund zu solchen Befürchtungen vorhanden, und er bürge für die Sicherheit der katholischen Anstalten in der Hauptstadt. Sie blieben, in der That, unbehelligt.

In Tung-chow, am blauen Flusse, leben amerikanische Missionäre. Durch die feindselige Stimmung des gemeinen Volkes eingeschüchtert, entflohen sie mit ihren Familien. Der Taotai ließ sie ersuchen zurückzukehren indem er ihnen völlige Sicherheit zusagte. In beiden Fällen erwiesen sich die chinesischen Behörden als vollkommen befähigt den Pöbel im Zaume zu halten. Aber ganz anders war das Benehmen der beiden städtischen Vorstände von Tien-tsin, und wenn auch ein thätiger Antheil an den Mordscenen ihnen nicht nachgewiesen werden konnte, so würde die Proklamation des Chih-fu's allein hinreichen um ihre Mitschuld außer Zweifel zu stellen.

General Chên-kwo-shuai hat, erwiesenermaßen, die Mörder angestachelt und bei ihrem blutigen Werke angeführt; der Militär-Mandarin des Distriktes leistete ihm hiebei versteckten Beistand. Uebrigens liegt wenig daran den Antheil nachzuweisen den ein jeder dieser Elenden an den Unthaten genommen hat. Von weit höherem Interesse wäre es die wahren Anstifter des Verbrechens und ihre Beweggründe zu entdecken. Von wo ging der Anschlag aus, und gegen wen war er gerichtet? Leider blei-

ben diese so wichtigen Fragen unbeantwortet. Eine Masse von Aussagen wurde zwar gesammelt, aber sie führten zu keinem entschiedenen Ergebnisse. Unerachtet der dringenden und wiederholten Aufforderungen des diplomatischen Korps, weigerte sich die kaiserliche Regierung mit auffallender Beharrlichkeit über den Ursprung und die Urheber des Blutbades eine ernste Untersuchung einzuleiten.

Unter den Europäern haben sich zwei Ansichten gebildet. Nach der einen hätte das unvorsichtige Benehmen der Missionäre und der Schwestern Anfangs den Argwohn und später den Unwillen des Volkes erregt; ein unvorbereiteter Zornesausbruch habe stattgefunden; der Angriff sei aber ausschließlich gegen die Franzosen gerichtet worden, weil die meisten katholischen Priester und Nonnen Franzosen sind. Unter den Vertretern dieser Ansicht, deren Zahl sehr geringe ist, steht Herr Wade oben an. Ein langjähriger Aufenthalt in China, persönliche Beziehungen mit den Großwürdenträgern des Reiches, mit Literaten, mit den Spitzen des einheimischen Handelsstandes, seltene Kenntniß der Menschen und der Dinge, der Geschichte und der Sprache des Landes, der weite Gesichtskreis seiner hohen Stellung, alle diese Vortheile vereint mit einer sprichwörtlich gewordenen Lauterkeit des Charakters verleihen den Ansichten des Vertreters der Königin Viktoria immer einen hohen und, in ähnlichen Fragen, den höchsten Werth. In dem uns beschäftigenden Falle beruft sich der brittische Gesandte auf eine allgemeine Würdigung der Zustände und auf gewisse im Laufe meiner Erzählung angeführte Erhebungen. Die Mörder hatte man rufen hören: Tödtet die Franzosen. Die russischen Kaufleute wurden verschont nachdem sie ihre Nationalität nachgewiesen hatten. Herrn Wade's großer Beweisgrund ist die durch die angebliche Unvorsichtigkeit der Schwestern hervorgerufene Aufregung. „Ich

halte für meine Pflicht", schreibt er an Herrn Lay*), „die Ueberzeugung auszudrücken daß ohne den unter den Chinesen verbreiteten Glauben, die Kinder würden eingefangen, keine Aufregung im Volke entstanden wäre und daß die durch diese Gerüchte entstandene Aufregung sich gelegt hätte, wenn die Gewohnheit der Schwestern eine große Anzahl Kinder in ihr Hospiz aufzunehmen von den unwissenden Chinesen nicht als ein Beweis der Schuld jener unglücklichen Frauen gedeutet worden wäre. Als der Zorn des Volkes gegen sie losbrach, verfielen ihre Landsleute und Religionsgenossen natürlich demselben Schicksale. Ich erfahre daß sogar katholische Chinesen verfolgt wurden, während Eingeborenen des protestantischen Glaubens kein Leid widerfuhr."

Folgendermaßen lautet die entgegengesetzte Ansicht: Der Streich wurde seit Langem durch Literaten vorbereitet. Die Wuth des Pöbels wurde zunächst, dies gibt man zu, gegen die Schwestern und die katholischen Anstalten gerichtet; aber der wahre Zweck der Anstifter war die Vertreibung oder Ausrottung aller Ausländer. Herr Lay, eine andere Autorität ersten Ranges, denn auch er lebt seit Jahren in China, auch er kennt dies Land und befand sich überdies in unmittelbarer Nähe des blutigen Schauplatzes, Herr Lay schreibt an Herrn Wade**): „Der Ruf (den das Volk ausstieß) war nicht „Tödtet die Schwestern", sondern „Tödtet die Franzosen" und später „Tödtet die andern Fremden." Hierauf antwortet ihm Hr. Wade***): „Ich kann Ihre Auffassung nicht annehmen der gemäß der Fremdenhaß im Allgemeinen zum Ausbruche Anlaß gegeben hätte."

*) Blue Book S. 45.

**) Blue Book S. 32.

***) In der oben citirten Depesche.

Wenn es in China Männer gibt deren Meinung über die Ereignisse des 21. Juni Bedeutung hat, so sind es, ich wiederhole es, Herr Wade und Herr Lay, und dennoch laufen, wie man eben sah, ihre Ansichten so weit auseinander. Wenn drei Russen verschont wurden weil sie ihre Nationalität nachweisen konnten, so wurden drei andere Russen niedergemacht obgleich sie den Mördern zuriefen: „Wir sind keine Franzosen, wir sind Engländer." (Besser hätten sie vielleicht gethan zu sagen: wir sind Russen.) Die beiden Thatsachen sind im Blue Book nachgewiesen und wurden mir durch Herrn Starzoff, den Schwager der ermordeten Dame, bestätigt.

Endlich wird die Ansicht daß das Blutbad nur die theilweise Verwirklichung eines weitgreifenden Planes gewesen und daß die Vertilgung aller Ausländer beabsichtigt war von der ungeheuren Mehrzahl, ich möchte beinahe sagen, von der Gesammtheit der europäischen und amerikanischen Bewohner der offenen Häfen getheilt. Ich habe bereits von der Ehrenhaftigkeit dieser Klasse im Allgemeinen gesprochen, und Niemand wird mehreren unter den fremden Kaufleuten eine genaue Kenntniß der Verhältnisse in gewissen Gegenden China's absprechen wollen. Ihre Auffassung fällt daher gleichfalls in das Gewicht.

Eine dritte Version darf nicht unerwähnt bleiben. Es ist die Auslegung welche diesen Vorfällen in den Kreisen des hohen chinesischen Handelsstandes gegeben wird. Dort hört man behaupten die Tien-tsiner Metzeleien seien das erste Ergebniß einer in Central-China angezettelten, weit verbreiteten Verschwörung der Patrioten. Der Zweck sei einen Krieg mit den europäischen Mächten hervorzurufen und hiedurch den Sturz des Ministeriums Kung wenn nicht der Dynastie herbeizuführen.

So verschiedenartigen und doch so wohl bekräftigten Auf-

fassungen gegenüber, gebührt es dem Touristen natürlich nicht eine Meinung abzugeben. Ich beschränke mich daher darauf zu wiederholen daß die eingehenden Erhebungen welche die geistlichen und Konsulatsbehörden pflegen ließen, daß die Aussagen vieler Eingeborenen und das einstimmige Zeugniß der fremden Residenten in Tien-tsin (chinesische Stadt und Faktorei) die gänzliche Grundlosigkeit des gegen die Priester und Schwestern erhobenen Vorwurfes der Unvorsichtigkeit und des blinden Eifers auf das Entschiedenste darthun. Diese pflichttreuen Priester, diese wohlthätigen und heiligen Frauen waren die Opfer, sie waren nicht die Urheber des Blutbades von Tien-tsin.

Die Kunde von den Ereignissen des 21. Juni verbreitete sich mit Blitzesschnelle im Innern und längs den Küsten des Reiches. In Wu-ching, unweit Kiu-kiang, wurde die katholische Kirche vom Pöbel eingeäschert; der sie versehende Priester war glücklicher Weise abwesend. In Hankow*) entstand solche Aufregung daß die sehr kleine Faktorei sich in äußerster Gefahr glaubte. Der englische Konsul bot den barmherzigen Schwestern eine Zufluchtsstätte in seinem Hause an. Diese muthigen Frauen, sämmtlich Italienerinnen, blieben aber in ihrem Kloster und erfuhren keine Unbild. Selbst Kanton, unerachtet der fünfzehnhundert Meilen die es von den Ufern des Pei-ho trennen, fühlte den Rückstoß der Katastrophe. Der französische Konsul glaubte nicht für die Sicherheit der dort befindlichen Schwestern bürgen zu können und sandte sie, trotz ihrer Widerrede, nach Hongkong.

In Peking gaben die Ereignisse des 21. Juni zwischen den Vorständen der Gesandtschaften und Prinzen Kung zu langen Verhandlungen Anlaß. Der größte Antheil hievon fiel

*) Am Yang-tse-kiang, im Innern des Reiches, siebenhundert Meilen von Schanghai.

natürlich dem französischen Geschäftsträger zu. Herr Wade hatte, von der allgemeinen Frage abgesehen, insbesondere zu reklamiren weil eine der ermordeten Klosterfrauen eine brittische Unterthanin war. Ein Theil der gewechselten Schriftstücke findet sich im „Blauen Buche".

Am 3. August fand am Kirchhofe von Tien-tsin das feierliche Begräbniß der Opfer statt. Die Vertreter Englands und Frankreichs, die Admiräle Kellett und Dupré welche die englischen und französischen Geschwader in den chinesischen Meeren befehligten, die Konsuln und die Kapitäne der im Pei-ho liegenden Kanonenboote, sämmtliche europäische und amerikanische Residenten der Faktorei begleiteten die Leichen nach ihrer letzten Ruhestätte. Der apostolische Vikar von Peking hielt den Gottesdienst nach dessen Vollendung er, Herr Wade, Graf Rochechouart und der französische Admiral Reden hielten. Die gewöhnliche Garnison von Tien-tsin war durch die Truppen des Prinzen Kung und des General-Gouverneurs der Provinz für die Gelegenheit verstärkt worden. Kein Zwischenfall störte die ergreifende Feier.

Unmittelbar nach den Ereignissen war Chung zum außerordentlichen Botschafter in Frankreich ernannt worden. Er sollte das Benehmen der chinesischen Regierung „erklären."*) Tseng-kwo-fan erhielt Befehl sich nach Tien-tsin zu begeben um an Ort und Stelle die Untersuchung und gegen die der Mitschuld angeklagten Individuen den Proceß einzuleiten. Er kam spät und that wenig oder nichts. Erst ein Besuch des französischen Geschäftsträgers und die von Che-fu als bevorstehend gemeldete Ankunft des Admirals Dupré der den Pei-ho

*) Rundschreiben des Grafen Rochechouart an die französischen Konsuln in China. Blue Book S. 230.

mit einigen Kanonenbooten heraufsegelte belebten den matten Amtseifer dieses hohen Würdenträgers.

Nach viermonatlichen Verhandlungen und einer ebenso langen Procedur erfolgte endlich der Urtheilsspruch in Form eines kaiserlichen Dekretes.*) Es wurde erklärt daß der Chih-fu Chang-kuang-tsao und der Chih-hüen Lin, bei Anlaß eines Zusammenstoßes zwischen dem Volke und den Christen, unterlassen hätten, vor dem Ereignisse, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen und, nach dem Ereignisse, die Verhaftung der Schuldigen zu veranlassen. „Daher", fährt das Dekret fort' „haben Wir (der Kaiser) sie von ihren Aemtern enthoben und dem Hsing-pu (dem Departement der Strafen) übergeben lassen damit sie daselbst die gehörige Strafe zu erleiden hätten. Nachdem sie von Tseng-kwo-fan verhört worden, wurden sie abermals an das Hsing-pu abgeführt. Letzteres hat nunmehr vorgeschlagen daß, außer der Amtsentsetzung welche den Gesetzen gemäß die Staatsdiener trifft die unfähig sind die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten, die beiden Funktionäre überdies nach den Grenzstationen gesandt und dort dem Heere als gemeine Soldaten eingereiht würden. Seither aber haben sie ihre bereits sehr bedeutenden Fehler noch erschwert indem sie sich ohne vorher eingeholte Erlaubniß, aus eigenem Antriebe, der Eine nach Shun-te und der andere nach Mih-yun begaben. Dies war eine Verhöhnung (der Obrigkeit). Aus diesem Grunde sollen Chang und Lin eine „äußerste Strafe" erleiden, nach einem andern Orte, nach Hei-lung-chiang (in der Provinz Tsi-tuhar am Amur) verbannt und, zur Büßung ihrer Vergehen und zur Warnung Anderer, zu den öffentlichen Arbeiten verwendet werden."

*) Dem diplomatischen Corps durch Prinz Kung mitgetheilt. Blue Book S. 194.

Dies Dekret bedarf keiner Erklärung. Es verräth die geheimen Besorgnisse und Hintergedanken des Prinzen Kung der, zugleich chinesischer Patriot und aufgeklärter Geist, die blutigen Vorfälle bedauerte und einsah daß eine Genugthuung gegeben werden mußte, der aber dabei das nationale Selbstgefühl des Publikums zu schonen hatte. Nachdem nun einmal die Schuldigen bestraft werden mußten so sollte dies wenigstens in den üblichen Formen der heimischen Gesetzgebung stattfinden und nicht unter dem Anschein eines auswärtigen Druckes.

Das diplomatische Korps war durch den ersten Ausspruch natürlich nicht befriedigt. Es mußte also mehr geschehen. Da nahm man, um die Verschärfung der Strafe zu begründen, zu einem erfundenen Vergehen Zuflucht. Die beiden Beamten hätten sich ohne Urlaub entfernt; sie haben es an dem nöthigen Respekte fehlen lassen; deshalb würden sie zur harten Arbeit verurtheilt. Herr von Rochechouart bestand auf ihrer Hinrichtung, konnte aber mit dieser Forderung bei Prinz Kung nicht durchdringen. Zwanzig kleine Mörder erlitten den Tod, dreizehn andere wurden für zehn Jahre und drei Jahre in die Verbannung geschickt. General Chên-kwo-shuai, pro forma dem Hsing-pu überantwortet, erhielt alsbald seine Freiheit. Dank seiner mandjurischen Abkunft, kam er diesmal ohne alle Strafe davon.*) Der gleichfalls sehr schwer beinzichtigte Militär-Mandarin des Distrikts verrichtet dermalen, wie dem Leser bekannt, Kammerherrndienste bei der kleinen Schlange im Tempel von Tien-tsin.

Zweihundertfünfzigtausend Tael wurden als Entschädigung bewilligt.

*) Seither wurde er wegen eines mit den Tien-tsiner Ereignissen nicht zusammenhängenden Verbrechens im Kerker hingerichtet.

Wegen der großen Wichtigkeit der Proklamationen und ihrer sehr bedeutsamen Wirkung auf die Massen, verlangten und erwirkten die Gesandten, nicht ohne viele Schwierigkeit, die Erlassung einer Proklamation mit der Zusage daß sie im ganzen Reiche angeschlagen werden sollte.

Dies Dokument erzählt in Kürze die Vorgänge: die Leichtgläubigkeit des Volkes, seinen Argwohn, seinen Zorn, die Ermordung vieler Fremden, „Akte welche offenbar verbrecherisch und ungesetzlich waren." Dann folgt die Aufzählung der den Schuldigen gewordenen Strafen. Die beiden Ober-Beamten seien mit „ungewöhnlicher" Strenge behandelt worden. Die wichtigste Stelle erinnert „die Wohlhabenden, die Militärs und das Volk daß seit dem Abschlusse der Verträge die fremden Kaufleute Handel treiben und die Missionäre predigen dürfen; daß die Predigten der Letzteren die Verbesserung der Menschen zum Gegenstande haben, und daß der Handelsverkehr zwischen Fremden und Einheimischen beiden Theilen Vortheil bringe... Es ist nicht erlaubt sich, unter diesem oder jenem Vorwande, zusammenzurotten und Gewaltthaten zu begehen. Wer hiegegen verstößt, handle gegen den Willen des Kaisers, gegen die Gesetze und werde mit äußerster Strenge bestraft werden. Die Beamten und das Volk von Tien-tsin werden dem Zuwiderhandelnden ein Spiegel der Yin sein.*) Ein jeder zittere, ein jeder gehorche, niemand widerstehe. Specielle Proklamation."**)

* * *

*) Das heißt sie sehen in dem Schicksale der Verurtheilten das ihnen bevorstehende Loos.

**) Beilage zum Berichte des Hrn. Wade an Lord Granville vom 24. Oktober 1870 Blue Book S. 222 und 223. Zur Vervollständigung meiner Darstellung füge ich hier nachstehende Anzeige des Pariser Journal officiel vom 25. November 1871 bei: „Der Präsident der Republik empfängt

Wir sind am Kirchhofe. In der weiten Umfriedung welche noch vor Kurzem die Konsulatsgebäude und das Missionshaus umschloß stehen, in zwei Gruppen getheilt, vierzehn große steinerne Gräber deren oberer Theil, nach Landessitte, einem Tonnengewölbe gleicht. In diesen Gräbern ruhen, hier Herr Fontanier und die Opfer aus dem Laienstande, dort die Patres Chevrier und Ou, die zehn Schwestern (ihre wenigen Reste) und einige an der Seite der Priester gefallene christliche Diener der Mission. Die Gräber sollen mit Inschriften versehen werden. Hiefür haben die chinesischen Behörden zu sorgen; ebenso auch für Errichtung eines sühnenden Denkmals mit einer Proklamation welches den Europäern eine (sehr unvollkommene) Genugthuung zu geben bestimmt ist.

Wir stehen auf einem Trümmerhaufen. Ganz nahe vor uns steigt der Thurm der Kathedrale in die Luft empor. Noch trägt er das Kreuz an seiner Spitze. Der Strom, von zahlreichen Djonken befahren, fließt majestätisch dahin und verliert sich am Horizont zwischen einem Walde von Masten. Uns gegenüber zeigt sich die Stadt: düster, barbarisch, unheimlich; der gedämpfte Lärm ihrer Gassen dringt bis hieher. Aber um uns herrscht die Ruhe des ewigen Schlafes, die Trauer des Todes verklärt durch die Glorie des Martyrthums.

---

in Versailles den Botschafter Chung-hou welcher das Bedauern und die Entschuldigungen der chinesischen Regierung aus Anlaß des Blutbades von Tien-tsin auszudrücken hat."

Die an Frankreich bezahlte Entschädigung betrug 3,450,000 Franken.

IV.

Hongkong.

Vom 7. zum 27. November.

Annehmlichkeiten des Gelben Meeres. — Physionomie von Hongkong. — Sein Handelsverkehr. — Seine politische und militärische Bedeutung.

(7—19. November.) Daß uns ein Winteraufenthalt hier in Tien-tsin bevorstehe, wird immer wahrscheinlicher. Die bereits strenge Kälte nimmt zu; bald werden wir im Eise festsitzen. Flucht allein könnte retten, aber so lange der Westwind die Wasser von der Barre in das Meer treibt und die außerhalb Taku liegenden Schiffe verhindert in den Pei-ho einzulaufen ist Flucht unmöglich. Auch im Flusse liegt nicht Ein Steamer; und was würde er nützen! Die Barre könnte er ja doch nicht passiren! Am Ende hilft die Güte des Kapitäns von Maisonneuve aus der Verlegenheit. Er läßt uns im Kanonenboote Skorpion, Kommandant Kapitän Sallandrouze, an die Mündung des Pei-ho bringen. Am selben Abend noch an der Barre angelangt, passiren wir sie im Gig des Kapitäns. Eine halbe Stunde später befinden wir uns an Bord des Sinan-sing, eines dem Hause Jardine gehörigen, prachtvollen Dampfers.

Nun haben wir die Annehmlichkeiten des Gelben Meeres zu bestehen: Windstöße, über Deck waschende Wogen, zertrümmerte Luken, eisige Douchebäder und dergleichen mehr. Zwei sehr kalte Tage werden angenehm in Shanghai verlebt; dann abermals schlechtes Wetter, hohle See, chinesische Djonken die wir beinahe in den Grund bohren — nie hörte ich ähnliches Angstgeschrei, nie hoffe ich es wieder zu hören — dann neuer-

dings Sturm; alles unter einem metallischen, wolkenlosen Himmel und bei einer Temperatur die noch in der Erinnerung den Schauer gibt. Am übelsten benimmt sich der Kanal von Amoy. Wahrhaftig, diese chinesischen Meere verdienen ihren bösen Ruf. Aber eines Morgens erwachen wir unter den Tropen. Die Luft fächelt, die Sonne wärmt uns. Von der Küste, deren steile Felsen, deren zahllose Scheeren an Norwegen erinnern, wehen balsamische Düfte herüber. Am 19. November werfen wir auf der Rhede von Hongkong die Anker.

Man stelle sich den Felsen von Gibraltar vor, gegen Norden gewendet. Gegenüber liegt das Festland. Wir haben die höchste Spitze erklommen und stehen neben der Flaggenstange. Die bereits sinkende Sonne vergoldet Himmel, Wasser und Land. Die Natur gefällt sich darin ihre grellsten Farben aufzutragen. Phantastische, ich möchte sagen, unnatürliche Effekte. Wenige Maler würden wagen, keiner würde vermögen sie wieder zu geben.

Im Süden streiten Sonne und Nebel um den Besitz einiger Eilande: in diesem Augenblicke Schwarz auf Goldgrund in einem Silberrahmen. Gegen Norden blickend, gewahren wir tief unter uns die Stadt welche den officiellen Namen Viktoria trägt und gemeinhin Hongkong genannt wird. Wir schweben gewissermaßen über ihr und sehen nur Dächer, Höfe und weiße Linien: die Gassen; darüber hinaus, auf der sehr belebten Rhede, große Panzerschiffe, Korvetten, Kanonenboote, die großen P.- and O.-Dampfer, die der französischen Messagerien, eine Unzahl kleinerer Steamer, Segelschiffe und chinesischer Djonken. Uns gegerade gegenüber, in der Entfernung von drei bis vier Meilen, eine hohe Felskette, nackt, zerklüftet, jetzt mit rosigem Lichte

übergossen: das Halsgeschmeide einer Riesin, von Korallen. Dies ist das Festland. Gegen Nord-West zwei Durchfahrten: nach Kanton und Makao; in Nord-Ost eine dritte, die durch die wir gekommen sind. Allenthalben sieht das Meer wie ein See aus; die Berge des Festlandes, die gezackten Felsen von Hongkong bilden seine Ufer.

Ich habe oft zartere und harmonischere Lichteffekte gesehen, niemals so seltsame und unnatürlich grelle.

Viktoria ist eine reizende Stadt, anmuthig und imposant, nordisch und tropisch, ein buntes Gemisch von Cottages und von Palästen. Phantastische Landschaftsbilder neben der Prosa des Geschäftslebens, englischer Komfort neben der berauschenden Ueppigkeit des Südens. Die gut makadamisirten, gut und reinlich gehaltenen Gassen schlängeln den Felsen hinan, bald zwischen Häusern deren etwas anspruchsvolle Fassaden sich wie unter einem Schleier hinter Veranden verbergen, bald zwischen Gärten, Steinbalustraden oder grünen Hecken. Ventnor oder Shanklin, unter elektrischem Lichte, durch ein Vergrößerungsglas betrachtet. Ueberall Bäume: Bananen, Bambus, Pinien. Ganz Hongkong könnte man durchstreifen immer im Schatten gehend. Aber in Hongkong geht Niemand zu Fuß; man bewegt sich nur in Portechaisen. Kuli, den Kopf durch einen riesigen Strohhut gegen die Sonne geschützt, tragen uns im gymnastischen Schritte. Es gibt nichts Lieblicheres als ein nächtlicher Spaziergang in einem unbedeckten Tragstuhle. In der untern Stadt herrscht reges Leben. Da folgen sich ununterbrochen Officiere und Soldaten, Rothröcke mit bronzefarbigem Teint (Cipayes); Parsi, Hindu, Chinesen, Malayen; europäische Damen in eleganten Toiletten, Herren und Frauen in europäischem Anzuge,

aber durch ihren gelben Teint portugiesisches Halbblut verrathend. In den höheren Regionen beruhigen sich die Gassen allmälig. Unmerklich erstirbt die Stadt. Noch ein paar Staffeln erstiegen, und wir befinden uns am Lande oder vielmehr in einer baumlosen Wildniß, zwischen Felsblöcken und wohlriechenden Büschen. Eine schöne makadamisirte Straße führt den Abgründen entlang. Die wechselnden Fernsichten sind von unbeschreiblicher Schönheit.

General Whitfield Militär-Kommandant und zeitweiliger Civil-Gouverneur, Herr Austin Colonial-Secretary, Herr Caswick vom Hause Jardine, Richter Ball, die Repräsentanten der Häuser Russel, Alle mit denen ich in Berührung trete überhäufen mich mit Freundlichkeit. Diners, Pikniks, Ausflüge zu Land und zu Wasser in Menge. Englische Gastlichkeit im großen und guten Style. Die officielle Welt und der hohe Handelsstand stehen auf bestem Fuße, aber die staatlichen und militärischen Elemente, Land- und Seemacht, scheinen vorzuherrschen. Ueberall findet man den soliden Luxus der mir schon in Shanghai auffiel. Ich wohne bei dem österreichischen Generalkonsul Herrn von Overbeck, einem der bedeutenden Kaufleute Hongkongs. Sein Haus, halb Villa halb Schloß, vereinigt die Bequemlichkeiten des englischen country house mit tropischer Pracht, letztere durch feinen Geschmack auf das richtige Maß beschränkt.

Wir haben den Nachmittag in Eastcliff zugebracht und kehren durch das „glückliche Thal", the happy valley, nach der Stadt zurück; glücklich weil man dort eine stetige Brise, etwas mehr Schatten und Kühlung findet als anderwärts. Wir fahren am Strande dem Meere entlang. Die Sonne ist bereits hinter den Felsen getreten der die Flaggenstange trägt. Wieder einer jener magischen Lichteffekte! Der Himmel orange- und perl-

farb; die Schiffe auf der Rhede blaße durchsichtige Schattenbilder auf Silbergrund. Die Granitfelsen dunkelschwarz mit violetten und gelblichen Tönen.

Der Handel von Hongkong hat nicht nur das Loos sämmtlicher europäischer Faktoreien in China getheilt, sondern sich sogar in seinem Wesen umgestaltet. Als die englische Regierung von diesem Felsen Besitz ergriff*) und ihn in ein zweites Gibraltar umwandelte, schien Kanton bestimmt abermals der Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwischen China und dem Mutterlande zu werden. Darnach richtete sich Hongkong ein. Diese Voraussicht hat sich nicht verwirklicht. Shanghai trat an die Stelle Kanton's. Die große Pulsader, der Yang-tse-kiang, zieht die im Centrum und, jetzt sogar, die im Süden des Reiches erzeugten, für die Ausfuhr bestimmten Waaren an sich. Kanton lebt nur mehr von seinen Erinnerungen. Dem ungeachtet ist Hongkong bis jetzt noch ein Handelsplatz ersten Ranges. Den großen Häusern von Shanghai und den anderen offenen „Häfen" dient es als sicheres Depot ihrer Baarvorräthe.

In politischer sowie in militärischer Hinsicht läßt sich die Bedeutung dieses Eilandes, seit es sich in den Händen seiner gegenwärtigen Besitzer befindet, nicht zu hoch anschlagen. Ich glaube kein Engländer kann hieher kommen ohne eine Regung gerechten Nationalstolzes zu empfinden. Hongkong ist die Hand; Singapore, Malakka, Ceylon, Aden, Malta sind der Arm; England der Kopf und das Herz des brittischen Riesen der Süd-Asien und den äußersten Osten umschlungen hält.

*) 1841.

V.

Die christlichen Gemeinden im Se-non.

Vom 25. zum 27. November.

Die Dörfer Si-kung, San-ting-say und Ting-kok. Geschichte der „Christenheiten" des Se-non.

Wir sind eben vom Tiffin aufgestanden und genießen auf Herrn von Overbeck's Veranda der Frische des Nachmittags; denn obgleich erst drei Uhr, verbirgt sich die Sonne bereits hinter den höchsten Zinken des Berges der Hong-kong ist. Uns gegenüber, am jenseitigen Ufer des Meeresarmes, strahlen die Felsen des Festlandes in hellem Lichte. Jeder Riß im Gestein ist sichtbar. „Jene weiße fast senkrechte Linie", sagt man mir, „ist der Weg der von Kao-lung nach dem Innern und zu mehreren Ortschaften führt die von A-ka bewohnt sind." — „Ich möchte sie besuchen", entgegne ich. — „Unmöglich", antwortet einer der Gäste des Konsuls. — „Schwer", sagt ein Anderer. „Es ist ein Piratennest. Um sich dahin zu wagen muß man zahlreich und gut bewaffnet sein. Noch diesen Winter machte dort ein englisches Kanonenboot auf Piraten Jagd. Das Ergebniß war die Wegnahme einer absichtlich gestrandeten und von den Seeräubern verlassenen Djonke. Nichts ist leichter als sich aus dem Staube zu machen in einem Lande dessen Bewohner zugleich Bauern und Räuber sind. Sie wissen mit Ruder und Büchse ebenso gut umzugehen wie mit Harke und Schaufel. Dazu kommen die vielen Hausirer. Man braucht ja nur die Hand auszustrecken um einen aufzugreifen und zu berauben. Die Gelegenheit ist wirklich zu gut, und Gelegenheit macht Diebe. Nein, geben Sie den Gedanken auf, gehen Sie nicht nach Se-non." Pater Raimondi lächelt als

er dies hört. Pater Raimondi ist Prokurator der römischen Propaganda Fide für die Missionen in China und Vorgesetzter der katholischen Gemeinde in Hongkong. „Ich werde Sie begleiten", sagt er mir „und bürge für Ihre Sicherheit."

Vorgestern Morgens sind wir nach dem Se-non abgereist: Pater Raimondi, ein chinesischer Pater der geläufig lateinisch spricht und ich. In fünfzig Minuten durchsegeln wir den Kanal der Hongkong von der Terra ferma trennt; dann ersteigen wir auf einem sehr steilen, zum Theile gepflasterten Pfade die hohe Granitmauer, den Gürtel des chinesischen Festlandes. Vom Grate wundervolle Aussicht auf Hongkong.

Während drei Tagen zogen wir, mit apostolischer Einfachheit, in diesem wilden Lande umher dessen Bevölkerungen vom Seeraube leben, sich aber allmälig bessern seit sämmtliche Christen diesem Gewerbe entsagt haben.

Die erste Nacht verbrachten wir in der „Christenheit" von Si-kung und den folgenden Tag auf einem kleinen Eilande Namens San-ting-say dessen Bevölkerung, mit wenigen Ausnahmen, getauft ist. Gegen Abend kamen wir in Ting-kok an, dem wichtigsten Punkte der Mission Se-non. Die Priester besitzen dort ein, verhältnißmäßig, geräumiges Haus. Der Aufenthalt wäre gesund ohne einen Vorhang von Bäumen welche die kühle Westbrise abhalten. Der Aberglaube der ungetauften Einwohner gestattet jedoch nicht das Gehölze zu lichten; es würde dies den Geistern mißfallen. Die neuen Christen lachen bereits über die Angst und Unwissenheit ihrer heidnischen Brüder. Ist das nicht charakteristisch? Das größte Hinderniß welches der Verbreitung des Christenthums in China entgegen tritt ist der Aberglaube. Man erinnere sich an das Gespräch eines Diplomaten in Peking mit seinem Freunde dem Literaten, dem aufgeklärten, sehr unterrichteten, sehr civilisirten

Mann, der sich vor den Geistern fürchtet und in diesem Punkte weniger aufgeklärt und weniger civilisirt erweist als die armen Christen im Dorfe Ting-kok.

Die andern „Christenheiten" besitzen alle eine kleine Kapelle mit oder ohne Kreuz je nach der Stimmung der Bewohner; daneben befindet sich ein elendes Stübchen mit vier leeren Wänden, einer Bettstelle, einem Tisch und einem Stuhl: die Wohnung des Missionärs während seiner zahlreichen Besuche.

Auch hier, Himmel und Vegetation abgerechnet, mahnt die Beschaffenheit des Bodens an Norwegen. Es ist ein Labyrinth von Wasser und Land, von Granitfelsen und Meeresarmen die bald Landseen bald Flüssen, niemals dem Meere gleichen. Die südlichen Abhänge der Felsen sind vollkommen nackt, die nördlichen mit niederen mageren Pinien und feinblätterigen Zwergpalmen bewachsen; der kleinste Fleck fruchtbaren Erdreichs bebaut. Aber der Weg führt uns gewöhnlich durch Schluchten, zwischen schwarzen Granitblöcken deren Kanten in der tropischen Sonne erglänzen wie Metall.

Die kleine Insel San-ting-say gleicht einer schwarzen bis an den Rand mit exotischen Blumen und Blättern gefüllten Schale. Diese beiden Farben, schwarz und grün, letztere in unendlichen Abstufungen, verschmelzen sich in harmonischer Weise. Die christliche Gemeinde der Insel ist, obgleich sie beinahe die ganze Bevölkerung umfaßt, nicht sehr zahlreich, aber was für gute Gesichter! Hier wie in den andern von uns besuchten Christenheiten erzeugt unsere Ankunft eine gewisse Aufregung. Von allen Seiten strömen die Gläubigen herbei. Die Männer treten in die Stube der Missionäre, die Frauen, mit ihren auf den Rücken gebundenen Kindern, ziehen ohne die Schwelle zu überschreiten an der Thüre vorüber. Alles kniet

nieder, erbittet und empfängt den Segen. Jetzt begreife ich den großen Einfluß den man den katholischen Priestern in China nachrühmt oder zum Vorwurfe macht. Sie leben mit dem Volke, sie kennen seine Bedürfnisse, sie lindern und theilen seine Leiden.

Der Distrikt von Se-non zählt, wie man mir sagt, sechshunderttausend Einwohner. Von der, kurz nach Besitzergreifung der Insel durch die Engländer, auf Hongkong gegründeten apostolischen Mission gingen die ersten Missionäre aus. Ihr Auftrag war die damals gänzlich heidnische Gegend zu erforschen. Pater Borghignoli aus Verona faßte dort zuerst Fuß.*) Heute zählt man ungefähr sechshundert Christen. In diese Ziffer nicht inbegriffen sind die Kinder der Sainte-Enfance, das heißt der ausgesetzten oder nach den Waisenhäusern gebrachten Kinder. Seit einigen Jahren finden jährlich im Durchschnitte hundert Bekehrungen statt, was für ein gutes Ergebniß gilt. Nur gehören alle diese Konvertiten dem niedern Volke an. Der Fall daß sich ein Literat taufen ließe ist bisher im Se-non nicht vorgekommen. Zwei zur Hongkonger Mission gehörige Priester versehen den Dienst in den dreizehn Christenheiten aus welchen gegenwärtig die Mission von Se-non besteht. Der Taotai des Distriktes residirt in Nam-tao. Die Missionäre begünstigt und verfolgt er nicht. Er ignorirt sie. Nur in ganz letzter Zeit ließ er sich herab ihr Dasein zu bemerken, indem er die Bevölkerungen seines Distriktes durch eine Proklamation aufforderte die Kinder lieber den Vätern zu übergeben als sie auszusetzen oder zu tödten.

In Ting-kok verlasse ich den Pater Prokurator der, in Begleitung Don Andrea's, des chinesischen Priesters, seine In-

*) 1863.

spektionsreise fortsetzt. Mein Führer auf dem Heimwege ist ein junger Missionär, Don Luigi aus Bergamo Er zählt keine vierundzwanzig Jahre und befindet sich seit zwei Jahren hier. Die tropische Sonne, die Mühseligkeiten und Entbehrungen des Wanderlebens haben auf seinen schönen und männlichen Zügen die frischen Farben der Jugend noch nicht verlöscht. Er hat die hohe schmächtige Gestalt der Kinder seiner Vaterstadt, eine Eigenschaft welche der alte Feldmarschall Radetzky so sehr zu schätzen wußte. „Ich liebe", sagte mir eines Tages der große Feldherr, „ich liebe die Bergamasken; sie kommen als Grenadiere auf die Welt." Der gute Don Luigi, der tapfere Grenadier des Glaubens, schreitet vor mir einher mit elastischem Tritt. Die furchtbare Hitze die mich fast überwältigt hat ihm wenig an, kaum daß er sie bemerkt; so sehr ist er an diese Gegend und diese Wege gewöhnt, selbst zur grausamen Sommerszeit. Er erzählt mir seine Mühen, seine Prüfungen, seine Enttäuschungen, seinen Trost — ein gutes Gewissen ist glaube ich sein Hauptkapital — all' die Peripetien seiner apostolischen Wirksamkeit, die Anhänglichkeit seiner Pfarrkinder, die List und Kunstgriffe die sie anwenden um den böswilligen Anschlägen, den verleumderischen Anklagen der Literaten zu entgehen, ihre Ergebung in den Willen des Himmels, ihre seltenen Anwandlungen von Schwäche, ihre heroische Standhaftigkeit in nie endenden Leiden.

Dorfepopöen, lebende Chinoiserien, exotische Früchte vom Zweige gepflückt!

VI.

Kanton.

Vom 28. November zum 2. December.

Der Kantonfluß. — Shamien. — Elegante Kaufläden. — Ein Bonzenkopf. - Der Tempel und das Kloster der „Fahne des Oceans". — Eng und sein Haus. — Procession des Kriegsgottes. — Das große Gefängniß. — Das peinliche Gericht. — Besuch beim Vice-König. — Fa-ti. — Die Todtenstadt. — Der Richtplatz — Abreise nach Makao.

Wir dampfen den Perlfluß hinauf. Hier ist die Bocca Tigris, auch unter dem Namen Bogues bekannt; dort Wampoa, der Hafen wo fremde Segelschiffe ihre für Kanton bestimmte Ladung ausschiffen. Die englische Flagge weht über dem Zellengefängnisse des brittischen Konsuls, des einzigen in dem Städtchen lebenden Europäers. Weiter oben steigen zwei schlanke Thürme in die Luft empor. Die Engländer nennen sie die first bar und die second bar pagode. Dies ist die geschichtlich denkwürdige Stelle der ersten Begegnung zwischen rothen Backenbärten und schwarzen Zöpfen. Hier wurde der Prolog des großen Drama's aufgeführt, betitelt: die Erschließung China's. Die ersten Akte waren interessant genug. Der Vorhang fiel über Kanton, Nanking, Taku, Palikao, dem Sommerpalast, Tien-tsin. Fortsetzung folgt. Entwickelung und Schluß des Stückes sind das Geheimniß der Vorsehung.

Ich sitze auf dem Gangwege und lasse mich von der lauen Brise fächeln. Der prachtvolle Strom rollt seine gewaltigen und friedlichen Wasser zwischen flachen Ufern: Reisfelder und Zuckerpflanzungen, riesige Baumgruppen und zahlreiche Dörfer, Thürme die wie gothische Münster oder Ritterburgen aussehen, in Wirklichkeit aber weder Kirchen noch Schlösser sind, sondern befestigte Niederlagen der Pfandleiher. Wie prosaisch, wie stö-

rend für meine Träume, der ich glaubte den großen Strom des Vaterlandes hinauf zu segeln, einen idealen von der tropischen Sonne verklärten Rhein.

Wir haben einen chinesischen Gefangenen an Bord. Unweit Kao-lung, auf der Straße die ich gestern bereiste, beraubte und ermordete er einen Krämer, flüchtete nach Hongkong wo er verhaftet wurde und soll nun an die chinesischen Behörden ausgeliefert werden. Ein englischer Policeman bringt ihn nach seiner Vaterstadt Kanton. In der Nacht hatte er versucht sich den Schädel an der Wand seines Gefängnisses zu zerschellen. Der Kapitän zeigt mir ihn indem er, mit löblichem Zartgefühl, das dem Manne bevorstehende Ende pantomimisch ausdrückt. Die Antwort war ein Seufzer und ein Blick: ich werde sie nicht vergessen. Später begegnete ich dem Unglücklichen wieder. Er weiß daß er, wenn nicht heute so gewiß morgen, enthauptet, vielleicht gekreuzigt, vielleicht von unten nach oben zerstückelt wird; dennoch, den Kopf in Binden und Pflaster gewickelt, seine schweren Ketten mühselig schleppend, geht der Mann, begleitet von seinem Wächter dem Sinnbilde brittischer Behaglichkeit, am Decke umher, sieht sich die Maschine an, den Rauch der aus der Esse quillt, betrachtet mit offenem Munde die Wunder der Civilisation.

Es ist Mittag. Ein grüner Vorhang verhüllt noch die Hauptstadt des Südens; aber über die Baumwipfel ragt ein Münster empor: die „französische" Kathedrale. In weiter Ferne bilden die „weiß gewölkten Berge", ihren Namen verdienend, den Hintergrund. Nunmehr entwickeln sich auf beiden Ufern und auf der Strominsel Honan ungeheure Häusermassen. Die Einzelnheiten gleichen sich in allen chinesischen Städten, aber der Gesammteindruck ist hier ein gewaltiger. Wir ankern am Eingange eines Stadtviertels welches durchgehends aus bewohnten Schiffen

besteht. Um den Quai zu erreichen müssen wir durch die „Gasse" der Wirthshäuser rudern. Wir sind im schwimmenden Kanton. Hier gibt es Theeboote, Blumenboote, meublirte Boote, Hotelboote und so fort. Hier bringen Durchreisende die Nacht zu. Sie sind Abends auf einer Djonke aus dem Innern angelangt und wollen am nächsten Morgen weiter reisen. In die Stadt werden sie nicht eingelassen, weil man die Thore bei Sonnenuntergang schließt. Zu Wasser und zu Land herrscht das regste Treiben.

Ich steige in einem dem Herrn Russel aus Shanghai gehörigen Hause ab, an dem Platze auf welchem einst die, nun ganz abgetragene, ehemalige englische Faktorei stand.

Die neue Niederlassung der Fremden, Shamien genannt, besteht erst seit einigen Jahren. Man sieht dort nur sehr wenige aber zierlich gebaute und gut gehaltene Wohnhäuser, eine schöne Episkopalkirche welcher Archdeacon Gray vorsteht, das Klubhaus und besonders viele verkäufliche, besser gesagt, wieder verkäufliche Bauplätze. Ein prachtvoller Quai aus Granit, große herrliche Bäume und die schöne Aussicht nach der Insel Honan sind der Stolz und die Hauptzier der jungen Faktorei welche mehr den Eindruck ländlicher Zurückgezogenheit als geschäftlicher Thätigkeit hervorbringt.*)

Archdeacon Gray hat die Güte mir als Führer zu dienen. Niemand kennt Kanton und Niemand ist in Kanton besser und vortheilhafter bekannt. Fremde die hieher kommen suchen vor

*) Jedermann kennt die Geschichte der alten Niederlassung der ostindischen Kompagnie in Kanton, die Ereignisse welche ihre Zerstörung herbeiführten und die Schöpfung einer neuen, im Vergleiche mit der alten, unbedeutenden Faktorei. Kanton, seit dem letzten Kriege Fremden zugänglich, ist oft beschrieben worden. Ich gebe also hier nur einige Bruchstücke meines Tagebuches.

Allem ihn zu sehen, und wer ihn sah vergißt ihn nie. Er wird mir daher vergeben, wenn ich seine Photographie ad usum seiner zahlreichen Freunde verbreite. Public caracters müssen sich das gefallen lassen.

Reverend Gray wurde im schottischen Grenzlande geboren, dürfte ein Fünfziger sein und wirkt hier in seinem geistlichen Berufe seit neunzehn Jahren. Die thatenreichste Epoche seines Lebens fällt mit der englischen Besetzung Kantons zusammen. Viele junge Leben erlagen Krankheiten mehr noch als chinesischen Kugeln. Damals gewöhnten sich die Kantonesen an den Anblick des guten Hirten. In weißer Kravatte, im langen schwarzen Gehrocke, mit hohem Cylinder, sahen sie ihn von Spital zu Spital, von einem Wachtposten zum andern eilen, die Kranken pflegen, die Sterbenden trösten, die Todten begraben. Daher seine große Beliebtheit. Schöne edle Gesichtszüge, intelligentes Auge, der Backenbart weiß wie frisch gefallener Schnee, hohe Gestalt, kräftige Schultern und Arme, Alles in Allem eine sympathische Erscheinung. Nach der ersten Viertelstunde seiner Bekanntschaft glaubt man ihn seit der Kinderzeit gekannt zu haben; man bedauert fast nicht irgend ein furchtbares Geheimniß auf dem Gewissen zu haben. Welches Labsal es ihm anzuvertrauen! Dermalen aber ist es an ihm mich in die Geheimnisse Kanton's einzuweihen.

Wir sind in den „westlichen Vorstädten", einem industriellen, geld- und volkreichen Stadtviertel. Zum Schutze gegen die Sonne sind Strohmatten über die Gassen gespannt. Unter diesen Zelten fließen menschliche Ströme auf und nieder. In Kanton ist der Wagen unmöglich und daher unbekannt. Es ist die Stadt der Fußgänger und der Tragstühle. Bei jedem Schritte wird man, jedoch sanft, gestoßen. Die Menschen scheinen aus Baumwolle gemacht. Ein magisches Halbdunkel herrscht

in den eleganten Gassen. Die Aushängschilder, hier wie überall in China lange schmale reich lackirte und vergoldete Bretter, hängen senkrecht vor den Läden und sehen aus wie die Koulissen eines Theaters. Die Farbenpracht wäre überwältigend ohne die mildernde Wirkung der künstlichen Dämmerung. Mit ihrer Hilfe verschmelzen die grellen Töne zu einem harmonischen Ganzen. Eine Beethoven'sche Symphonie mit den Augen genossen.

Zahllose Male läßt mein Führer anhalten, springt aus seiner Portechaise, tritt an die meinige und erklärt mir mit Stentorstimme die interessanten Gegenstände.

Die sehr hohen und geräumigen Butiken stehen gegen die Straße in ihrer ganzen Breite und Höhe offen. An der Schwelle sieht man einen kleinen dem Gotte der Reichthümer gewidmeten Altar, im Hintergrunde des Ladens in schönem reich vergoldetem Holzschnitzwerke den Ahnenaltar des Eigenthümers. Dieser, einfach aber sorgfältig gekleidet, begrüßt uns mit anmuthigem Lächeln. Seine beiden Kommis, das Bild des büreaukratischen Dekorums, machen uns tiefe Bücklinge. In der Auslage und im Innern längs der Wände sind die Waaren mit großem Geschmack ausgestellt; die besten Etalagisten von Paris oder Wien hätten sich dessen nicht zu schämen. An einem Tische sitzen zwei oder drei Gentlemen; mit ernster Miene und äußerster Sorgfalt prüfen sie die Gegenstände welche ihre Kauflust erregen. Die Ruhe über diesem Bilde, die die Staffage bildenden wohlhäbigen Figuren, ihre Höflichkeitsbezeigungen, die einfache Pracht der hohen luftigen, ihre Schätze dem Auge preisgebenden Räume bilden einen eigenthümlichen Gegensatz zu der bunten, zuweilen zerlumpten Menge die in der schmalen Gasse eilends vorüberzieht, sich kreuzt, drängt und stößt, einem Gießbache ähnlich der in seinem engen Bette dahin braust ohne

doch je die Ufer zu überfluthen. Ein schlagender Beweis, sagt mein Führer der die Welt gern von der Glanzseite betrachtet, ein Beweis wie sehr der Kantonese das Eigenthum achtet.

Hier werden Jade und alle Arten von Juwelierarbeit verkauft; dort setzt ein Chevet seine Leckerbissen aus; weiterhin, in einer gewöhnlichen Garküche, versorgen sich zu wohlfeilen Preisen Leute aus dem Volke mit Lebensmitteln, als da sind Ratten, Mäuse, Hundekeulen, ja sogar der Rückgrat dieses Thieres den übrigens, in gewisser Bereitung, auch hochgestellte Feinschmecker würdigen.

Wir treten in einen Bäckerladen. Die verschiedensten Backgattungen, Makaroni und Kuchen sind hier ausgestellt. Eine Hinterthür führt in eine breite unabsehbare Gallerie. Ueber hundert Ochsen mahlen Korn indem sie sich im Kreise bewegen. Durch eine ebenso einfache als sinnreiche Einrichtung wird zugleich für die Reinlichkeit und die Bedürfnisse der Landwirthe gesorgt die ihren Düngervorrath an der Quelle schöpfen. In China geht nichts verloren. Die ekelhaftesten Stoffe haben ihren Marktpreis. Wir kommen an einer mit Brettern geschlossenen und mit Inschriften bedeckten Bude vorüber. Der Eigenthümer hat Bankrutt gemacht, und die Anschläge rühren von den Gläubigern her welche auf diese Art den Betrag ihrer Verluste zur öffentlichen Kenntniß bringen.

Ueberall ist der Archdeacon zu Hause. Er tritt ein, er geht fort, ohne sich um den Besitzer des Magazins zu kümmern. Er weiß genau wo sich die sehenswerthen Gegenstände befinden, nimmt sie von dem Schaubrette oder auch aus dem Schranke, stellt sie auf den Tisch und gibt dann die Erklärung, gerade wie der Kustode eines Museums. Sein Museum ist eben Kanton, und, merkwürdig genug, Niemand hat dagegen etwas einzuwenden. Man lächelt wohlwollend und läßt ihn gewähren. Er

ist bekannt und beliebt. Auch der schöne weiße Bart, in China an und für sich ein Gegenstand der Verehrung, kommt ihm hiebei zu Statten.

„Sie haben wohl nie einen Bonzenkopf in der Nähe betrachtet?" sagt er mir. „Ei, das sollten Sie nicht versäumen." Der Zufall will daß in diesem Augenblicke ein Dutzend Bonzen an uns vorübergehen, einer hinter dem andern, schweigend mit geneigtem Haupte: taciti, soli, senza compagnia. „Ein jeder", sagt mir mein Führer, „hat so viele weiße Flecken am Schädel, als er Gelübde abgelegt hat. Diese Flecken werden eingebrannt. Sie werden sehen." Mit diesen Worten faßt er einen der Bonzen beim Kopfe, drückt diesen gewaltsam herab, wie es für seine Zwecke nöthig ist, und beginnt seinen Vortrag mit der Kaltblütigkeit eines Professors. Mittlerweile halten die anderen Bonzen für gerathen sich eilends aus dem Staube zu machen. „Dies ist das Gelübde der Keuschheit." Hier macht der Bonze mit dem Kopfe eine konvulsivische Bewegung. — „Steady", sagt mein Führer, und in seiner Erklärung fortfahrend, „hier das Gelübde der Enthaltung vom Genusse des Weins, Gelübde kein Schwein zu tödten, Gelübde kein Fleisch zu genießen, Gelübde die heiligen Karpfen im Klosterteiche zu respectiren", und so fort. Von Zeit zu Zeit bewegt sich der Gegenstand unserer Studien, aber der Archdeacon hält ihn fest in seiner gewaltigen Faust, wiederholt sein kategorisches steady und fährt in seinem Vortrage fort. Am Ende gibt er dem Bonzen die Freiheit. Dieser, mehr überrascht als erzürnt, wechselt eiligst mit dem Hochwürdigen die herkömmlichen Artigkeitsbezeigungen und sucht sodann das Weite. „Ach", sagt der Archdeacon, „wir haben die Arme vergessen; auch dort sind Gelübde eingebrannt." Er ruft also den Bonzen zurück der gutwillig umkehrt, seinen Aermel schürzt und uns an seinem

Arme eine Menge kleiner, weißer Punkte zeigt, ebenso viele Gelübde die dem heiligen Manne die verschiedenartigsten und unglaublichsten Pflichten und Entbehrungen auferlegen.

Wir haben soeben den berühmten Tempel „der Fahne des Oceans" auf der Insel Honan besehen. Jetzt besuchen wir den Abt. Das Kloster nimmt einen großen Flächenraum ein und zählt mehrere Hundert Bonzen. Durch ein Wirrsal von Häuschen und Gäßchen findet der Archdeacon seinen Weg ohne die geringste Schwierigkeit. Der Abt, ein bejahrtes kleines Männchen mit schlaffen Zügen, erloschenen Augen und feinem Lächeln, empfängt uns in seinem Schlafzimmer. Alles ist rein und zierlich. Ein feines Muskitonetz beschützt das Bett; die Einrichtung ist elegant; auf den in Hongkong fabricirten Mahagonitischen stehen drei oder vier englische Uhren. Kein übertriebener Aufwand, aber gerade was recht ist um die ascetischen Uebungen, die eine Pflicht, mit dem mäßigen Genusse der guten Dinge dieser Welt, der geduldet ist, in den gehörigen Einklang zu bringen. Diese Räume haben einen entschieden geistlichen Anstrich. Leider sehen wir in einem andern Gemache die Zauberflöte, die verhängnißvolle Opiumpfeife. Ja, leider! der würdige Prälat hat diese Schwäche, und unerachtet wiederholter Versuche sich zu bessern, Versuche bei denen ihm der gute Archdeacon an die Hand geht, verfällt er immer wieder der üblen Gewohnheit. Wie alle Opiumraucher, weiß er daß er sein Leben verkürzt; es gibt Tage wo er vor sich selbst Abscheu empfindet, aber die Kette ist zu fest geschmiedet, er kann sie nicht brechen, und mit Inbrunst kehrt er immer wieder zu seinem geliebten Pfeifchen zurück. Der heilige Mann stirbt ohne Zweifel im Zustande der Unbußfertigkeit.

In einer Ecke des sehr weitläufigen Gartens befindet sich das Cremarium, in einer andern das Mausoleum, ein cylinderförmiges Gebäude von Granit, wo die Asche der verblichenen Bonzen in kleinen mit Aufschriften versehenen Krügen aufbewahrt wird. Der Chinese beschäftigt sich unaufhörlich mit dem Tode. Der Gedanke zu sterben erschreckt ihn nicht, aber für Leichen empfindet er tiefen Abscheu. Dies erklärt eine in diesem Kloster übliche höchst barbarische Sitte. Wenn ein kranker Mönch von den Aerzten aufgegeben ist, oder wenn er eine gewisse Altersklasse erreicht hat, so wird er nach einem abgesonderten Gebäude gebracht: nach der Wohnung der Sterbenden. Wer sie betrat weiß daß er sie nur als Leiche verlassen wird. Der Grund dieser grausamen Einrichtung ist die Scheu nicht vor dem Tode, sondern vor den Leichen. Nicht nur die Berührung, auch der Anblick, ja die bloße Anwesenheit derselben besudelt.

Nebenan befindet sich ein mit aufrecht stehenden Särgen gefülltes Magazin. Auf einem jeden steht der Name des Eigenthümers geschrieben. Die Särge gehören Privatleuten und wurden (gewöhnlich) von zärtlichen Kindern den Eltern an ihrem einundsechzigsten Geburtstage zum Geschenke gemacht. Diese Möbel erwarten an geheiligter Stelle den Augenblick wo sie in Aktivität zu treten haben.

Auf der Insel Honan befindet sich auch der Wohnsitz Eng's. Eng ist das Haupt einer der vornehmsten und angesehensten Familien Kantons. Er, seine Söhne und Schwiegersöhne, ihre Gattinnen und Kinder, die Diener und Sklaven, im Ganzen über sechshundert Personen, bewohnen eine Gruppe von Häusern die eine hohe Ringmauer neidischen Blicken entzieht. Eng gibt jährlich an zwanzigtausend Pfund Sterling aus.

Da der Archdeacon ein Hausfreund, werden wir ohne Schwierigkeit in die kleine Stadt eingelassen. Die Vorhalle ist eine Waffenkammer. In den Ecken lehnen Piken, Hellebarden, Bogen und Köcher. Eine nöthige Vorsicht in Anbetracht der vielen und frechen Diebe, und eine schlagende Widerlegung, so fürchte ich, des guten Zeugnisses welches mein Cicerone den Tugenden der Kantonesen so gern und reichlich spendet. Wir gehen durch eine Reihe von Gemächern, Empfangssälen, Kabinetten, Schulzimmern. Auf unserer Wanderung begegnen wir mehreren Knaben; einen jeden begleitet sein Hofmeister der bei unserem Anblicke mit dem einen Auge Herrn Gray anlächelt und mit dem anderen sein Mißbehagen über meine Anwesenheit verräth. In der Hand trägt er das Wahrzeichen seines Standes, ein Instrument das in seinem Zöglinge unangenehme Erinnerungen und düstere Ahnungen hervorruft. Der Archdeacon überbietet sich selbst. Er kennt alle Wege dieses Labyrinths. Ueberall dringt er ein, nur nicht in die Gemächer der Frauen. Man sollte meinen er sei Herr Eng und nicht der Reverend Gray. Die Personen denen wir begegnen oder die wir in ihren Beschäftigungen überraschen nehmen wenig Notiz von uns; einige grüßen meinen Führer auf das Zuvorkommendste.

Der Garten scheint mir viel schöner als die Gärten im nördlichen China; er enthält einen Teich von höchst bizarrer Zeichnung den im Sommer eine dichte Decke von Lotusblumen verhüllt. Auf den beiden Ufern stehen sich zwei Pavillons gegenüber; der eine ist für die Herren, der andere für die Damen bestimmt. Dort wird geschwatzt, gespielt und geraucht.

In dem Herrenpavillon finden wir Eng, von seinen Intendanten und Agenten umgeben. Bei unserem Eintritte erhebt er sich, legt die Pfeife ab, kommt uns entgegen und begrüßt den Archdeacon wie einen Freund, mich mit den in ähnlichen

Fällen üblichen Förmlichkeiten. Sein Aeußeres hat nichts Imposantes, aber seine Manieren sind die der großen Welt. Er kennt seine Bedeutung und fühlt kein Bedürfniß sie Anderen begreiflich zu machen.

Von allen Häusern dieser Residenz ist das prachtvollste und am reichsten verzierte die dem Andenken der verstorbenen Familienglieder gewidmete „Halle der Voreltern". Sie steht auf einer Seite völlig offen. Hier, vor den Tafeln der Ahnen, finden die großen Akte der chinesischen Selbstverwaltung statt: Eröffnung und Lesung des Testamentes, Geschenke unter Lebenden, friedliche Abmachungen in Streitsachen, Untersuchung in Kriminalfällen, Urtheilsspruch und Vollziehung des Urtheils.*) Hier werden die (selten vorkommenden) Klagen des betrogenen Gatten vernommen. Wehe der Schuldigen! Sie ist des Todes. Hier empfängt der leichtfertige Ehemann dem eine Zerstreuung nachgewiesen wurde die entsprechende Anzahl Bambusstreiche.

Heute Abends Ball in Shamien. Die kleine Kolonie ist vollständig erschienen. Die europäischen Kaufleute in Kanton machen keine großen Geschäfte mehr. Shanghai und die Eröffnung des Yang-tse-kiang haben Kanton getödtet; aber die Herren leben so großartig wie ihre vom Glücke mehr begünstigten Vorgänger. Ihre Häuser zeugen von demselben Luxus. Nichts vom Emporkömmlinge, von dem neuen Reichen! Im Gegentheil, an der Ausstattung läßt sich erkennen daß die Merchant-Princes von ehemals aus der Klasse der Gentry, mittelbar aus den Reihen der englischen Aristokratie hervorgegangen waren. Die von ihnen gegründeten Faktoreien glänzen nach wie vor

*) Siehe Seite 239.

durch den Aufwand und die Bequemlichkeiten des high life aus dem vorigen Jahrhunderte. Ich machte diese Bemerkung einem ältlichen Herrn der sich, wie ich, in den Tanzsaal gedrängt hatte. Dort drehten sich drei oder vier Paare im Kreise umher. Die jungen Damen in frischen und eleganten Balltoiletten, die jungen Herren mit weißer Kravatte und einer Blume im Knopfloch verrichteten mit dem Ernste der dem Britten ziemt die harte Arbeit des Walzens. Man bedenke daß Kanton genau unter dem Wendekreise liegt und der Thermometer auf + 30 R. stand. „Ohne Zweifel," entgegnete mir mein Nachbar mit einem leisen Seufzer, „steht dieser Luxus in keinem Verhältnisse zu unseren Geschäften. Aber es wäre kaum möglich uns einzuschränken. Solche Versuche würden die alten Herren entmuthigen und die jungen Männer ihrer Hoffnungen in die Zukunft berauben. Also leben und leben lassen."

Heute einsamer Morgenspaziergang auf den gezinnten Stadtmauern, bei lauer Mailuft. Um Mittag wird die Winterhitze beschwerlich sein. Ich wende mich gegen Norden, das heißt gegen das eigentliche Kanton, die alte Stadt. Wie Peking zeigt sie nichts als Baumwipfel welche hie und da eine Pagode überragt. Der höchste Thurm ist das Minaret der Mohamedanischen Moschee. Im Hintergrunde die „weißwolkigen" Berge. Ich kehre nach der Vorstadt zurück um die französische Kirche zu besehen. Ein edler gothischer Bau. Der Architekt, ein junger Franzose Namens Lhermite, starb zu früh für seinen Ruhm. Ich stelle ihn den berühmtesten Architekten seines Landes wenigstens gleich.*)

*) Herr Lhermite baute den Gouvernement-Palast in Saigon und das Stadthaus in Hongkong; in ihrer Art anerkannt als die schönsten Gebäude im äußersten Orient.

Neben der Kirche steht das Missionshaus und, in geringer Entfernung, das seit den Tien-tsiner Ereignissen verlassene Kloster der Schwestern. Die fünf Priester (von den Missions étrangères de Paris) empfangen mich freundlich. Sie leben in banger Sorge um ihre in Sze-chuen und in Yünan, den fernsten Provinzen, zerstreut lebenden Brüder.*) Was würde, fragen sie, ihr Loos sein wenn der junge Kaiser sich in die Arme der Europa feindlichen Partei würfe, wenn die Dynastie gestürzt würde? Von der chinesischen Mauer bis Kanton, von Peking bis tief in das Herz des Reiches zittert der Boden unter ihren Füßen.

Auf einer Wanderung in den westlichen Vorstädten sprechen wir bei einem Herrn vor dessen Haus der „Cité" Eng nur wenig nachsteht. Die Gärten sind sogar größer und schöner angelegt. Sie enthalten ein Theater. Die Bühne öffnet sich auf einen Teich; der Kiosk am jenseitigen Ufer ist für die Zuschauer bestimmt. Die Damen des Hauses und ihre Freundinnen nehmen das zweite Stockwerk ein. Man sagt mir daß reiche Leute keine Kosten scheuen um ihren Frauen und Töchtern Unterhaltung zu verschaffen, versteht sich intra muros.

Die sehr enge Gasse vor dem Eingange in das oben erwähnte Haus ist mit Menschen überfüllt. Glücklicher Weise hat man uns Plätze unter dem Thorwege vorbehalten. Dort können wir in aller Bequemlichkeit den Kriegsgott erwarten. Er war genöthigt gewesen seinen etwas baufälligen Tempel zu verlassen. Nunmehr dieser auf Kosten gewisser Bankiers wieder hergestellt, kehrt Mars nach seinem Quartier zurück. Ganz

*) Einer derselben erlitt seither in der Provinz Sze-chuen, diesen Sommer (1873), den Martyrertod. Ein chinesischer Priester theilte sein Loos.

Kanton ist auf den Beinen. Die Gasse gleicht einer sturmgepeitschten Meeresenge. Aus den Seitengassen fließt die Menge unabläßig zu; dies erzeugt Stoß und Gegenstoß, Ebbe und Fluth. Inmitten des Gedränges bieten Bursche Obst und Süßigkeiten aus, zierlich geordnet in Körben die sie hoch über den Köpfen auf der flachen Hand halten. Die Käufer legen zuerst die entsprechende Anzahl Sapeken in den Korb. Würde dies in Europa möglich sein? Würde der Mob unserer Hauptstädte sich so anständig und gewissenhaft betragen? Reverend Gray, ein entschiedener Kantonophile, stellt mir diese Fragen, mit dem Ausdrucke der äußersten Befriedigung.

Nach langem Warten verkünden die dumpfen Töne des Gong und eine infernale Musik das Nahen des Gottes. Polizeibeamte, ein jeder mit einem tüchtigen Bambusrohr bewaffnet, eröffnen den Zug. Wie sich dieser hier durchwinden könne ist ein Räthsel, aber mit Hilfe des Bambus und mit allseitigem guten Willen ist in China Vieles möglich. Die Menge macht Platz, und ich sehe vor mir eine Reihe von phantastischen Feenbildern vorüberziehen auf deren Beschreibung ich jedoch verzichten muß. Nur andeuten werde ich sie.

Die Procession währte zwei Stunden. Sie bestand aus gewissen Elementen die sich regelmäßig wiederholten: hohe Standarten; ein Kuli trägt die Fahne, ein anderer unterstützt die zurückgeneigte Spitze derselben mit einer Gabel; troß dem Gedränge und den Stößen die er erhält weiß er das Gleichgewicht zu bewahren. Hierauf reich geschnitzte lackirte und vergoldete Schränke von den bizarrsten Formen; Opfergaben, verschiedenes Geräthe, prachtvolle Sonnenschirme; kleine Knaben und Mädchen aus guten Familien die, auf Ponies reitend, von daneben gehenden Männern im Sattel gehalten, verschiedene Gottheiten vorstellen. Junge Mädchen in histori-

schen Gewändern oder Phantasieanzügen, auf Gestellen getragen, meist an eiserne Stangen geschraubt, wie man dies in unsern Hippodromen sehen kann. Diese Göttinnen suchen durch ihre bescheidene Haltung und die ernste etwas stupide Miene, welche anständige Frauen der höheren Stände annehmen, zu scheinen was sie nicht sind. Nun folgen, vom Volke mit lautem Zuruf begrüßt, die Aeltesten des Stadtviertels; nach ihnen junge Leute aus den wohlhabenden Klassen, einfach aber sorgfältig gekleidet; Bewaffnete die Piken, Hellebarden, alte Säbel und Aexte tragen. Musikbanden erscheinen in kurzen Zwischenräumen und erfüllen, wie bereits gesagt, die Luft mit betäubenden Mißtönen. Der Held des Tages schließt den Zug. Dieser Gott scheint ein guter Teufel zu sein. Seine weit geöffneten Augen, sein offener Mund, seine ungeheuren plattgedrückten Ohren flößen Niemandem Schrecken ein. Mars hat nichts Martialisches. Obgleich von Kopf zu Füßen vergoldet, sieht er doch aus wie ein armer Schlucker. Selbst die Kuli die ihn auf einer elenden Bahre tragen scheinen von der Heiligkeit ihrer Mission wenig durchdrungen; sie lachen, schwätzen und rauchen. So wahr ist es daß es nicht genügt im Olymp geboren zu sein; man muß auch diese Gunst des Himmels durch persönliche Eigenschaften rechtfertigen.

Die Menge, vor Ankunft der Procession so bewegt, so ungeduldig, das Schauspiel gleichsam mit Heißhunger erwartend, entfernt sich nun ruhig und gewissermaßen gesättigt. Die reichen Leute in Kanton suchen mit dem Volke auf gutem Fuße zu leben. Heute veranstalten sie einen feierlichen Umzug, morgen Freitheater, ein andermal Reisvertheilung. Panem et circenses.

Bei allem Respekt den man den Göttern, bis zu einem gewissen Grade selbst den falschen Götzen schuldig ist, muß ich

gestehen daß eine Gruppe junger Damen während dieser heiligen Ceremonie meine innere Sammlung beeinträchtigte. Uns gegenüber, jenseits der engen Gasse, saßen vier Mädchen oder junge Frauen in dem Vorsaale eines für die Gelegenheit gemietheten Hauses. Ihr weißer Teint, ihre Haltung, ihre einfache aber elegante Toilette lassen in ihnen die vornehme Dame erkennen. Der Archdeacon bestätigt meine Vermuthung. Ihr Haar ist sehr geschmackvoll geordnet, und zwei von ihnen könnten in Europa für Schönheiten gelten. Frauen ihres Ranges müssen, wenn sie öffentlich erscheinen, apathisch und gelangweilt aussehen. Die Gesetze des Anstandes erheischen dies. Aber ist das Gespräch einmal im Gange, flüstert und lächelt man, dann fällt man wohl bald aus der Rolle. So ergeht es auch meinen jugendlichen Vis-à-vis. Die Gesichter beleben sich, die kleinen mandelförmig geschlitzten Augen funkeln, und ein spöttischer, schelmischer, skeptischer Ausdruck ersetzt die eben erst zur Schau gestellte Miene der Geistlosigkeit und Langenweile. Eine sehr geschminkte, äußerst beleibte Matrone, die mich lebhaft an die unvergeßliche Thierret vom Palais-Royal-Theater erinnert, scheint mit dem Amte der Dueña betraut. Offenbar mißfällt ihr mein Lorgnon das nicht immer auf die Procession gerichtet ist. Sie stellt sich also in die Hausthüre und verhindert die Damen zu sehen und gesehen zu werden. Ein großer Fehler, unwürdig einer Dueña von Einsicht und Erfahrung! Was ist die Folge? Unmittelbares Anknüpfen des elektrischen Verkehrs mit dem fremden Teufel, strenger Befehl an die Dueña den Blicken freien Durchgang zu gestatten, und für mich pantomimisch ertheilte Ermächtigung diese Scene aus dem chinesischen high life nach Bequemlichkeit zu betrachten. Aeltliche Herren nähern sich den Damen, verneigen sich tief und weisen ihnen die geballten Fäuste, werden mit einem gnädigen Lächeln be-

ehrt, lassen Thee serviren, ziehen sich dann unter langwierigen Ehrfurchtsbezeigungen zurück. Mittlerweile sitzen die Damen auf ihren Schemmeln, lachen und schwätzen, spielen mit den Fächern, erfreuen sich an dem Verdrusse der Matrone.

Ein Befehl des Vice-Königs öffnet uns die Thore des großen Gefängnisses: ein oblonges Viereck welches mehrere Höfe enthält und von einer der Länge nach getheilten Gallerie umgeben ist. Die innere wird von den männlichen Gefangenen bewohnt; die äußere, welche ein unbedeckter Gang von der Ringmauer scheidet, von den Weibern.

In den Höfen drängen sich die Sträflinge; die Mehrzahl wird im nächsten Semester den Tod erleiden. Bekanntlich finden die Hinrichtungen in China, ausgenommen die der Mörder die keinen Aufschub erleidet, zweimal im Jahre, im Frühling und im Herbst, statt. Es ist dies ein in Kanton periodisch wiederkehrendes Blutbad. Einige dieser Menschen schleppen ihre schweren Ketten mühselig, andere stellen sie frech zur Schau. Nach ihren Gesichtern zu urtheilen, sind sie keine Unschuldigen. Wahrscheinlich wurden sie im Gefängnisse schlechter als sie bei ihrem Eintritte waren. Die vergiftete Luft, der beständige Verkehr mit dem Laster mußte die letzten Reste von Ehrbarkeit zerstören welche sie vielleicht in diese Hölle auf Erden gebracht hatten. Einer sagte mir: „Ich bin eines Mordes beschuldigt, aber ich leugne diese That.“ Der Gefangenwärter lächelte, ein teuflisches Lächeln, als wollte er sagen: „Die Folterbank wird Dir die Zunge lösen.“ Ein junger Mensch aus dessen hohlen Augen Irrsinn spricht nähert sich uns. Als fünfzehnjähriger Knabe hat er seinen Schullehrer vergiftet, ein Verbrechen welches das Gesetz dem Vatermorde gleichstellt.

Seine Jugend bewahrte ihn vor einem greulichen Tode. Alle Jahre richtet sein Vater der der wohlhabenden Klasse angehört ein Gesuch um Begnadigung an den Vice-König; der Vice-König schickt es an das Tsungli-yamen welches es der Kaiserin Regentin vorlegt. Bis jetzt erfolgte immer ein abschlägiger Bescheid.

Wir treten in einen der Säle. Es ist Essenszeit. Wie die wilden Thiere einer Menagerie werfen sich die Sträflinge auf ihre ärmlichen Rationen. Das Klirren der Fesseln bildet die Tafelmusik.

In einem fensterlosen finstern Raume in welchen Lichtreflexe aus dem Vorgemache ein schwaches Dämmerlicht werfen, errathen wir mehr als wir sie sehen hinter einem massiven Holzgitter mehrere Menschen die zur furchtbaren Strafe des Kang verurtheilt sind. Sie fluchen, sie weinen, sie seufzen. Einige wälzen sich am Boden, andere stehen an die Wand gelehnt. Einige kauern in den Ecken, andere gehen langsam im Kreise umher. Aber alle bewegen sich unablässig; sie suchen was ihr Marterwerkzeug sie nicht finden läßt, die Ruhe. Bei unserer Erscheinung treten sie an das Gitter, werfen uns Blicke des Hasses zu, der Rache, der Verzweiflung; Blicke von Verdammten! Dann entfernen sie sich langsam und verschwinden im Dunkel.

Aus andern, gleichfalls in die Schleier einer ewigen Nacht gehüllten Kerkern ertönen unterdrückte Schmerzenslaute, lautes Geheul, Kettengeklirre und der dumpfe Schall wuchtiger Bambusstreiche auf entfleischte Leiber.

In einem kleinen Raume, der verhältnißmäßig reinlich gehalten ist, rauchten einige Gentlemen, andere nehmen ihr Mahl ein das ihre eigenen Diener auftragen. Dies sind Privilegirte, in Untersuchungshaft Befindliche oder bereits Verurtheilte, aber

jedenfalls Begünstigte. Wahrscheinlich um einen ungeheuren Preis haben sie dies Zimmer gemiethet. Diese kleine Industrie bildet einen der Nebenerwerbe des Gefängnißdirektors. Andere Lokalitäten sind als Spielsaal eingerichtet, ein praktisches Mittel zu gleicher Zeit die Taschen des Mandarins mit Taelen und das Gefängniß mit Verbrechern zu füllen.

Man führt uns nun in die äußere Gallerie die, wie bereits gesagt, den Weibern vorbehalten und durch einen ungedeckten Gang von der Ringmauer des Gefängnisses getrennt ist. Es ist das Höchste im Niedrigsten, das äußerste Maß des Entsetzlichen. Dante's Phantasie allein vermochte sich so hoch zu erheben, so tief zu versenken. Was sie ihm als Traumbild zeigte, habe ich in Wirklichkeit gesehen. Immer sinkt das verkommene Weib unter den verkommenen Mann. Aus feinerem, aus zarterem Stoffe geformt, fällt sie von höher herab und fällt tiefer. Ich sah hier auf engem Raume vereint allen physischen Jammer und alle moralische Verworfenheit. Und in diesem schändlichen Kerker sind mit den verurtheilten, entmenschten Hyänen, anständige Frauen und Mädchen als Geißeln eingesperrt, weil ihre Männer, Väter, Brüder, Söhne der gerichtlichen Untersuchung durch die Flucht entgingen. Doch, da wir es können, entfliehen auch wir aus dieser Hölle!

Vor dem Thore des großen Gefängnisses sehen wir einige lebendige Skelette welche gezwungen sind komisch sein sollende Stellungen einzunehmen. Ein hölzerne Tafel auf ihrer Brust enthält die Worte: „dem öffentlichen Gelächter ausgesetzt". Ob wohl irgend Jemand bei diesem Anblicke lachen kann!

Im großen Vorhof erregt eine Gruppe von etwa dreißig Männern unsere Aufmerksamkeit. Sie sind soeben angekommen und ruhen im Schatten einer Sykomore: Jünglinge, Männer in voller Kraft der Jahre, Greise; einige sind wie wohlhabende

Leute gekleidet. Sie wurden als Menschenjäger oder Hexer auf frischer That ertappt. Ihr Geschäft ist die Barrancões von Makao mit unfreiwilligen Auswanderern zu versehen. Diese Unglücklichen sind, immer je vier, an ihren Zöpfen und überdies mit Stricken aneinander gebunden. Auf den Fersen kauernd oder dicht neben einander am Boden liegend gleichen sie einer Heerde Schafe. Der Tod erwartet sie und, vor dem Tode, die Folterbank. Sie wissen es. Jeder Chinese weiß das Strafgesetzbuch auswendig. Ihre Mienen sagen es deutlich genug; die Einen weinen still vor sich hin, Andere seufzen und Einige scheinen wie wahnsinnig vor Entsetzen. Keiner spricht. Als wir eine Stunde später wieder vorübergingen, rauchten sie. Ein guter Samaritaner hatte Cigaretten unter sie vertheilt. In den kurzen Genuß versunken haben sie ihr furchtbares Loos für den Augenblick vergessen. Die eben noch gespannten Züge sind erschlafft. Dumpfe Gleichgültigkeit ersetzt den eben noch so lebhaften Ausdruck der Verzweiflung.

Die Gerichtshalle, ein länglicher Hof, befindet sich in der Nähe des Gefängnisses. Der Richter sitzt in einer offenen Gallerie hinter einem mit Aktenstücken beladenen Tische. Zu seiner Rechten steht der Gerichtsschreiber, zur Linken der Dollmetsch. Dem Tische gegenüber, wenige Schritte entfernt, kniet der Angeklagte. Auf beiden Seiten bilden fünf bis sechs Diener oder Unterbeamte des Tribunals eine Hecke. Der Henker und seine Knechte stehen gegen die Wand gelehnt mit ihren blutbefleckten Marterwerkzeugen, bereit sie auf den ersten Wink zu gebrauchen. Der Archdeacon und ich stellen uns neben den Dollmetsch. Mit etwas weniger lauter Stimme als gewöhnlich, das einzige Zugeständniß welches er der Majestät des Ortes

macht, übersetzt er mir die wesentlichen Theile des Verhöres. Uebrigens sind der Hof und die Gallerie leer, und die beiden Fremden die einzigen Zuschauer. Weder der Richter noch die anderen Anwesenden nehmen von uns die geringste Notiz. Sie thun als sähen sie uns nicht.

Der Richter mag ein Vierziger sein, vielleicht ein Fünfziger: blasses Gesicht, Katzenaugen, auf der Nase eine riesige Brille, die Amtsmiene geeignet selbst ein gepanzertes Gewissen mit Schrecken zu erfüllen, der Anzug einfach aber sorgfältig, die Nägel wahre Klauen, am Daumen ein großer Ring von Jade, das allgemeine Aussehen ehrbar, imposant, scheußlich. Dieser chinesische Minos ist über den Tisch gebeugt und heftet seine Augen auf zwei offene Bücher deren eines mit schwarzen, das andere mit rothen Schriftzügen bedeckt ist. Hinter ihm stehen seine Privatdiener. Einer reicht ihm von Zeit zu Zeit die Pfeife, indem er sie ihm unter dem Arm durch in den Mund steckt und, nachdem sein Gebieter einige Züge gethan, sogleich wieder zurückzieht. Obgleich der Richter der Südsprache vollkommen mächtig, so ist die amtliche Annahme daß er nur das „Mandarin" das heißt die Nordsprache verstehe. Daher die Nothwendigkeit eines Dollmetsch. Er selbst nimmt an dem Verhör persönlich keinen Antheil. Dies ist Sache des Schreibers und des Dollmetsch, die er übrigens durch einige leise Worte zu leiten scheint. Tiefes Schweigen unter den Zuhörern. Soll ich es gestehen? Der Anblick des Richters macht mein Blut in den Adern gerinnen. Nichts Menschliches in diesem metallenen Antlitz. Keine Spur von Barmherzigkeit oder Menschenliebe. Ich blicke um mich und finde auf allen Gesichtern denselben Ausdruck. Ich setze mich an die Stelle des Angeklagten, und der Angstschweiß tritt auf meine Stirne.

Ein Gefangener wird vorgeführt oder vielmehr in einem

Korbe hereingetragen. Gestern wurden ihm, an dieser Stelle, auf der Folterbank die Fußgelenke zermalmt. Heute ist er ein Bündel Haut und Knochen, unfähig zu antworten. Das Leben entflieht sichtlich. Auf ein Zeichen des Richters trägt man ihn fort.

Ein junger Mensch aus dem Volke wird eingeführt. Er läßt sich an der den Gefangenen angewiesenen Stelle auf die Kniee nieder. Furcht und Hinterlist leuchten ihm aus den Augen. Seine gemeinen Züge tragen bereits das unverlöschbare Gepräge des Verbrechers Er beantwortet die üblichen Fragen: woher ist seine Familie, wie heißen seine Eltern, seine Großeltern und so fort. Dann beginnt das eigentliche Verhör: „Du hast sechszehn Dollar gestohlen?“ sagt der Dollmetsch. Der Angeklagte leugnet standhaft, bis der Richter die Hand erhebt und der Henker vortritt. Bei seinem Anblicke ruft der Gefangene: Ja, ja, er habe sie gestohlen um Reis zu kaufen; Hunger habe ihn verleitet. — In welchem Laden? In dieser oder jener Gasse, dem Schauplatze eines größern Verbrechens, einer wahrscheinlich von ihm begangenen Mordthat? — Da erblaßt der Angeklagte. Er stottert, weint, fleht um Barmherzigkeit und leugnet. Bisher hatte der Dollmetsch ihn einzuschüchtern gesucht; jetzt schlägt er plötzlich einen süßlichen schmeichelnden Ton an. „Warum leugnen, mein Sohn?“ sagt er. „Sprich, gestehe und Du wirst Dich unserer beloben. Siehst Du, ich lasse Dir die Ketten abnehmen.“ Der Henker entfesselt ihn. — „Und nun, mein Kind, sprich.“ — Aber mein Kind ist nicht so albern. Hier beginnt zwischen den beiden Männern ein Zweikampf von Frechheit, List und Lügenhaftigkeit. Der eine weiß daß er für sein Leben kämpft, der andere für seinen Ruf als Inquisitor. Der freundliche, einschmeichelnde Ton des Dollmetsch stimmt wenig zu seinem gehässigen Ausdruck und zu der steigenden Angst die

sich im Gesichte des Angeklagten malt. Letzterer leugnet beharrlich. Der Richter lispelt wieder ein Wort, worauf der Henker und seine Knechte sich auf den Mann stürzen, ihn zu Boden werfen, der Länge nach ausstrecken und zum Theile entblößen; dann neben ihm auf die Fersen kauernd ertheilt ihm der Henker, während er mit lauter Stimme zählt, wenigstens hundert Bambusstreiche. Ich gestehe daß ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte, und mein guter Archdeacon schien mir in ähnlicher Verfassung. Die Anwesenden sahen uns mit dem Ausdrucke der Geringschätzung an. Einige lächelten verächtlich. Noch tönt das Geheule des Unglücklichen in meinen Ohren. Bald aber verstummt er. Er scheint nur mehr eine leblose Masse. „Nun," sagt mir Reverend Gray, „wird man zur Zermalmung der Knöchel schreiten." Dies läßt aber der Zustand des Inquisiten nicht zu. Er wird also hinaus geschleppt. Wir athmen auf. Die Philanthropie meines liebenswürdigen Führers erfreut sich des Aufschubes; aber, als Cicerone, hätte er gewünscht mich die heutige Procedur der chinesischen Gerichtshöfe in allen ihren Phasen sehen zu lassen. Insofern mischt sich zu seiner Befriedigung ein Beisatz gelinden Bedauerns.

Der junge Dieb und muthmaßliche Mörder wird durch zwei Herren von achtbarem Ansehen ersetzt. Ein Kaufmann und sein Kommis; jener ein bejahrter, dieser ein junger elegant gekleideter Mann. Sie sind des Salzschmuggels angeklagt. Nach einer tiefen Verbeugung vor dem Richter knieen sie nieder. Weder der Eine noch der Andere scheinen bewegt. Der ältere Mann gesteht seine Schuld. Der Kommis vertheidigt sich. — Er habe nur den ihm ertheilten Befehlen gehorcht. Er wußte nicht daß er das Gesetz übertrete. Wahr sei, daß er unter die Beamten Reis vertheilt habe. Aber ist es ein Verbrechen Hungrige zu speisen?" — Während er spricht läßt ihn sein Patron, der nun

anfängt ängstlich zu werden, nicht aus den Augen. Durch Zeichen sucht er ihm Schweigen aufzuerlegen. Der Richter macht dem Auftritte plötzlich ein Ende. Er zieht eine große englische Uhr aus der Tasche, betrachtet sie aufmerksam und hebt die Sitzung auf. Die beiden Kaufleute werden weggeführt; ich vermuthe sie haben es sich ein gutes Stück Geld kosten lassen um dem Bambus und Schlimmerem zu entgehen. Ohne uns eines Blickes zu würdigen geht der Richter mit seinem Gefolge ab; der Schreiber und der Dollmetsch packen Tintenfaß und Akten zusammen, der Henker und seine Knechte die Marterwerkzeuge. Alles geräuschlos und mit Methode. Dies Prätorium ist eine wohlorganisirte Hölle.

Herr Hughes, englischer Konsul ad interim, hat die Güte mich nach dem Yamen zu begleiten. Einige Böllerschüsse begrüßen uns bei der Ankunft. Der Vice-König kommt uns entgegen und führt uns in einen reich verzierten, nach dem Garten offenen Pavillon. Die bereits tief stehende Sonne dringt durch exotisches Laub in den Saal wo wir um einen viereckigen Tisch sitzend uns den Genüssen eines chinesischen Festmahles ergeben. Der Vice-König ist ein liebenswürdiger Hausherr, wählt mit eigener Hand die besten Leckerbissen und lädt sie mit Hilfe seiner Elfenbeinstäbchen auf mein Tellerchen. Ich erwidere die Artigkeit in ähnlicher Weise. Der Champagner wird in Tassen kredenzt. Die zahlreiche Dienerschaft trägt schöne, reinliche Livreen. Die ganze Szene sah aus wie eines jener Bilder die man so oft auf lackirten Schirmen oder Theebüchsen sieht.

Ein persönlicher Freund des verstorbenen Kaisers und seit neun Jahren auf seinem gegenwärtigen Posten erhalten — es ist das wichtigste Gouvernement weil es die beiden großen Pro-

vinzen Kwang-tung und Kwang-si umfaßt, das schwierigste wegen des Verkehrs mit den Ausländern in Hongkong —, zählt Yüe zu den hervorragendsten Männern des Reiches, erfreut sich besonderer Gunst bei Hofe und erwartet nächstens in das Ministerium berufen zu werden. Man rühmt seine Sanftmuth und geistige Begabung. Er ist zweiundsechszig Jahre alt und hat das Aeußere eines in der hohen Politik ergrauten Staatsmannes: edle, geistreiche Züge, lichtgraue lebendige Augen, ein kaustisches Lächeln auf den verhältnißmäßig fein geschnittenen Lippen. Er trägt sein Hofkleid, eine dunkelblaue Tunika mit lichtblauen Aufschlägen, über der Brust reiche Goldstickereien, um den Hals einen kolossalen Rosenkranz. Ein prachtvoller Pfauenschweif fällt von dem Hute den der krystallene Knopf ziert.

Das Gespräch bewegte sich um verschiedene Gegenstände. Großer Austausch von Komplimenten, aber keine nichtssagenden Phrasen.

Beim Fortgehen hatten wir mehrere Säle und Korridore zu durchschreiten. Der Vice-König begleitete uns bis zu den Sänften, und an jeder Thür machten wir Chin-chin. Nun gibt es für den Europäer kaum etwas Komischeres als diese Art zu grüßen. Man hebt, wie bereits erwähnt, die beiden geballten Fäuste auf die Höhe der Stirn, versetzt sie in eine rotirende Bewegung und blickt mittlerweile dem Begrüßten, der dieselbe Gymnastik vornimmt, fest in die Augen. Der Vice-König entledigte sich dieser grotesken Artigkeitspflicht mit solcher Grazie und Würde daß mir dabei die Bedeutung des Chin-chin mit Einem Male klar wurde. Seit diesem Besuche in seinem Yamen reizt mich der Anblick chin-chinirender Chinesen nicht mehr zum Lachen. Als Gegengift der allzu vertraulichen amerikanischen Umgangsformen, die nun auch in Europa einreißen, würde ich

unseren tonangebenden Herren und Damen den Chin-chin zur Annahme empfehlen.

Im Dorfe Fa-ti (Blumenfeld) befinden sich die Gärten welche Kanton mit Blumen versehen. Was für ein sonderbarer, verderbter Geschmack! Welch' eigenthümliches Gefallen an den abgeschmacktesten Metamorphosen. Orangenbäume werden in Vasen verwandelt, Buxbaumbüsche in Drachen mit eingesetzten Porzellanaugen, Lorbeer in Ungeheuer, Cypressen in Djonken oder Fasanen. Und alle diese verkrüppelten Pflanzen wachsen, blühen und tragen sogar spärlich Früchte; ungefähr wie die Frauen auf ihren künstlichen Klumpfüßen schwerfällig und unter Leiden umherwackeln. Aber das Princip ist dasselbe. Diese in ihrem Wesen grausame und sinnreiche Nation gefällt sich darin zu verstümmeln ohne zu tödten.

Wir rudern einen der zahlreichen Nebenflüsse des Pearl-River hinauf. Da hören wir den Gong begleitet von Schmerzensgeschrei. Letzteres stößt ein Dieb aus der durch die Hauptgasse eines übelberüchtigten Dorfes gepeitscht wird. Der Mann mit dem Tam-tam schreitet ihm voran, der Henker folgt mit dem Bambus. Die Dorfbewohner sehen mit offenen Mäulern zu und scheinen sich des Schauspiels zu erfreuen. Ob es sie auch bessern wird?

Es ist beinahe Nacht. Wir befinden uns im Süd-Ost-Ende, an dem äußeren Umfange Kantons, in der „Todtenstadt". Man stelle sich ein ganzes Viertel vor welches ausschließend von Todten bewohnt wird. Hier werden die Leichen der in Kanton verstorbenen Eingeborenen der Provinz Che-kiang beigesetzt bis ihre Angehörigen sie abholen lassen. Jeder Sarg steht in einer

Art Kapelle zu welcher man durch ein Vorzimmer gelangt. Es ist die Anwendung des in China so weit entwickelten Korporationswesens auf die Todten. Die äußerste Reinlichkeit herrscht in der Nekropole. Kein übler Geruch verräth die Verwesung. Von Katafalk schreiten wir zu Katafalk. Ein Fackelträger geht uns voran. Ein unheimlicher Spaziergang!

Wir sind am Richtplatz angekommen. Er befindet sich in einer engen Gasse welche auf der einen Seite durch eine Häuserreihe mit Töpferbuden, auf der andern durch eine lange Ziegelmauer gebildet wird. Glücklicher Weise wird heute an der Mauer nicht „gearbeitet". Aber wir sehen die Werkzeuge deren man sich dabei bedient: Tische auf denen der Delinquent ausgestreckt wird um von unten nach oben zerstückelt zu werden; Kreuze, kleine Käfige zur Aussetzung von Schädeln; mit Leim gefüllte Gefäße zur vorhergehenden Präparirung der Köpfe. Alle diese Geräthschaften tragen frische Spuren des Gebrauches. Zur Zeit der großen Hinrichtungen, im Frühling und Herbst, ist der Boden buchstäblich mit Blut getränkt. Und dies hindert die Töpfer gegenüber nicht an ihrer Arbeit!

(2. December.) Der Vice-König hatte die Güte für die Reise nach Makao den Peng-chao-hoy zu meiner Verfügung zu stellen. Dieser prachtvolle Steamer, ein im Dienste der Zollbehörden gebrauchtes Staatsschiff, wird von einem ehemaligen Officier unserer Marine, dem Kapitän Vasallo aus Prag, befehligt. Um fünf Uhr Morgens holte er mich in seinem Gig ab. Nachdem der Peng durch seine Kanonensalve die friedlichen Bewohner von Shamien aus dem Schlafe geschreckt, zieht er

Oesterreichs weiß-rothe Flagge auf die, wohl zum ersten Male, neben dem gelben Drachen des Reiches der Mitte weht. Vorsichtig windet er sich durch den Wald von Djonken und rauscht dann, zwölf Knoten in der Stunde laufend, den Pearl-River hinab.

Wer Kanton nicht sah, hat China nicht gesehen. Peking ist Central-Asien, die Stadt der Bibel, seinem Wesen nach ein Feldlager, das Zelt des Nomaden auf einem Rasttage. Kanton ist China, Peking die Mongolei. In Kanton, dem Mittel- und Brennpunkte einer ungeheuren, falsch civilisirten, raffinirten, verderbten Bevölkerung pulsirt chinesisches Leben. Das Auge ist überrascht und angezogen, aber alsbald wendet es sich mit Ekel ab.

Das Frühstück wird in der Kabine des liebenswürdigen Kapitäns eingenommen. Dort sind wir in Oesterreich: Wiener Möbel, Wiener Vorhänge und Teppiche. An den Wänden die Porträts des Kaisers, der Kaiserin, des Erzherzogs Max und viele Ansichten aus unserem lieben fernen Vaterlande. Beim Dessert wird der dem Wiener werthe Gumpoldskirchner Wein kredenzt.

Um zwei Uhr Nachmittags dampft der Peng um das Fort da Barra auf dessen Wällen die portugiesischen Quinas wehen. Einige Minuten später gehen wir in Makao an Land.

VII.

Makao.

Vom 2. zum 4. December.

Sein Verfall. — Die Kulifrage. — Zunahme des chinesischen Elementes. — Camões.

Makao ist bekanntlich eine kleine aus drei Hügeln, welche ein Plateau unter einander verbindet, bestehende, mit Häusern bedeckte Halbinsel. Eine schmale Landzunge verbindet sie mit dem Kontinent. Soweit ist die Aehnlichkeit mit Kadix auffallend.

Es ist Festtag. Ich stehe vor der Kirche mit einer Gruppe junger Leute in bunten, auf Eleganz Anspruch machenden Toiletten. Man kennt den fragwürdigen Geschmack der Söhne Iberiens aus den Mittelklassen der sich besonders an Sonntagen bemerklich macht. Wir betrachten uns die Damenwelt. Unförmliche Fleischmassen, in schwarzseidene Mantillen gehüllt, mit fahlen Gesichtern und geschlitzten Augen. Mühselig steigen sie aus ihren Tragsesseln. Die Dueñas und malaiischen Zofen folgen der Gebieterin zu Fuße. In der Kirche lassen sich Alle, nach portugiesischer Sitte, auf die Fersen nieder, murmeln ihre Gebete und rauschen mit den Fächern. Die Dienerinnen, wie alle Weiber aus dem Volke, unterscheiden sich von der Herrin durch einen dunkleren Teint, denn ein größerer Beisatz chinesischen oder malaiischen Blutes fließt in ihren Adern, durch geringere Beleibtheit und, statt der schwarzen, durch grellfarbige Kapuzen. Makao zählt kaum mehr zwölf Familien von rein portugiesischem Blute. In diese Zahl sind nicht begriffen

die Aerzte und die schlecht bezahlten Civil- und Militärbeamten welche die Regierung zu gewissen Epochen hieher sendet und, nach Ablauf ihrer Dienstzeit, wieder nach Hause bringen läßt. Die schönen Tage wo die Portugiesen nach Makao kamen um reich zu werden gehören ja der Geschichte an, sind gewissermaßen eine Mythe geworden. Niemand gedeiht hier außer die Kulihändler und die Eigenthümer von Spielhäusern. Wenn man letztere schlösse, wurde mir gesagt, würde das Gras in den Straßen wachsen. Außer den Portugiesen gibt es hier drei englische und fünf deutsche Residenten, die einen wie die anderen Kaufleute ohne Geschäfte. Zuweilen vereinigt sie der Gouverneur bei sich. Diese sehr seltenen Soiréen bieten der lusitanischen und der germanischen Rasse die einzige Gelegenheit sich zu begegnen, die Gassen ausgenommen, die immer verödet sind, in auffallendem Gegensatze zu dem äußerst belebten Viertel der Chinesen. Dort geht es gar lebhaft her. Wohlversehene Butiken mit ungeheuren Aushängeschildern wechseln da mit stets gefüllten Speise- und Spielhäusern. Zwischen einer doppelten Reihe niederer Gebäude im chinesischen Style drängen sich Krämer ihre Waare ausrufend, Lastträger mit Waarenballen, zahlloses Volk, Männer, Weiber und Kinder. Man ist in China, aber um jene Ecke biegend, sind wir mit Einem Male in eine portugiesische Provinzialstadt gerathen. Kein menschliches Wesen zu sehen, höchstens ein paar Soldaten die ihr Cherut rauchend vorüberschlendern; sehr selten ein Tragsessel, kaum vermögend die Dame zu fassen welche ihn einnimmt; wir haben ihre Bekanntschaft bereits in der Kirche gemacht. Die Häuser sind massiv aus Stein gebaut, roth oder gelb übertüncht und tragen das ausgesprochene Gepräge des Mutterlandes. Es läßt sich behaupten daß keines älter ist als 1622 und keines jünger als 1650. Hinter den Häusern und zu beiden Seiten, über Mauern auf

denen Vasen mit Agaven stehen oder die plumpe Steinbalustraden krönen ragen Cedern empor, Pinien, Bananen, exotische Büsche mit glänzenden Blättern. Die prachtvolle Kathedrale von Sankt Paul, von den Jesuiten am Ende des sechszehnten Jahrhunderts erbaut, unter dem Ministerium Pombal in eine Kaserne verwandelt, wurde vor einigen Jahren ein Raub der Flammen. Nichts blieb als die, trotz einiger Ueberladung, schöne Fassade. Die übrigen Kirchen sind baroke oder ganz schmucklose Bauten. Die vielen zu ihnen emporführenden Rampen und Treppen, die schweren Steingeländer erinnern an Abrantes, Santarem, Viseu. Bei jedem Schritte erfreut sich das Auge am Anblicke stattlicher Gebäude. Es sind ehemalige Mönchs- und Nonnenklöster, dermalen in Kasernen ohne Soldaten umgestaltet, in Museen ohne Kunstschätze, in Kanzleien die überfüllt sind mit hungrigen Beamten. Die Praya grande, oder der Quai, ist eine dem Meere südwärts zugewandte Häuserreihe; sie erinnert an die Junqueira in Lissabon. Die Makaesen vergleichen sie mit der Chiaja in Neapel; eine etwas gewagte Hyperbel. Hier genießt man im Sommer der Südwest-Monsoons und, in allen Jahreszeiten, einer reizenden Aussicht nach der Küste des Festlandes und dem es umgürtenden Archipel. Diese Inseln, obgleich ganz nackt, höchstens mit einigen sonnverbrannten Büschen bewachsen, fesseln den Blick durch ihre phantastischen Umrisse und schmücken sich mit den wechselnden Tönen welche der Himmel, wenn auch weniger schön als im südlichen Europa, Morgens und Abends über sie ergießt.

Das chinesische Element ist in stetiger Zunahme begriffen. Dies begreift sich. Der Chinese vertritt das Leben, der Portugiese den Schlummer, wenn nicht den Tod. Daher kommt es daß viele schöne alte portugiesische Häuser in chinesischen Besitz

gelangten. Ich habe einige besucht. Die Metamorphose ist vollständig. Das Madonnenbild welches gewiß in keinem portugiesischen Haushalte fehlte ersetzt der Altar der Voreltern. Keine Spur mehr von der einfachen Einrichtung, von dem vornehmen Verschmähen der Bequemlichkeiten des Lebens welches die iberische Rasse und ihre Wohnsitze kennzeichnet. Jetzt sind diese Räume überfüllt mit Spielsachen, mit nutzlosem Geräthe, Rollen von bemaltem Papier oder Seidenstoffen, mit all' den namenlosen Kleinigkeiten welche der Einheimische liebt und die wir gemeinhin Chinoiserien nennen. Während die englischen und deutschen Residenten allmälig fortziehen weil sie keine Geschäfte mehr machen, während das portugiesische Element, durch fortwährende Aufnahme asiatischen Blutes entartet, allmälig ausstirbt, bewirkt der Chinese durch seine bewunderungswürdige Thätigkeit und Mäßigkeit was seine Regierung*) weder durch List noch mit Gewalt erreichen konnte: er ergreift, noch im Schatten der portugiesischen Flagge, Besitz von dem einst durch lusitanische Helden eroberten Gebiet.

Das Ueberhandnehmen des den Portugiesen so verhaßten chinesischen Elementes gab zu einer Vorschrift Veranlassung welche den in Kalifornien bestehenden gegen die gelbe Rasse gerichteten Gesetzen würdig zur Seite steht. In Makao ist den Chinesen untersagt auf der Praya grande und in den anstoßenden Gassen Häuser in ihrem Style zu erbauen. Eine ungerechte, unpolitische und ohnmächtige Maßregel. Die Folge ist daß die Chinesen portugiesische Häuser kaufen. Sobald letztere in den Besitz ihrer neuen Erwerber gerathen sind verdoppelt sich ihr Werth. Ich wohne hier in einem geräumigen

*) Die chinesische Regierung hat die Besitzergreifung der Halbinsel Makao durch die Portugiesen niemals anerkannt.

prachtvollen Herrenhause das in einem schönen Garten steht unweit der Praya grande. Die Eigenthümer, welche es nicht verkaufen wollen, haben es um einen Spottpreis, um vierzig Dollar monatlich, an einen europäischen Kaufmann vermiethet dessen Familie hier die Sommermonate zubringt! Im Besitz eines Chinesen würde es mindestens den doppelten Werth haben.

Die Ursachen des Verfalles sind die chinesische Konkurrenz und die Eröffnung der Treaty-Ports.*)

Alles hat sich also zum Untergange Makao's verschworen. Und doch war es das große Emporium der ersten portugiesischen Kaufherren und, seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, der Brennpunkt katholischer Wissenschaft und katholischen Lebens im äußersten Osten. Noch heute ist es das, schwache, Band welches die portugiesische Mischrasse mit der christlichen Gesellschaft verbindet.

Ich empfing heute mehrere Besuche. Der Gouverneur Vice-Admiral Sergio de Souza scheint seine Beliebtheit zu verdienen. Ihm verdankt Makao die gut erhaltenen Straßen und alle andern Vortheile einer trefflich gehandhabten Aedilität. Viel Sorge verursacht ihm die Auswanderung der Kuli. Nach Möglichkeit sorgt er für das Wohl dieser Menschen.

Die Kaufleute welche ich sah sprachen mit Gereiztheit über die Stockung des Handels: „Kanton", sagten sie mir, „ist ganz gesunken, und Makao war so zu sagen nur eine Succursale Kantons. Die Schiffe welche dort schwarzen Thee eingenommen vervollständigten hier ihre Ladung. Aber der Thee kommt

*) Siehe S. 191.

jetzt weder nach Kanton noch nach Makao, sondern sucht die Häfen des Yang-tse-kiang. Also keine Schiffe, kein Thee, keine Geschäfte. Der Kulihandel allein gibt Profit, aber Leute die sich achten, Engländer und Deutsche, nehmen hieran keinen Theil. So weit hat uns die Schwäche und Engherzigkeit der englischen Regierung gebracht. Wir brauchen eine kräftige Politik." Also jemehr man leidet, desto kriegerischer wird die Stimmung. In den Augen dieser Kaufleute ist das einzige, das sichere Heilmittel der Krieg.

Ich besah die Barrancões heute sehr eingehend. Es ist ein blutroth getünchtes Gebäude welches mehrere Säle enthält. In letzteren belehren große Maueranschläge die Kuli über die Bedingungen unter welchen sie sich nach Peru oder nach der Havana verdingen können. Bei ihrer Ankunft vom Festlande werden sie in den Barrancões eingesperrt, sodann in einem dieser Säle versammelt. Man liest ihnen die Bedingungen vor und befragt sie zu wiederholten Malen ob sie noch immer zur Auswanderung entschlossen seien. Sodann haben sie ihre endgiltige Einwilligung vor dem Notar abzugeben. Ist dies geschehen, so sind sie gebunden. Viele nehmen im letzten Augenblicke ihr Wort zurück. Erst unlängst verlangten von Achthundert Fünfhundert nach ihrer Heimath zurückgeschickt zu werden. Da sie das verhängnißvolle Jawort noch nicht gesprochen hatten, wurde dem Begehren willfahren. Die Angeworbenen werden an Bord gebracht. Diese Einschiffungen finden dreimal in der Woche statt. Die Schiffe, meist Schnellsegler, verlassen die Rhede sobald ihre Ladung vollständig ist, dubliren, je nach ihrer Bestimmung, Cap Horn oder das Cap der guten Hoffnung und bringen gewöhnlich drei Monate auf der

Ueberfahrt zu. Nächstens werden Dampfer die Segelschiffe ersetzen. Dem Gouverneur liegt es ob darüber zu wachen daß die gesetzlich festgestellte Anzahl der Einzuschiffenden nicht überschritten werde.

Unparteiische Zeugen bestätigen daß Admiral Souza angelegentlich bemüht ist unfreiwillige Einschiffungen hintanzuhalten. Zu diesem Ende begünstigt er eine Uebung welche, am Ende der Reise, für jeden in guter Verfassung ausgeschifften Kuli dem Kapitän eine Prämie von einem Pfund Sterling und seinem ersten Officier von fünf Schillingen zusichert. Aber die menschenfreundlichen Bestrebungen des portugiesischen Gouverneurs, so wie die strengen Maßregeln der chinesischen Behörden welche jeden in ihre Hände fallenden Werbeagenten ohne Weiteres hinrichten lassen, werden häufig vereitelt durch die Käuflichkeit der Unterbeamten, durch die Bestechung welche die „Brokers", fast immer Spanier und Portugiesen, zu üben wissen, insbesondere aber durch die Schiffskapitäne selbst. Letztere verlassen Makao nachdem sie ihre normale Ladung Menschenfleisch eingenommen haben; aber statt ihren Kurs nach Amerika zu nehmen, laufen sie an irgend einem nahen verlassenen Punkte der Küste an. Dort harren ihrer chinesische Werber mit einem neuen Vorrathe unfreiwilliger Auswanderer welche unbarmherzig in die unteren Schiffsräume gesteckt werden.

Die Agenten oder Beherer wenden verschiedene Kunstgriffe an. Eine häufig gebrauchte List ist folgende. Der Werber geht von Dorf zu Dorf, jammert über die schlechten Zeiten, spricht von dem glücklichen Loose der Brüder in Amerika und erzählt daß er zur Auswanderung entschlossen sei. Er findet Glauben, beredet Einige oder Mehrere ihm zu folgen und bringt sie nach Makao. Dort vollzieht er mit ihnen in den Barrancões die vorgeschriebenen Förmlichkeiten. Den Schluß derselben macht

die endgültige Zusage. Zu diesem Zwecke treten die Kuli, zwischen Geländern wie man deren an unsern Theatern und in den Bahnhöfen sieht hintereinander gehend, vor den Notar um die bindende Erklärung abzugeben. Der Werber ist zu artig um den Vortritt zu beanspruchen. Er will in seiner Demuth der Letzte sein. Während sie sich langsam dem Schreibpulte nähern macht er sich aus dem Staube.

Von dem Sklavenhandel dürfte sich das Kuligeschäft in moralischer und physischer Beziehung kaum wesentlich unterscheiden. Vielleicht hatten die Neger, während der immer grauenhaften Ueberfahrt, etwas mehr zu leiden; aber am Orte ihrer Bestimmung angelangt fanden sie, wenn nicht in der Menschlichkeit so doch im Interresse ihres Eigenthümers der sein Kapital nicht verlieren wollte, eine gewisse Bürgschaft verhältnißmäßigen Wohlseins. Die Kuli entbehren dieser Gewähr; und ihr Loos ist, wie man mir sagt, auch deshalb beklagenswerther weil sie einer der schwarzen weit überlegenen Rasse angehören.

Bekanntlich hat Camões die Lusiaden in Makao gedichtet. In einem noch in seiner Verwahrlosung wundervollen Garten, zwischen natürlichen Felsen und alten Bäumen, zeigt man auf einer Anhöhe die Grotte des Sängers. Ein einsames entlegenes Plätzchen. Die Stille nur unterbrochen durch das Flüstern der Zweige. Mit Entzücken streift das Auge über Wasser und Land hin, über die Stadt, die Küste, den Archipel. Wie sollte man da nicht Tasso's gedenken und seiner Eiche in Sant Onofrio. Eine letzte trübe wehmüthig schöne Analogie zwischen den beiden hart geprüften Zeitgenossen!

Auf einem Steine wurden einige Verse aus den Lusiaden eingegraben: Klagen über königlichen Undank. Man hätte

besser wählen können. Warum das Interesse für Camões auf die Entbehrungen des armen Edelmannes beschränken? Warum nicht lieber dem Barden folgen in die luftige Höhe des Parnaß? Dort, unter seinen Pairs, feiert er die glänzendsten Triumphe. Die Begeisterung, das Bedürfniß zu dichten wie die Nachtigall singt weil sie muß, die Vaterlandsliebe, die Treue für das angestammte Königshaus entlockten seiner Leier ihre bezaubernden Töne, und nicht der Durst nach Hofgunst, das Verlangen nach etwas Geld oder nach einem Bande. Wenige Schritte von der Grotte befindet sich ein Gewölbe durch dessen Spalten der Poet, einer Sage nach, die Sterne beobachtete. Armer Camões, dein Stern erblich damals, aber er erschien wieder am Himmel wo er leuchten wird bis an das Ende der Zeit.

VIII.

Auf der Heimfahrt.

Vom 6. December bis 13. Januar (1872).

Abreise von Hongkong. — Die Missionäre in China. — Europäische Beziehungen zum Reiche der Mitte. — Ankunft in Marseille.

(6. December.) Genau um Mittag dampfte der Tigre, Kapitän Boilève der Messageries Maritimes, aus dem Hafen von Hongkong. Der jetzt herrschende Nord-Ost-Monsoon läßt uns hoffen Marseille in achtunddreißig Tagen zu erreichen.

Dem „äußersten Osten" Lebewohl sagend, fühle ich mich wie bestürmt von angenehmen Erinnerungen. Ich gedenke der freundlichen Aufnahme die mir dort zu Theil ward und bemerke jetzt erst daß ich, mit Ausnahme der ersten Tage in

Yokohama und der Reisen im Innern, seit ich San Francisko verließ in keinem Wirthshause geschlafen habe.

In Europa ziehe ich das Hotel vor; aber hier ist dies anders. Eure Freunde entdecken Eure Reisepläne und verständigen hievon ihre Korrespondenten in den anderen Häfen. Der Dampfer läuft ein. Eine Flottille von Sampanen, von kleinen Kähnen und Nachen aller Art umgeben ihn sofort. Ein schmucker Gig nähert sich; die Matrosen tragen Livree; am Steuer sitzt, sein Cherut im Munde, ein junger Elegant, weiß gekleidet vom Wirbel bis zur Zehe. Er stürzt an Bord, sucht, errathet entführt Dich. Deine Boys und seine Boys sorgen für das Gepäck. Nun bist Du gelandet und in einem schönen durch die Veranda etwas verdunkelten Zimmer untergebracht. Das Bad ist bereit, die Toilette alsbald gemacht, das Diner angesagt. Im Salon erwartet Dich die Frau vom Hause in großer Toilette. Meist jung, oft hübsch, immer liebenswürdig, weil offenbar erfreut über den Besuch. Jedermann ist es; denn Deine Ankunft unterbricht die Monotonie, diese Geißel des kolonialen Daseins. Ein frisch ausgeschiffter Europäer der gekommen ist um sich zu unterhalten und nicht um Anderen Konkurrenz zu machen, dieser seltene Vogel, ist gewiß willkommen. Ich verweile nicht bei den materiellen, übrigens nicht zu unterschätzenden Genüssen dieser schönen oft fürstlichen Gastfreundschaft. Ich hebe besonders die geistigen Vortheile hervor. Du bist mit Einem Male in den Familienkreis eingelassen und zugleich in eine neue Welt versetzt. Jeder Tag ist reich an neuen Eindrücken und Beobachtungen. Man rechne nur die Stunden nach die der Reisende in unseren Hotels allein zubringt und die, insofern es sich um Belehrung handelt, zu den verlorenen gehören. Hier vom Morgen zum Abende bist Du nie allein, und Du hörst von nichts sprechen als von lo-

kalen Angelegenheiten die sich auf China oder Japan beziehen und die Dich eben interessiren da Du um ihretwillen gekommen bist. Während Dein Hauswirth auf seiner Kanzlei oder in seinem Kontor arbeitet, schwäzest Du mit seiner Frau oder gehst mit ihr spazieren, oder Du spielst mit ihren Kindern oder nimmst bei der chinesischen Bonne im bitchen english Unterricht. Kurz Du hörst nur vom Reiche der Mitte oder von dem der aufgehenden Sonne sprechen. Zu jeder Stunde bist Du dort.

Die Ueberfahrt gibt Zeit und Stimmung zu einem Rückblick auf das Gesehene. Wie steht es mit den beiden in den Treaty-Ports so viel besprochenen großen Fragen: den Missionären und den künftigen Beziehungen Europa's zu China?

* * *

Unerachtet der Bemühungen der französischen Regierung durch ihren Gesandten Herrn von Lagrenée ein Toleranzedikt zu Gunsten der Christen zu erlangen, blieb unser Glaube im Reiche der Mitte auf das Strengste verpönt. Die Missionäre welche das Evangelium predigten, die Eingeborenen welche die Taufe empfingen waren nach wie vor die Opfer periodischer Verfolgungen und ununterbrochener Plackereien. Ihr Schicksal, ihr Vermögen, ja selbst ihr Leben lagen in den Händen des Mandarins. Das Beste, das Wünschenswertheste für sie war, daß er ihr Dasein vornehm ignorirte.

Die von China mit England und Frankreich geschlossenen Verträge von Tien-tsin und die nachträglichen Konventionen von Peking haben diese Zustände gründlich verändert.*)

*) Der englische Vertrag wurde zu Tien-tsin am 26. Juni 1858 unterzeichnet, die nachträgliche Konvention in Peking am 24. Oktobtr 1860; der französische Vertrag zu Tien-tsin am 27. Juni 1858, die nachträgliche Konvention zu Peking am 25. Oktober 1860.

„Die christliche Religion," sagt der achte Artikel des englischen Vertrages, „so wie sie von den Protestanten und den römisch-katholischen Christen geübt wird, empfiehlt dem Menschen tugendhaft zu sein und Andere zu behandeln wie er selbst wünscht behandelt zu werden. Daher werden jene welche diese Religion lehren Anspruch auf den Schutz der chinesischen Behörden haben und nicht verfolgt oder (in ihrem Berufe) behindert werden können, sofern sie ihren eigenen Geschäften friedlich nachgehen und ihnen keine Uebertretung der Gesetze zur Last fällt."

Der viel eingehendere dreizehnte Artikel des französischen Vertrages lautet folgendermaßen:

„Da die christliche Religion zum Zwecke hat den Menschen tugendhaft zu machen, so werden die Angehörigen aller christlichen Glaubensgenossenschaften vollkommene Sicherheit genießen sowohl für ihre Personen, als für ihr Eigenthum und die freie Ausübung ihrer Religion; auch wird den sich friedfertig in das Innere begebenden, zu diesem Ende mit regelmäßigen Päßen versehenen Missionären wirksamer Schutz geleistet werden. Die Behörden des chinesischen Reiches werden Niemanden in dem Rechte behindern welches Jedermann in China besitzt, nämlich in dem Recht, die christliche Religion freiwillig anzunehmen und auszuüben ohne deshalb in Strafe zu verfallen."

Der sechste Artikel der Zusatz-Konvention von Peking fügt zu diesen Bestimmungen eine wichtige Klausel: „die religiösen Niederlassungen der Christen und ihre wohlthätigen Anstalten, welche zur Zeit der Verfolgungen unterdrückt und eingezogen wurden, sollen den ehemaligen Eigenthümern mit den Kirchhöfen und sonstigen dazu gehörigen Gebäuden zurückerstattet werden."

Die Gesammtzahl der katholischen Chinesen im ganzen Reiche wird, gewiß sehr willkürlich, auf eine halbe, auf eine, auf zwei Millionen veranschlagt. Die bedeutendsten christlichen Gemeinden befinden sich in den Provinzen Sze-chuen, Kiang-su, Ngan-hwei und Chi-li. Ungefähr fünfhundert europäische Missionäre, deren drei Viertheile Franzosen sind, und hundertsechszig bis zweihundert chinesische Priester üben die Seelsorge aus. Folgendermaßen sind sie über das Reich vertheilt.

Priester der Mission étrangère de Paris (sämmtlich Franzosen) in den Provinzen Kwang-tung und Kwang-si (in letzterer haben sie wegen der Feindseligkeit der Bevölkerung bisher noch nicht festen Fuß gefaßt); in Sze-chuen, Yünan und Kwei-chow; überdies in der Mandjurei und in Thibet. Aus Korea wurden sie vertrieben.

Die Dominikaner (Spanier) in Fuh-kien, Hunan und auf der Insel Formosa.

Die Priester der „Kongregation von der Mission genannt Lazaristen" (Franzosen) im Che-kiang, Nord-Chi-li (Peking), West-Chi-li und Kiang-si.

Die Jesuiten (Franzosen und einige Italiener) in Kiang-su, Süd-Chi-li und Ngan-hwei.

Die Franciskaner (Italiener) in Shan-si, Shen-su, Kang-su und Hu-peh.

Die Priester der römischen Propaganda Fidei (Italiener) in Honan, wo sie jedoch bisher, gleichfalls wegen der feindseligen Haltung des Volkes, nicht eindringen konnten; auf der Insel Hongkong und in dem zur Provinz Kwang-tung gehörigen Distrikte Se-non.

Die Priester der belgischen „Kongregation für die Missionen in China" (Belgier) in der Mongolei.

Die Schwestern vom heiligen Vincenz de Paula (Fran-

zösinnen) in Peking, Ning-po, Shanghai, Hang-chow (Che-kiang) und auf den Inseln Chusan.

Die Karmeliterinnen in Shanghai.

Die Hilfschwestern der armen Seelen im Fegefeuer (Französinnen) in Sü-kia-wei.

Die Schwestern des heiligen Paul von Chartres (Französinnen) in Kanton, seit dem Tien-tsiner Blutbade, in Hongkong.

Die Schwestern von Canossa (Italienerinnen) in Hongkong.

Die italienischen Schwestern in Hang-kow am Yang-tse-kiang.

In jeder Provinz gibt es ein General-Vikariat. Sze-chuen und Chi-li zählen deren drei. Je nach der Anzahl der Priester und der Christenheiten, ist jedes Vikariat in mehrere Distrikte getheilt.

Die in Rom residirende Propaganda Fidei bildet das Band zwischen den Missionen und dem heiligen Stuhl. Der General-Prokurator, gegenwärtig Pater Raimondi, der seinen Sitz in Hongkong hat, unterhält den Verkehr zwischen Rom und den apostolischen Vikariaten. Seine Briefe erreichen die entferntesten Bischofssitze binnen dritthalb Monaten.

Die chinesischen Priester gehören sämmtlich altchristlichen das heißt Familien an welche seit zwei- oder dreihundert Jahren katholisch sind. Neophyten werden nur in Folge einer, selten erbetenen, noch seltener gewährten, Dispens zur Priesterweihe zugelassen. Die eingeborenen Priester schildert man als gläubig, dem Studium ergeben, meist eifrig, aber ohne Thatkraft, schüchtern und unfähig eine „Christenheit" zu leiten. Sie lieben und suchen theologische Diskussionen; aber, mehr spitzfindig als tief, erheben sie sich in der Wissenschaft selten über eine gewisse Grenze. Die Ueberlegenheit der europäischen Missionäre fühlen sie, zuweilen nicht ohne einige Bitterkeit; aber sanft und mit

Klugheit behandelt, sind sie treffliche Gehilfen. Allgemein wird ihnen Sittenreinheit nachgerühmt. Die höheren Stellen der Hierarchie, wie Bischofssitze, blieben ihnen bisher verschlossen.

Die eingeborenen Klosterfrauen sind sehr gute Wesen die sehr wohlthätig wirken aber einer beständigen Leitung bedürfen.

Damit eine Mission gedeihe ist es nöthig daß die ihr angehörigen Missionäre unter einander in häufigem und regelmäßigem Verkehre stehen. In vielen Provinzen ist dies wegen der ungeheuren Entfernungen geradezu unmöglich. Aber bei Errichtung neuer Missionen wird darauf Bedacht genommen daß die Kirchsprengel an einander grenzen und die Priester sich ein- oder zweimal im Monate sehen können.

Die Katechumenen werden als die Pioniere des Christenthums benutzt. Sie gehen von Dorf zu Dorf, erregen zuerst Neugierde, dann Interesse, beantworten die an sie gestellten Fragen und lassen zuweilen dauernde Spuren ihrer vorübergehenden Erscheinung zurück. Ihnen folgen eingeborene Priester; sie beginnen den Unterricht und suchen die gute Stimmung zu erhalten. Erst wenn der Boden gehörig vorbereitet, begeben sich die Missionäre an Ort und Stelle, vollenden die Belehrung, verleihen die Taufe und gründen eine „Christenheit". In Betreff des weiblichen Geschlechtes liegen die Vorarbeiten den einheimischen Schwestern ob. Sie gehen wie die Katechumenen zu Werke, versammeln die Frauen und jungen Mädchen des Dorfes in dem Hause eines Freundes, erklären die Grundwahrheiten des Glaubens, erwecken den Wunsch der Bekehrung. Ist ihre Sendung bis zu einem gewissen Grade gelungen, so erscheinen die Missionäre, vervollständigen den Unterricht und ertheilen die Taufe. Die Neophyten sind selten eifrige Katholiken, aber sie bleiben treu so lange sie in ihrer Gemeinde leben. Diejenigen welche viel reisen, lange Zeit vom Hause abwesend sind

oder sich in heidnischen Gegenden niederlassen, verlieren leicht den Glauben, fallen aber selten ausdrücklich von ihm ab. Die alten Christen hängen dagegen an ihrer Religion. In Sze-chuen, wo sie sehr zahlreich sind, haben sie das Gefühl ihrer Stärke und vertheidigen sich tapfer, zuweilen mit gewaffneter Hand, gegen die Nachstellungen der Literaten.

Jedermann kennt die Gefahren welchen das Apostolat in China ausgesetzt ist. Weniger bekannt ist die elende ärmliche Lebensart der Missionäre und der Schwestern. Furchtbar mäht der Tod in den Reihen dieser muthigen Männer, dieser opferwilligen Frauen. „Wir kamen,“ sagte mir ein Missionär, „vor zehn Jahren aus Europa; mit den sechs Schwestern waren wir vierundzwanzig. Sie sind alle todt bis auf vier, deren einer ich bin. Die Diplomaten und Konsuln ertragen den Aufenthalt in China ganz wohl. Die große Sterblichkeit unter uns kann also nicht dem Klima zur Last gelegt werden, sondern unserer Lebensart, der chinesischen Kost, dem Mangel an ärztlicher Hilfe und den vielen Entbehrungen.“

Während meiner Reisen in China bildeten die Missionäre das allgemeine Tagesgespräch der Ausländer. Das Memorandum des Prinzen Kung*) und die Tien-tsiner Mordthaten hatten die Priester und Schwestern auf die Tagesordnung gesetzt. Jedermann, die chinesische Regierung, die Missionäre selbst, endlich die Vertreter der christlichen Mächte gaben ihre Meinung über die „Missionsfrage“ ab.

Hören wir sie!

Zunächst die Ansicht der Trade-Ports. Niemand hat sie noch besser zusammengefaßt als Herr Medhurst in seinem be-

---

*) Es bildet eine Beilage des Rundschreibens des Tsungli-Yamen vom 9. Februar 1871.

reits von mir citirten Buche.*) Herr Medhurst ist Engländer und Protestant.

„Es ist jetzt Mode," sagt er, „sich über die protestantischen Missionäre zu beklagen und sie zu ihrem Nachtheile mit den römisch-katholischen Priestern zu vergleichen. Dies ist eine Ungerechtigkeit. Ich werde keine solchen Parallelen ziehen, sondern einfach die Wirksamkeit beider Theile prüfen. ..... Die katholischen Missionäre, obgleich sie im Vergleich mit den protestantischen Legion sind, lassen sich wenig sehen. Ihr System besteht darin daß sie, gleich nach ihrer Ankunft, so weit als möglich in das Innere dringen, jede Berührung mit den europäischen Kaufleuten vermeiden, sich als Chinesen verkleiden und ihren Beruf im Dunkel und ohne Unterlaß in den verschiedenen Stationen üben welche ihre Vorgänger und Brüder seit Jahren wenn nicht seit Jahrhunderten besaßen. Ihre Aufopferung ist merkwürdig, ihre Erfolge erstaunlich, und ich gehöre zu jenen welche glauben daß sie sehr viel Gutes thaten und noch thun. Sie suchen durch die Erziehung Proselyten zu machen, ein nothwendiger Weise langsames Verfahren, aber gerechtfertigt durch die zahlreichen und soliden Bekehrungen. In den Städten oder Dörfern wo sich eine römische Mission befindet gibt es immer einen Kern christlicher Familien in denen sich der Glaube von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat, und oft war ich überrascht durch die Ruhe und das ehrbare Wesen welche man in diesen Gemeinden findet, besonders wenn man sie vergleicht mit der sie umgebenden heidnischen Bevölkerung, sowie durch den Gehorsam und die Anhänglichkeit welche die Bekehrten für ihre geistlichen Väter, so nennen sie die Priester, stets an den Tag legen."

*) The foreigner in far Cathay. Der Leser wolle mir geneigtest den Anachronismus nachsehen den ich begehe indem ich in ein im Jahre 1871 geschriebenes Tagebuch Citationen aus einem 1872 erschienenen Buche aufnehme.

Herr Medhurst mißbilligt die, oben gegebenen, Bestimmungen der französischen Verträge. Den katholischen Priestern, meint er, die bisher gewissermaßen im Verborgenen wirken mußten, sei in Folge dieser großen Zugeständnisse der Kamm geschwollen. Sie verlangen Rückstellung von Gütern welche vor langen Jahren und aus politischen Gründen eingezogen wurden; sie maßen sich eine Gerichtsbarkeit über die eingebornen Glaubensgenossen an und ermuthigen diese ihre Pflichten als chinesische Unterthanen nicht zu erfüllen.

Die Missionäre, die katholischen wie die protestantischen, begehen auch einen Fehler durch Erbauung prachtvoller Kirchen und hoher Thürme, wodurch gewisse chinesische Vorurtheile verletzt werden.

Endlich tadelt der Verfasser an den barmherzigen Schwestern daß sie durch Aufnahme von Kindern in ihre Waisenhäuser den Feinden der Ausländer willkommenen Stoff zu verleumderischen Gerüchten gewähren.

Andere Stimmen, weniger gemäßigt als Herr Medhurst, sprechen überhaupt den Missionen jede praktische Nützlichkeit ab. Doch auch sie, wie Jedermann, wie alle jene mit denen ich hierüber sprach, bestätigen die große Ueberlegenheit der katholischen über die protestantischen Missionäre. Die ersten katholischen Anstalten entstanden vor dreihundert Jahren. Der Unterricht und die Verbreitung des Glaubens wurden nie ganz eingestellt, und unter den zahlreichen über das ganze ungeheure Land zerstreuten Christenheiten gibt es einige sehr bedeutende. Die römischen Missionäre kennen China besser als irgend Jemand, und durch sie erhält man aus den entferntesten und unzugänglichsten Punkten des Reiches die besten und verläßlichsten Nachrichten.*)

*) Indem Herr Wade Lord Granville die Proklamation des Prinzen Kung über die Tien-tsiner Vorfälle einschickt, fügt er hinzu: „Wir werden

Alles dies gibt man gerne zu. Aber man fürchtet daß die Missionäre zu große Ansprüche erheben, dadurch die Mandarine in üble Stimmung versetzen und so, mittelbar, dem Handelsverkehr Nachtheil zufügen.

Wozu, sagt man, die Verkündigung des Evangeliums? Die Chinesen verstehen es nicht. Sie sind nicht reif für die Dogmen des Christenthums. Man lasse die Zeit wirken. Zuerst werde civilisirt und dann gepredigt und bekehrt! Schon fiel die große Mauer welche China umfing. Unsere Kanonen haben die erste Bresche hineingeschossen.. Ein neues Element drang in das erst noch verlassene, jetzt immer mehr und mehr sich erschließende Land. Dies neue Element sind wir. Wir bringen den Chinesen unsere Ideen, wir geben ihnen das Beispiel der Sicherheit, der gut gepflasterten gefegten erleuchteten Straßen, der Eisenbahnen und des Telegraphen. Hiezu tritt der Einfluß der aus Amerika, Australien und unsern Ansiedlungen in der Meerenge von Malacca zurückkehrenden Chinesen. Sie haben dort, bis zu einem gewissen Grade, den Geschmack, die Ideen, die Gewohnheiten der Europäer angenommen. Das sind die wahren Missionäre. Wenn die Chinesen hinlänglich aufgeklärt sein werden um über ihren Aberglauben zu lachen, so werden sie sich vielleicht taufen lassen. Wenn die katholischen Missionäre statt zu predigen, die protestantischen statt die Bibel zu verkaufen, kleine Flugschriften mit Abhandlungen über nützliche Kenntnisse, über Physik und Mechanik, illustrirte Zeitungen und dergleichen verbreiteten, so würden sie weit kräftiger als durch ihr jetziges Verfahren zur Umwandlung dieser Nation beitragen.

---

durch die römischen Missionäre erfahren, in welchem Maße die Proklamation verbreitet wurde." Blue Book. China No. 1. (1871) S. 222.

Wenn ich antworte: „Aber die Auswanderer kommen aus Kalifornien*), aus Australien, aus Singapore als größere Fremdenhasser zurück als sie bei ihrer Abreise nach jenen Ländern waren", so lächelt und schweigt man. Indeß, nicht Jedermann theilt diese Selbsttäuschungen. „Ich habe immer gefunden", sagt Herr Medhurst**), „daß der Chinese durch die Berührung mit den Fremden nicht besser wird. Die herrschenden Klassen dulden uns, aber mit Freuden würden sie den Tag begrüßen an dem sie die letzte unserer Faktoreien vernichtet, das letzte unserer Schiffe von ihren Küsten verwiesen sähen. Die Emigranten verfallen nach ihrer Rückkehr immer wieder, ihrem Instinkte folgend, in die alte Lebensweise und betrachten ihren Aufenthalt im Auslande als eine glücklich überstandene Prüfung. Selbst die Chinesen von Rang welche in neuester Zeit Europa gewissermaßen in diplomatischer Mission besuchten schienen durch das was sie dort sahen wenig berührt und verriethen nicht das geringste Verlangen nach den Fortschritten und Errungenschaften der Civilisation." Der Verfasser führt Chung-hou an, den dem Leser bekannten Ober-Kommissar in Tien-tsin. Er war gegenwärtig bei seiner Einschiffung an Bord eines prachtvollen Dampfers der französischen Messagerie und besuchte ihn später in London in einem großen Appartement des Grosvenor-Hotel. Bei beiden Anläßen schien der chinesische Reisende den Luxus der ihn umgab nicht zu bemerken. Eben so wenig hätte er sich über die elende Unterkunft in einer Djonke oder in einer chinesischen Herberge gewundert. Herr Medhurst meint daß diese Nation geistig unfähig ist sich von den ererbten Ansichten, Vorurtheilen und Gewohnheiten loszureißen.

*) Siehe I. Band, Seite 186 – 191.

**) The forigner in far Cathay S. 176.

Also: das Publikum in den „Häfen" will daß sich China civilisire; es bezweifelt die Nützlichkeit der Missionen; es hat eine hohe Meinung von den persönlichen Eigenschaften der katholischen Missionäre, aber es betrachtet sie als eine Quelle der Verlegenheit. Die Klosterfrauen werden, wie dies auch Herr Medhurst that, wegen ihrer angeblichen Unvorsichtigkeit getadelt und wegen ihrer übrigen Eigenschaften und ihres Lebenswandels bewundert. Dies ist in China, wenige Ausnahmen abgerechnet, die Generalbilanz der katholischen Missionäre in den Faktoreien.

Die protestantischen Missionäre sind nicht beliebter als die katholischen, vielleicht noch viel weniger. Man beschuldigt sie sich an Handelsunternehmungen zu betheiligen, zu viel an das zeitliche Wohl ihrer Familien und die irdischen Güter dieser Welt zu denken und die Konsulate durch unablässige Reklamationen zu belästigen. Als Beispiel führt man an daß sie im verflossenen Jahre nicht nur für die Verwüstung ihrer Kapellen in Tien-tsin, sondern auch für den lucrum cessans ihres durch die Unruhen beeinträchtigten Bibelverkaufes Entschädigung beanspruchten.

Herr Medhurst der weniger als die meisten Residenten gegen sie eingenommen ist sagt von ihnen: „Die protestantischen Missionäre sind fast alle verheirathet, lassen sich in den offenen Häfen nieder, bauen sich in der Koncession oder in der Nähe derselben Häuser im europäischen Style und leben mehr oder weniger im Umgange mit den Fremden. Obgleich sie ihre Enthaltung von Handelsgeschäften nachzuweisen suchen, so sind die Eingeborenen doch überzeugt daß sie Handel treiben. Ich habe gesagt daß sie verheirathet sind. Gewiß, meine Absicht ist nicht mich gegen den Ehestand auszusprechen oder das Cölibat anzupreisen, um so weniger als ich mehr als ein Ehepaar kenne

welches gemeinsam viel Gutes wirkt. Demungeachtet glaube ich daß in China unverheirathete Männer und Frauen sich vorzugsweise für den Missionsberuf eignen. Sie können ihre ganze Zeit dem Apostolate widmen, mit größerer Leichtigkeit den Umgang mit den Europäern meiden und ihren Wohnsitz unter den Eingebornen nehmen. Auch werden sie sich bei diesen eher in Gunst und Ansehen setzen weil der Chinese die Ehelosigkeit als ein Hauptelement der Selbstaufopferung betrachtet."

Der Verfasser zollt übrigens den Organen der verschiedenen Bibelgesellschaften volle Anerkennung. Ich habe nur wenige Männer dieses Standes begegnet, und die ich sah erfreuten sich eines guten Rufes und schienen ihn zu verdienen. Die Zahl der Bekehrungen zum Protestantismus ist verschwindend klein, aber wenn die englischen, amerikanischen und deutschen Missionäre wenig Schafe in die Hürde führen, so haben sie, jedenfalls, in den letzten vierzig Jahren für Verbreitung der Kenntniß von China in Europa Bedeutendes geleistet.

Ich habe in Vorstehendem die in den Faktoreien herrschenden Ansichten über die Missionen sämmtlicher Glaubensbekenntnisse, der Wahrheit getreu, jedenfalls nach bestem Wissen und Gewissen, zusammengestellt. Die Kaufleute kommen um reich zu werden, die Priester und Schwestern um die Seelen zu retten. Die Standpunkte sind verschieden, die Auffassungsweise desgleichen. Man lebt in verschiedenen Welten. Man versteht sich also nicht. Wen könnte dies Wunder nehmen?

Nun gehe ich zu den Beschwerden der chinesischen Regierung über. In seinem berühmten Memorandum hat sie Prinz Kung zusammengestellt.*)

---

*) Wie bereits bemerkt, vom 9. Februar 1871. Schon zwei Jahre vorher, am 26. Juni 1869, hatte er an Sir R. Alcock, damals brittischer Gesandter in Peking, über denselben Gegenstand eine Note gerichtet.

Die Vertragsbestimmungen über den Handelsverkehr geben, heißt es daselbst, ziemlich gute Resultate. Dagegen haben die die Missionäre betreffenden Klauseln ihren Zweck verfehlt, ja sogar die guten Beziehungen mit den Ausländern gefährdet.

Die Missionäre taufen Gute und Böse, sogar Rebellen. Sie unterstützen die unbegründeten Anforderungen schlechter Menschen. Daher die Unpopularität der katholischen Religion. Die Nation unterscheidet nicht zwischen Katholiken und Protestanten, noch zwischen Fremden und Fremden. Umsonst versuchte die Regierung das Publikum aufzuklären. China ist ein großes Reich!

Schon vor den Tien-tsiner Ereignissen habe die steigende Erbitterung gegen die Verbreitung des Christenthums die Aufmerksamkeit der Regierung erregt. In Folge dieser Ereignisse seien Mandarine in das Elend geschickt, mehrere Uebelthäter hingerichtet, Entschädigungen gezahlt worden. Wenn aber solche Ausbrüche des Volksunwillens sich erneuern sollten, so würde die Anwendung von Gewaltmaßregeln gegen dieselben immer schwieriger werden.

Bisher haben die Ober-Beamten, die chinesischen sowohl als die fremden, zu Palliativmitteln ihre Zuflucht genommen, was ein Fehler war. Die Fremden verlangen und China gewährt Maßregeln zur Beseitigung der Schwierigkeiten des Augenblickes. Die Anforderungen der Fremden sind oft unzulässig und scheinen darauf angelegt China in eine falsche Lage zu versetzen. Die chinesische Regierung wünscht daß die Missionäre sich den in andern Ländern bestehenden Vorschriften zu unterwerfen haben; daß sie die Landesgesetze beobachten, und daß ihnen untersagt werde sich Vorrechte anzumaßen die ihnen nicht gebühren, Aergerniß zu geben und (eine Anspielung auf die Waisenhäuser) ihre Handlungen in Geheimniß zu hül-

len. In jeder Beziehung sollte ihr Benehmen den von ihnen gepredigten Grundsätzen entsprechen. Dies sei aber nicht der Fall. Im Gegentheile, sie bedrücken die Nicht-Christen und erbittern das Volk durch ihre Lästerungen des Konfucius. Sie veranlassen die Christen sich ihren Unterthanspflichten zu entziehen und die Steuern zu verweigern; sie vertreten vor Gericht die Sache der Widerspenstigen, lösen Eheversprechen, mischen sich in Familienangelegenheiten und stiften, aus eigennützigen Beweggründen, Unfrieden. Sie belästigen die Behörden durch ihre oft übertriebenen Forderungen und entblöden sich nicht die Christen dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen. Einige bedienen sich sogar in ihren Korrespondenzen eines Siegels und legen sich Titel bei die ihnen nicht gebühren. Endlich mißbrauchen sie den Artikel VI der französischen Konvention um die Rückgabe ehemaliger Kirchengüter zu verlangen, ohne alle Rücksicht auf die Stimmung des Publikums und auf den heut zu Tage bedeutend höhern Werth der reklamirten Grundstücke. Sie bilden einen Staat im Staat. Ermuthigt durch die strenge Bestrafung der schuldigen Tien-tsiner, glauben sie sich Alles erlaubt. Die Folge kann ein Volksaufstand sein welchen die Regierung schwerlich zu bemeistern vermögen wird. Groß wäre die Verantwortlichkeit der Mächte wenn sie sich weigerten, gemeinsam mit China, für ähnliche Fälle die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Daher schlägt der Ministerrath vor:

Die gänzliche Aufhebung der Orphelinate; wenn dies nicht zugegeben würde, Ausschluß der nichtchristlichen Kinder; jedenfalls Abfassung von Listen auf welchen die Kinder verzeichnet wären; ungehinderte Zulassung der sie besuchenden Verwandten und Freunde. Das jetzt beobachtete Geheimniß errege Verdacht. Das Volk glaube nun einmal daß den Kindern

das Herz und die Augen ausgerissen würden. Uebrigens gebe es in China Waisenhäuser im Ueberfluß und daher keinen Grund für den Bestand christlicher Orphelinate.

Den Weibern solle untersagt werden dieselben Kapellen wie Männer zu besuchen, ebenso Missionärinnen zu sein.

Christen welche als schlechte Subjekte bekannt sind sollen aus der Gemeinde ausgestoßen werden. Auch werden periodisch revidirte Listen verlangt auf welchen die Namen der Glieder einer jeden Christenheit verzeichnet seien, sowie neue Paßvorschriften in Betreff der Missionäre.

Also: die im Innern lebenden Missionäre werden beschuldigt sich eine halb amtliche, der der Provinzialmandarine ähnliche Stellung anzumaßen; die Amtsbefugnisse der letzteren in Betreff der eingeborenen Christen in Frage zu stellen; diese der Landes Gerichtsbarkeit zu entziehen und, in Folge dessen, Leute von bösem Lebenswandel anzulocken; Kinder für die Orphelinate zu werben und zwar mit Anwendung verbotener Mittel und gegen den Willen der Eltern. Diese Anklage richtet sich indirekt auch gegen die Gesandtschaft und die Konsulate Frankreichs indem sie sie verdächtigt den überspannten Anforderungen der katholischen Priester insgeheim Vorschub zu leisten.

Die Missionäre, ihrerseits, leugnen weder die Popularität deren sie in den Christenheiten genießen noch das Ansehen in welchem sie bei ihnen stehen. Die Mandarine, sagen sie, sind nicht zahlreich. Es gibt Distrikte von einer bis zwei Millionen Einwohnern die von zwei oder drei Mandarinen verwaltet werden. Diese wissen selten und kümmern sich wenig um das was im Schooße der von ihnen regierten Bevölkerung vorgeht. Persönlich sind sie dem Christenthum nicht immer feind; einige widersetzen sich der Verbreitung desselben in keiner Weise. Sie üben die Gerichtspflege gut oder schlecht und treiben die Steuern

ein. Es gibt gute und böse Mandarine, aber den einen wie den andern geht der Unterthan sorgfältig aus dem Wege. Der Gouverneur der Provinz, der Taotai des Distriktes, der Chih-fu sind Persönlichkeiten deren bloßes Erscheinen das Blut in den Adern gerinnen macht. Die Dörfer haben eine sehr freisinnige Gemeindeverfassung. Sie verwalten sich in vielfacher Beziehung selbst. Wo das Christenthum Wurzel schlägt, gewinnen die Missionäre, ohne ihr Zuthun, großen Einfluß. Denn obgleich autonom, will der Chinese geleitet sein; er liebt eine Behörde über sich zu sehen weil er fühlt daß er ihrer bedarf, und er zieht als solche den Missionär der ihm Gutes erweist dem Mandarin vor welcher mit dem Henker in seinem Gefolge erscheint und nur zu dem Zwecke so viel Geld als möglich zu erpressen.

Die Missionäre stellen in Abrede daß sie je chinesische Unterthanen zur Widersetzlichkeit gegen die Gesetze ermuntern, gestehen aber daß sie sie auffordern sich von den heidnischen Ceremonien fernezuhalten und zu den Kosten derselben nicht beizusteuern.

Sie leugnen nicht die Christen, welche um ihres Glaubens willen zu leiden haben, vor Gericht zu vertheidigen und sie erklären die Aufnahme in den Schoos der Kirche Niemandem verweigern zu können dessen Bekehrung aufrichtig ist oder scheint, selbst wenn solche Leute in den Augen des Mandarin üble Subjekte seien, denn der Zweck der Religion sei ja die Rettung der Seelen und, daher, die vorhergehende Besserung der Bösen.

Nachdem der französische Vertrag mit China die Rückgabe des ehemaligen Kirchengutes festgestellt habe, üben die Missionäre nur ein Recht indem sie vorkommenden Falles die Dazwischenkunft der Konsulate oder des Gesandten Frankreichs in Anspruch nehmen. Wenn der Gesandte ihre Reklamation für unbegründet oder unzeitgemäß hält, so lassen sie die Forderung

fallen oder verschieben sie. Könne irgend Jemand sie der Zudringlichkeit beschuldigen, was sie nicht zugeben, so wären dies jedenfalls die französischen Behörden und nicht die chinesischen.

Der Gebrauch von Siegeln, die Annahme von Titeln ist Sache des Herkommens, der Uebung und, für die Missionäre, des Taktes und der Unterwerfung unter den Ausspruch ihrer Obern. Der Missionär muß vor Allem das Beispiel der Demuth geben; aber die Apostolischen Vikare sind Bischöfe, Kirchenfürsten; durch den Gebrauch ihres Siegels begehen sie keinen Eingriff in die Gerichtsbarkeit der Mandarine. In China ist das Siegel das einzige Symbol der höheren Amtsgewalt. Das Siegel des Apostolischen Vikars bestätigt, in den Augen der einheimischen Christen, seine Eigenschaft als geistlicher Hirte und Bischof. Auch vor Abschluß der Traktate haben die General-Vikare sich fortwährend ihres Siegels bedient. Uebrigens geben diese sogenannten Etiquettenfragen, wie dies dem Tsungliyamen wohlbekannt sein muß, nur äußerst selten zu Reibungen Anlaß.

Jedermann weiß wie in den Orphelinaten vorgegangen wird. Nie haben die Priester oder die Klosterfrauen Kinder gekauft. Kaum ist ein Asyl irgendwo errichtet, so strömen die Kinder herbei. Sie werden von ihren Eltern oder von christlichen oder heidnischen Reisenden gebracht, denen sie die Eltern zu diesem Ende anvertraut haben. Kinder männlichen Geschlechtes werden nur ausgesetzt wenn die Armuth des Vaters es ihm schlechterdings unmöglich macht sie zu ernähren. Mädchen gelten für eine Last und werden, kaum geboren, auf die Gasse oder in einen Fluß geworfen, oder auch lebendig begraben. Sogar wohlhabende Leute entledigen sich ihrer Töchter in dieser Art. Ist aber ein Orphelinat in der Nähe, so überwiegt die Stimme der Natur; die Eltern tragen ihre Kinder zum Missionär. Die

Sterblichkeit der kleinen Knaben ist sehr groß weil die Eltern sich nur wenn durch die äußerste Noth gezwungen von ihnen trennen, also erst nachdem die Kinder bereits während einiger Zeit gehungert haben. Im Waisenhause aufgenommen, gedeihen sie scheinbar, aber nach Verlauf einiger Monate tritt plötzlich Abnahme der Kräfte ein; die meisten erliegen. Die Sterblichkeit der kleinen Mädchen ist, obgleich nur zu groß, doch viel geringer als die der Knaben, weil sie unmittelbar nach ihrer Geburt oder sehr bald darauf in die Hände der Schwestern gelangen. Sie haben nicht Zeit gehabt den Keim der Krankheiten die der Hunger erzeugt in sich aufzunehmen. Wenn viele dieser Mädchen sterben, so wachsen doch andere zu kräftigen gesunden Personen heran. Alle diese verlassenen kleinen Wesen wären ohne die Dazwischenkunft der Missionäre und der Schwestern eine Beute des Todes geworden. In den Vertragshäfen beschuldigt man die Klosterfrauen der Unvorsichtigkeit. Man sagt ihnen: Die Anzahl der von Euch geretteten Kinder ist zu gering um als Ersatz für das Uebel zu gelten was Ihr Euch selbst und, mittelbar, uns allen zufügt, indem Ihr zu Argwohn gegen die Europäer Anlaß gebt. Auf diesen Vorwurf antworten wir, Missionäre und Schwestern, vor Allem daß wir die Thatsache bestreiten. Ueberall werden die Schwestern vom Volke geliebt und geehrt. Zum Beispiel, in Ning-po grüßen sie die Einheimischen auf der Straße, und die armen Schiffsknechte bei der Fähre nehmen von ihnen kein Geld an.*) Zahllose Beispiele dieser Art könnten wir anführen. Erst in der neuesten Zeit ist es den Literaten gelungen das Volk gegen uns aufzureizen. Dann, vergeßt Eines nicht: wir sind Mis-

*) Diese Thatsache wurde mir durch einen Protestanten, einen englischen Residenten in Ning-po, bestätigt.

sionäre; wir wollen nicht nur das Leben, wir wollen auch die Seelen dieser Kinder retten. Sobald wir sie in Empfang genommen, werden sie, vorausgesetzt daß sie das Alter der Vernunft noch nicht erreicht haben, getauft. Sind sie über sieben Jahre alt, so werden sie zuerst im Glauben unterrichtet und dann getauft. Ihr lächelt? Wir begreifen das. Ein jeder hat seinen Gesichtspunkt. Ein jeder erfüllt seine Pflicht in seiner Weise, und so lange hieraus für Andere nicht entschiedener Nachtheil erwächst haben die Anderen nicht das Recht über ihn zu klagen. Ihr beruft Euch auf Tien-tsin. Wir bestreiten daß die Sterblichkeit in unserem Orphelinate die Veranlassung zum Blutbade gab. Sie gab den Vorwand, sie ward eine Waffe in den Händen derer welche die Blutthat ersonnen, vorbereitet, geleitet haben; und der Zweck dieser Menschen war und ist nicht allein die Vertilgung der Missionäre, sondern die Vertreibung oder Vernichtung aller Ausländer.

Die Klagen des Tsungli-yamen sind nicht aufrichtig. Sie werden vorgebracht um uns des vertragsmäßigen Rechtes der Exterritorialität zu berauben; um uns den Landesgesetzen, das heißt dem Bambusrohr und der Folter zu unterwerfen, um, so weit es sich um uns Geistliche handelt, auf den Zustand wie er vor dem Kriege und vor den Verträgen war zurückzukommen, und zwar mit Wissen und Zustimmung der Mächte mit welchen jene Verträge geschlossen wurden.

Dies sind die wesentlichsten von den Missionären zu ihren Gunsten vorgebrachten Beweisgründe. Mehrere derselben wurden von dem brittischen und amerikanischen Minister in ihre Antwort auf die Rundschrift des Tsungli-yamen aufgenommen. Die beiden Noten sind bekannt, denn sie befinden sich unter den dem englischen Parlament mitgetheilten Papieren. Die in Paris

redigirte Note des französischen Geschäftsträgers*) verwirft das Ansinnen der chinesischen Regierung in einer drohenden Sprache.

Ich übergehe hier die Argumentation der englischen und amerikanischen Noten. Einige Theile derselben verdienen jedoch hervorgehoben zu werden.

Herr Wade benutzte die Gelegenheit um die Ausarbeitung eines internationalen Gesetzbuches für „gemischte" Fälle, sowie von Seite China's die Errichtung stehender Gesandtschaften in Europa anzurathen.

Herr Low deutet darauf hin daß fast alle Klagen der chinesischen Regierung Priester und Christen betreffen welche in den fernen Provinzen Sze-chuen und Kwei-chow leben, wo es weder Konsuln noch fremde Kaufleute gibt, und es daher an unparteiischen Zeugen fehle. Darum sollten dort Konsulate errichtet und jene fernen Gegenden dem auswärtigen Handel eröffnet werden. Letzterer Gedanke fand bei Lord Granville Anklang.

Das wahre Interesse dieses diplomatischen Schriftwechsels liegt in den Berichten der Herren Wade und Low an ihre eigenen Regierungen.

„Das chinesische Memorandum", schreibt Herr Wade an Lord Granville, „ist schlecht gemacht. Es enthält neben leicht zu widerlegenden Behauptungen unhaltbare Anklagen. Aber in ihrem Zusammenhange betrachtet, und verglichen mit dem was ich hier in den letzten acht Jahren in langen Unterredungen erfahren habe, bestätigt diese Staatsschrift meine Ueberzeugung daß es nur zwei Mittel gibt die Missionäre gegen die Feindschaft der Literaten zu schützen. Entweder die Mächte müssen die Ansprüche der Missionäre mit gewaffneter Hand bis auf das

*) Datirt Peking 14. November 1871.

Aeußerste (out and out) verfechten, oder sie müssen diesen Ansprüchen gewisse Schranken ziehen. Diese Beschränkungen sollten einerseits den Missionären alle Freiheit lassen welche sie wünschen können wenn sie nichts Anderes im Sinne haben als die Verbreitung des Christenthums; andererseits aber sollten diese Beschränkungen die chinesische Regierung in den Stand setzen der konservativen, durch die Prätensionen der Missionäre beleidigten, Partei die Versicherung zu ertheilen daß diese Prätensionen von den Mächten nicht zugestanden noch gebilligt werden . . ."

Mit anderen Worten, klar und einfach gesagt: England wird das Dilemma gestellt entweder für die Missionäre das Schwert zu ziehen, dem chinesischen Reiche den Krieg zu erklären, oder die Missionäre in eine Lage zu versetzen welche der konservativen Partei in China, den Feinden der Fremden, insbesondere der Christen und vor Allem der Katholiken, fernerhin keinen Anstoß gebe. Arme Missionäre!

„Es ist nur billig," fährt Herr Wade fort, „beizufügen daß, wie die römischen Missionäre selbst mit Einstimmigkeit bezeugen, die Regierung ihr Möglichstes thut um Reibungen mit den Christen zu verhindern Drei Viertheile der katholischen Missionäre, deren Gesammtzahl vier= bis fünfhundert sein dürfte, sind Franzosen; und die nichtchristlichen Chinesen nennen die römisch=katholische Religion die französische oder die Religion des Herrn des Himmels.

„Sehr oft hörte ich hier Befürchtungen äußern über den vorwiegenden Einfluß des „romanistischen"*) Elementes. Die

*) Herr Wade bedient sich fortwährend der Worte Romanismus und romanistisch, Ausdrücke welche die englischen Missionäre anzuwenden pflegen, die aber dem diplomatischen Style gänzlich fremd sind.

Besorgniß daß die Romanisten ihre Reihen durch Aufnahme der Feinde der Regierung anschwellen, und daß letztere am Ende die wohlgesinnten Unterthanen des Kaisers an Zahl übertreffen, oder daß die christlichen Gemeinden sich Frankreich gänzlich in die Arme werfen würden, diese Besorgniß, obgleich sie nicht eingestanden wird, gab offenbar den Anlaß zur Erlassung des Memorandums."

Herr Low, Gesandter der Vereinigten Staaten, schreibt an Herrn Fish:

„Ich glaube nicht daß alle gegen die katholischen Missionäre vorgebrachten Klagen wahr sind; einige dürften jedoch nicht aller Begründung entbehren. Und, obgleich ich mir von den Schwierigkeiten und Gefahren vollkommen Rechenschaft gebe, so muß ich doch aufrichtig gestehen (candour compels me) daß meiner Ansicht nach die Abhilfe außerhalb dem Wirkungskreise und den Mitteln der Diplomatie zu liegen scheint. Die Anforderungen einer gesunden Politik, die religiösen und moralischen Gefühle christlicher Nationen gestatten nicht daß man (zu den früheren Zuständen) zurückkehre, welche Vortheile auch hieraus für die Industrie und den Handel erwachsen könnten. Auch Rücksichten der Menschlichkeit erheischen daß das Recht nach den Gesetzen ihres Landes regiert und, vorkommenden Falles, gerichtet zu werden, allen Fremden ohne Ausnahme zugesichert bleibe. Andererseits müssen die Regierungen darüber wachen daß ihre Beamten, Agenten und Unterthanen sich keine Eingriffe in die Rechte der Chinesen erlauben, und daß Jedermann die Bestimmungen der Verträge befolge ... Daß eine gänzliche Enthaltung von jedweder Einmischung zu Gunsten der eingeborenen Christen zu Verfolgungen letzterer benutzt würde, ist möglich, ja sogar wahrscheinlich. Vielleicht würde dies aber der Sache der Missionäre am Ende eher Vorschub leisten. (?) ...

Gibt es überhaupt ein Mittel, so ist Frankreich allein berufen es anzuwenden und, in seinem Interesse sowie im Interesse sämmtlicher auswärtiger Residenten, den Chinesen jede Ursache zu Klagen zu benehmen."

Aus dem Gesagten folgt daß Herr Wade und Herr Low sich in der Ueberzeugung begegnen die Diplomatie sei außer Stande die sogenannte „Missionsfrage" endgültig zu lösen. Aber von diesem gemeinsamen Standpunkte ausgehend, gelangen sie zu entgegengesetzten Schlüssen. Der englische Gesandte insinuirt daß die Missionäre ihrem Schicksale zu überlassen seien. Dieser Rath ist ihm nicht nothwendiger Weise durch ein feindseliges Gefühl, durch einen Mangel an Sympathie für die Verbreitung des Christenthums eingegeben. Ich bin, meines Theils, weit entfernt ihm einen solche Seelenstimmung zuzumuthen. Es gibt eifrige Katholiken welche diese Ansicht des Herrn Wade theilen und die Aufhebung des Protektorats verlangen. Ich werde diese Theorie sogleich prüfen. Herr Low verlangt, im Gegentheil, mit bemerkenswerther Unbefangenheit, für die Priester die Aufrechterhaltung der Rechte und Privilegien welche die Verträge einem jeden in China lebenden Ausländer zusichern.

In Europa gab das chinesische Memorandum zwischen den Regierungen der Großmächte zu einem unfruchtbaren Ideenaustausch Anlaß.*) Das französische Kabinet schlug die Beantwortung mittelst einer Kollektivnote vor. Die englische Regierung lehnte dies Ansinnen ab wegen der Verschiedenheit, sagte sie, welche in Beziehung auf katholische und protestantische Missionäre zwischen den Verträgen der beiden Mächte bestehe. Die Repräsentanten antworteten also in abgesonderten Noten,

---

* Juni und Juli 1871.

aber alle wiesen die chinesischen Ansinnen zurück. Vor der Hand hatte es dabei sein Bewenden.*)

Die Tragödie von Tien-tsin und das über Frankreich hereingebrochene Unglück stellten das französische Schutzrecht über die Missionäre und einheimischen Christen in Frage. Stimmen erhoben sich welche eine Neugestaltung des Protektorates beantragten. Auf den ersten Blick hin empfahl sich der Vorschlag durch seine Einfachheit. Die katholischen Missionäre, sagte man, sind Ausländer wie alle anderen in China lebenden Fremden, gerade so wie die in den „Häfen" ansässigen Kaufleute. Diese Priester sollten daher fortan, wie letztere, durch den Gesandten und die Konsuln ihrer Nation beschützt werden: die französischen Geistlichen durch die französischen Agenten, die spanischen Dominikaner durch die spanischen; die italienischen Franziskaner und Priester der römischen Propaganda durch den Minister und die Konsuln des Königs von Italien. Oder, wenn der heilige Stuhl nicht zustimmte, könnte man nicht die katholischen und protestantischen Missionäre unter das Kollektivprotektorat der in Peking vertretenen Mächte stellen? Die Minister Rußlands, Englands, Deutschlands und Italiens, endlich der Vertreter des katholischen Frankreichs würden einen Rath bilden der über alle auf die Missionen bezügliche Angelegenheiten in letzter Instanz zu entscheiden hätte.

Dieser Vorschlag wurde in Peking von den Gesandtschaften ernsthaft (!) berathen und von den chinesischen Ministern sehr günstig aufgenommen. Anders beurtheilten ihn die Missionäre. Alle, Franzosen, Spanier, Italiener, Belgier, wiesen ihn ein-

*) Im November 1871 wurde der Zwischenfall als beseitigt betrachtet. „Wir haben Euch, sagte Prinz Kung zu den Gesandten, Vorschläge gemacht. Ihr nehmt sie nicht an? Gut. Sprechen wir nicht weiter davon."

stimmig zurück und verlangten die Fortdauer des französischen Protektorates.

Ein anderer Antrag war auf Abschaffung jedweden Protektorates gerichtet. Der so blühende Zustand der chinesischen Kirche zur Zeit der großen Kaiser der gegenwärtigen Dynastie empfehle die Rückkehr zu den damaligen Zuständen. Das Protektorat habe viele Nachtheile. Zunächst, und dies sei nicht der geringste, die Einmischung derer welche es im Namen Frankreichs ausüben in rein geistliche Angelegenheiten. Der Gesandte in Peking, die Konsuln in den „Häfen" sind verpflichtet die Interessen der Kirche zu wahren, bis zu einem gewissen Grade für die Sicherheit der Missionäre zu sorgen, die Reklamationen der letzteren, wenn sie ihnen billig scheinen, zu unterstützen. Wie können sie diesen Anforderungen genügen wenn sie in Unwissenheit erhalten werden über die Wirksamkeit, das Thun und Lassen der Missionäre; wenn letztere, in Fragen wo geistliche und weltliche Interessen sich berühren oder in kritischen Zeiten, den Rathschlägen der Vertreter der Schutzmacht kein Gehör schenken wollen? In der Theorie ist dieser Anspruch logisch vollkommen gerechtfertigt. In der praktischen Anwendung führt er zu großen Uebelständen, zu unlösbaren Schwierigkeiten, zu Reibungen zwischen beiden Theilen die, wenn sie bekannt werden, ein öffentliches Aergerniß, zuweilen eine wirkliche Gefahr sind. Man erinnere sich nur an die Vorgänge in Tien-tsin: ein Konsul der sich fortwährend in die Missionsgeschäfte einmischt; der Alles, sogar das Waisenhaus der Schwestern überwachen, regeln und leiten will; der den Priestern die Thüre weist weil sie wagen ihm Vorstellungen zu machen; oder, aus Widerspruchsgeist, sich über den Ernst der Lage täuscht gerade weil die Patres sie für gefahrvoll halten. In dem alten großen China beschützten sich die Jesuiten selbst, oder vielmehr

sie wußten den einzigen wirksamen Schutz zu erwerben: den der Kaiser. Allerdings kamen auch für sie böse Zeiten: die Zeiten der Verfolgungen. Dies ist aber das Loos auf das Missionäre gefaßt sein müssen, vor dem sie nicht zurückschrecken, denn in Zeiten der Verfolgung erwerben sie die Krone des Martyrthums. Uebrigens was hat ihnen der französische Schutz in Tien-tsin gefrommt?

Diese Beweisführung, die ich übrigens keinen Missionär aber mehrere Laien vorbringen hörte, bedarf kaum einer Widerlegung. Das heutige China ist nicht das China des Kaisers Kang-hi. Die Ankunft und Niederlassung der Europäer in den Häfen und der Gesandtschaften in Peking hat die Lage gründlich geändert. Die alten Jesuiten konnten die Gunst des Hofes erwerben und durch zwei Jahrhunderte bewahren, weil ihnen Niemand politische Hintergedanken zumuthete. Heute gilt jeder katholische Missionär für einen französischen Agenten und ist als solcher ein verdächtiger Mensch. Die chinesischen Minister kümmern sich wenig um die Lehrsätze welche die Priester in den Schulen und Orphelinaten vortragen. Die Anwesenheit der Missionäre im Innern, ihre Geringschätzung des Konfucius, die Einführung fremdländischer Riten mißfällt ihnen und erregt den Unwillen der höheren Stände. Hiezu tritt die auffallende Zunahme der Bekehrungen. Daß seit 1860 die Zahl der katholischen Christen in China sich namhaft vermehrt habe, wird mir von allen Seiten bestätigt. Daher der steigende Haß, die steigende Angst der Literaten und, für die chinesische Regierung, die Nothwendigkeit beschränkende Maßregeln, wirklich oder wenigstens scheinbar, zu ergreifen.

„Den Missionären", sagten mir aufgeklärte Mitglieder des Apostolats in China, „jeden diplomatischen Schutz entziehen, hieße sie der Vortheile des französischen Traktates berauben, sie

in Acht erklären, der Gehässigkeit, den Verfolgungen der Mandarine preisgeben; es hieße den Bestand der christlichen Gemeinden im äußersten Grade gefährden. Gewiß, Reibungen können stattfinden zwischen den Schützern und Beschützten. Keinem Gesetzgeber gelang es noch die Grenzlinie zu ziehen zwischen der geistlichen und weltlichen Macht; und nie wird dies gelingen, denn die Trennung von Kirche und Staat ist entweder ein leeres Wort, oder der Bruch, ein feindseliges Verhältniß zwischen Staat und Kirche, in letzter Folge, die Auflösung der christlichen Gesellschaft. Eine endgültige Lösung dieser Fragen suchen, ist und wird immer ein fruchtloser Versuch bleiben. Darum gebe man ihn auf. Aber in allen schwierigen Fällen müssen Priester und Diplomaten so viel als möglich zusammenwirken. Uebrigens man nenne uns diese Konflikte! Nicht Einen Fall kennen wir wo die Missionäre sich nicht dem Ausspruche des französischen Gesandten in Peking sofort gefügt hätten. Findet er unser Verlangen gerecht und nicht unzeitgemäß, so unterstützt er es; im entgegengesetzten Falle versagt er seine Unterstützung oder verschiebt sie auf einen geeigneteren Zeitpunkt, und dabei bleibt es. Heute residiren in Peking die Vertreter der großen nicht katholischen Länder: die Gesandten Rußlands, Englands, der Vereinigten Staaten. Wir haben uns ihrer nur zu beloben; wir danken ihnen für die oft bewährten Sympathien; aber wir bedürfen, neben und bei ihnen, eines Fürsprechers, eines Vertheidigers der Interessen unseres Glaubens, eines Mannes dem die Verträge das Recht geben zu unsern Gunsten seine Stimme zu erheben, und diese Sendung kann, in Abwesenheit Oesterreichs, nur das officielle Frankreich erfüllen, das — in China wenigstens — wesentlich katholische Frankreich."

Wie steht es mit den inneren Zuständen des Reiches? Was geht bei Hofe vor, im Schooße des Tsungli-yamen, in den Köpfen, in den Herzen dieser zahllosen Literaten die auf die Geschicke ihres Landes einen so großen Einfluß üben? Man begreift wie schwierig die Beantwortung dieser Fragen ist, selbst für die in Peking lebenden Diplomaten. Nachstehende Notizen wurden indeß aus guten Quellen geschöpft.

Während die Mächte entschlossen sind die erworbenen Stellungen zu behaupten, ihren Angehörigen die durch die Traktate gewährleisteten Vortheile zu wahren, die kaiserliche Regierung zur treuen Erfüllung der übernommenen Vertragspflicht zu verhalten, verfolgen die Chinesen nur Einen Zweck: sie suchen sich den übernommenen Obliegenheiten zu entziehen; sie sinnen insgeheim auf Vertreibung der Fremden und treffen hiezu die nöthigen Vorkehrungen. Dieser Wunsch beseelt jeden nichtchristlichen Chinesen; er ist der Traum, die Lebensaufgabe der so einflußreichen Literaten und niedern Mandarine. Den Massen, die mit dem alltäglichen Elende, mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben, bleibt keine Zeit für Politik. Aber auch im Volke herrscht entschiedene Abneigung gegen die Ausländer. Die Literaten nähren diese Stimmung auf alle Weise, durch Ausstreuung verleumderischer Gerüchte, durch Verbreitung zahlloser Schmähschriften, durch Weissagungen bevorstehender Ermordung und Plünderung der Fremdlinge.

Wie benimmt sich nun die Regierung diesen Bestrebungen gegenüber?

Die regierende Dynastie erfährt das Loos aller derer die ihr vorangingen: sie verkommt. Eine natürliche Wirkung der Allmacht mit der die Söhne des Himmels ausgestattet und der Abgeschlossenheit zu der sie verurtheilt sind. Der Gründer und seine ersten Nachfolger waren Männer von Bedeutung, Män-

ner der That; sonst hätten sie sich nicht zu solcher Höhe emporgeschwungen; aber kaum am Gipfel angelangt, beginnen sie herabzusteigen. Rasch entnerven sich, rasch verkommen die Geschlechter der Despoten. Auf eine von allzu großer Sorgfalt umgebene Kindheit, auf eine vorzeitige Jugend, alsbald verderbt durch die gefällige Dienstfertigkeit der Höflinge, alsbald und vor der Zeit abgestumpft, folgt ein bereits hinfälliges Mannesalter, das Alter, was es nicht sein sollte, der zweiten Kindheit, der moralischen und physischen Impotenz. Nun ist aber die chinesische Regierung ihrem Wesen nach ein persönliches Regiment. Der Wille des Kaisers ist der belebende Hauch der das Räderwerk der Verwaltung in Bewegung setzt. Fällt dieser Wille hinweg, so bleibt die Maschine stehen. China verträgt auf seinem Throne keine Müßiggänger. So erklärte man mir den Sturz der früheren, die gefährdete Lage der regierenden Dynastie.

Tung-chi, der jetzige Kaiser, hatte noch keine Gelegenheit sich zu zeigen. Man weiß nur daß er mit Ungeduld den Augenblick erwartet wo es ihm gestattet sein werde die lästige Bevormundung der, etwas pedantischen, Kaiserin Regentin abzuschütteln; daß er, von ehrgeizigen Gespielen umgeben, darnach lechzt die Zügel der Regierung zu ergreifen. Diese Jugendfreunde sind eben so ungeduldig wie ihr Gebieter sich ihren Theil an der Gewalt zu sichern und hoffen dies zu erreichen indem sie den Fremdenhaß auf ihre Fahne schreiben. Die einflußreichsten Personen der Kamarilla sind die Kaiserin Mutter und der „siebente" Prinz, ein jüngerer Bruder des „sechsten" nämlich des Prinzen Kung. In diesen Kreisen sucht man den Kaiser glauben zu machen daß die erlittenen Niederlagen nur von der Unvollkommenheit der chinesischen Waffen herrührten; heute seien die kaiserlichen Truppen trefflich bewaffnet und

eingeübt, daher vollkommen im Stande den Feind zu zermalmen. Ein Wort des Kaisers, und zahllose unwiderstehliche Heerschaaren würden zusammenströmen. Leider seien aber die Minister unfähige Feiglinge, oder vielmehr strafwürdige Verräther; sie seien die Urheber der demüthigenden Verträge, der Zulassung der Fremdlinge in die Häfen, kurz aller Uebel die in den letzten zwölf Jahren über China hereinbrachen.

Diese Höflinge stützen sich auf die Mutter des Monarchen, auf ein enges Bündniß mit den Literaten und niedern Mandarinen, auf das patriotische Gefühl der Nation. Die Glieder des Tsungli-yamen erfüllen sie mit Schrecken. In China hat der gefallene Staatsmann in der Regel das Leben verwirkt. Das Benehmen der Minister verräth ihre Rathlosigkeit. Statt den Kampf aufzunehmen, statt dem Kaiser die Falschheit der gegen sie geschleuderten Anklagen zu beweisen, die Haltlosigkeit der bei Hofe gehegten Hoffnungen, die Ohnmacht China's in einem erneuerten Kampfe mit einer oder mehreren europäischen Mächten darzuthun, gehen Kung, obgleich der mächtigste und einsichtsvollste chinesische Staatsmann, und die übrigen Minister in die ihnen gelegte Falle. Sie nehmen die Stellung der Angeklagten an, betheuern ihre Unschuld, bieten die Hand zu Maßregeln welche die Kriegspartei fordert. Hieher gehören die Abdankung der meisten europäischen Instruktoren und Kommandanten der chinesischen Staatsschiffe; die, von ihnen wenigstens geduldete, systematische Aufreizung der Truppen gegen die Fremden, die Rüstungen und der mit Eifer betriebene Bau von Kriegsschiffen und Festungen. Immer in der leeren Hoffnung die Gegner zu entwaffnen und der öffentlichen Meinung zu schmeicheln, sucht das Ministerium den Vertragsbestimmungen eine möglichst enge Auslegung zu geben, sich den Reklamationeu der Gesandtschaften gegenüber schwierig zu zei-

gen und seinerseits unzulässige Forderungen zu stellen. Mit dem Memorandum bezweckte es hauptsächlich eine vorübergehende Beschwichtigung der fremdenfeindlichen Partei.

Die Tien-tsiner Mordthaten und die darüber in den europäischen Niederlassungen entstandene Erbitterung erhöhen den Ernst der Lage. Die Polemik der in den „Häfen" erscheinenden englischen Zeitungen, ihre fortwährenden Schmähartikel gegen die chinesische Regierung sind für die höheren Mandarine kein Geheimniß geblieben und werden von ihnen als ein Beweis gedeutet daß die englischen Kaufleute fest entschlossen sind einen Krieg hervorzurufen. Aus den zahlreichen Flugschriften welche die englischen und amerikanischen Missionäre in chinesischer Sprache drucken lassen schöpfen die Hofkamarilla, der Tsungli-yamen, die Literaten und Mandarine eine ziemlich richtige Kenntniß der europäischen Zustände; durch sie erfuhren sie die Niederlagen Frankreichs, den Aufschwung der deutschen Macht, die Verlegenheiten Englands gegenüber von Rußland.

Also, ein geheimes Ringen um die Gewalt in den höchsten Sphären, gefährliche aber begreifliche Schwankungen im Ministerrath und im Lande, als Wirkung der gegen die Fremden gerichteten Umtriebe, eine dumpfe aber steigende Gährung. Vom Norden zum Süden, von den Gestaden des Gelben Meeres bis Thibet wird Brennmaterial aufgehäuft. Die Anstifter und ihre Werkzeuge entwickeln dabei die den Chinesen eigenthümliche Behendigkeit, Ausdauer und Geduld. Die Minister zittern für ihr Amt und zugleich für ihr Leben. Sie geben nach bis zu einem gewissen Grade, suchen aber doch ernstlich und aufrichtig, weil dies in ihrem wohlverstandenen Interesse liegt, die Ruhe im Innern und den Frieden mit dem Auslande zu erhalten. In diesem Sinne sind ihre geheimen Instruktionen an die Gouverneure der Provinzen abgefaßt. Man

weiß im Tsungli-yamen daß, in der gegebenen Lage, ein Funke hinreichen könnte um den Brand zu entzünden.

So wurden mir die innern Zustände China's dargestellt. Wie haben sich seine Beziehungen zum Auslande gestaltet?

Alle großen und einige Mächte zweiten Ranges schlossen, in den letzten eilf Jahren, Verträge mit China; aber Rußland und England allein haben in diesem Reiche bleibende Interessen zu vertreten, bleibend insoferne es nicht von dem Willen dieser Regierungen abhängt sie andern Rücksichten zu opfern. Eine ernstere politische Niederlage Rußlands in Peking würde sein Ansehen in Central-Asien vernichten; eine Niederlage Englands seine indische Herrschaft in Frage stellen.

Frankreich schützt die Missionäre und sichert den einheimischen Christen, nach Maßgabe seiner Kräfte und innerhalb der Grenzen der Verträge, die freie Ausübung der katholischen Religion. Eine hohe, edle Aufgabe! Diese Macht hat sie sich aber selbst gestellt; sie könnte sie, was der Himmel verhüte, nöthigen Falles aufgeben ohne dadurch ihre Stellung als Großmacht in Europa einzubüßen. In Beziehung auf den Handel hat die französische Regierung von China wenig zu verlangen. Alle für den Verbrauch der Fremden in den Vertragshäfen bestimmten französischen Artikel, mit Ausnahme der Seide, werden dort zollfrei eingeführt. Die Chinesen sind bisher keine Konsumenten französischer Erzeugnisse.*)

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nähern sich, gewissermaßen, durch die Vervielfältigung des Dampfverkehrs zwischen Kalifornien und China.**) Aber die Anzahl der in den Trade-Ports angesiedelten amerikanischen Kaufleute ist sehr

*) In neuester Zeit fangen sie an französische Parfumeriewaaren zu würdigen.

**) Im verflossenen Jahre hat er abgenommen.

gering, und einige derselben arbeiten mit chinesischen Kapitalien. Die Dampfschifffahrt und die sich daran knüpfenden Interessen bilden also, bis jetzt, das einzige Band zwischen Nordamerika und dem Reiche der Mitte. Dies erklärt daß die Amerikaner mit Hinblick auf ihre Steamer vor Allem auf Entdeckung von Kohlenlagern ausgehen. In militärischer Beziehung ist die Operationsbasis der Vereinigten Staaten, die Arsenale im Atlantischen Meere, weiter entfernt als Portsmouth und Cherbourg. Uebrigens weiß man daß ihre Kriegsmarine in keinem Verhältnisse steht zur Ausdehnung ihres Gebietes, und daß die öffentliche Meinung ferne Expeditionen verabscheut.

Die bereits seit Langem bedeutende Schifffahrt Deutschlands in den chinesischen Gewässern hat sich in den letzten Jahren etwas vermindert. Während des französisch-deutschen Krieges waren die unter norddeutscher Flagge segelnden Schiffe in den chinesischen und japanischen Häfen durch französische Kriegsschiffe blokirt worden. Mittlerweile bedienten sich die Chinesen der englischen und amerikanischen Küstenfahrer, und es wird einige, gewiß nicht lange, Zeit brauchen bis sich diese Gewohnheit verliert und die deutsche Flagge ihre frühere Bedeutung wieder gewinnt. Die im äußersten Oriente angesiedelten Kaufleute deutscher Zunge verlangen daher von ihrer Regierung einen ausgiebigeren Schutz, die Vermehrung der Kriegsmarine und die Besitzergreifung eines großen Ländergebietes, bestimmt ein deutsches Australien zu werden. Zuerst dachten sie an die Insel Formosa; keine glückliche Wahl wegen des tropischen ungesunden Klimas; dann an Korea. Dies sind die Wünsche und Hoffnungen der wenig zahlreichen aber thätigen und unternehmenden deutschen Kolonie in den Vertragshäfen.

Oesterreich hat bis jetzt keine Veranlassung Kriegsschiffe nach dem äußersten Orient zu entsenden. Kein politisches, kein

ernsthaftes Handelsinteresse ruft es nach jenen fernen Landen. Seine so blühende Industrie befriedigt die Bedürfnisse der Monarchie und konkurrirt, in gewissen Zweigen, mit fremder Gewerbsthätigkeit auf europäischen und levantinischen Plätzen. Sie ist dermalen weder im Stande noch genöthigt ihre Erzeugnisse bei den Antipoden auszubieten. Indem die österreichische Regierung, wie die andern Großmächte, einen Vertrag mit China schloß, hat sie sich das Recht gesichert in asiatischen Angelegenheiten, wenn je hiezu veranlaßt, mitzusprechen; sie hat in dem vornehmsten Hafen des chinesischen Reiches ein Konsulat errichtet und dem Konsul zum Behufe der Auswechselung der Ratifikationen des Vertrages diplomatischen Rang verliehen. Diese vorübergehende Mission wird, hoffentlich, eingezogen werden. Außer den durch nichts gerechtfertigten Kosten, sprechen politische Beweggründe dafür. Fragen, mit welchen die Monarchie nichts gemein hat, können in jenen fernen Gegenden zu Verwickelungen führen. Den andern mit ihr befreundeten christlichen Mächten, in Anwesenheit ihres Vertreters, jede Mitwirkung verweigern, dürfte kaum angemessen scheinen; in großem Maßstabe mitwirken zur Vertheidigung von ihr gänzlich fremden Interessen, widerspräche den Anforderungen einer gesunden Politik; sich darauf beschränken, wie es die kleineren Vertragsmächte thun würden, ihre Flagge neben der belgischen, niederländischen und portugiesischen, im Gefolge der anglo-französischen Flotten zu zeigen, wäre Oesterreichs, als europäischer Großmacht, unwürdig. Die diplomatische Abwesenheit scheint daher geboten.

Rußland grenzt an das Reich der Mitte in einer Ausdehnung von mehreren tausend Meilen. Jeder Schritt den es in Centralasien vorwärts thut, nähert es China und vermehrt dort, mittelbar, das Ansehen seiner Macht. Seine ersten Be-

ziehungen die, aus religiösen Bedürfnissen entsprungen, keinen streng amtlichen Charakter trugen, reichen in die Zeiten Peters des Großen zurück. Russische Gefangene waren gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts nach Peking gebracht worden und gründeten dort eine kleine Kolonie. Obgleich mit Chinesinnen vermählt, bewahrten und überlieferten sie ihren Kindern den christlichen Glauben. In Folge einer Uebereinkunft zwischen beiden Höfen durften sich griechische Priester als Seelsorger der russischen Gemeinde in Peking niederlassen. Diese „geistliche Mission" an deren Spitze ein Archimandrit steht erneuert sich alle zehn Jahre und besteht noch heute. Sie hat nie Propaganda gemacht und, bei mehreren wichtigen Gelegenheiten, den Verkehr zwischen beiden Regierungen vermittelt. Die amtlichen Verbindungen China's mit England und Frankreich, die Frucht eines für China unheilvollen Krieges, begannen im Jahre 1860. Die Beziehungen zu Rußland umfassen beinahe zwei Jahrhunderte.

Die wenigen russischen Residenten sind in Tien-tsin und bei Hankow am Yang-tse-kiang angesiedelt und beschäftigen sich ausschließend mit dem Theehandel. Fast alle sind Sibirier, die meisten aus Kiachta, also an der chinesischen Grenze gebürtig. Sie lernen mit Leichtigkeit die chinesische Sprache; in ihren Adern fließt tartarisches Blut; sie sind Stammesverwandte der Mandju, der herrschenden Rasse in China. Man kennt sich also seit Langem und man versteht sich leicht. Deshalb unterscheidet das chinesische Volk zwischen „Russen" und „Fremden". Unter der letzten Bezeichung umfaßt es alle andern in den „Häfen" vertretenen Nationalitäten.

Der russische Gesandte nimmt seinen Landsleuten gegenüber die Stellung eines Familienvaters ein. Sie werden leicht bestimmt, in Zwistigkeiten unter einander, in Streitfällen mit Chinesen, seinem Rathe zu folgen. Begründeten Reklamationen

gewährt er Unterstützung, aber er wählt seine Zeit, und, ohne bei ihnen auf Widerstand zu stoßen, ohne Lärm und Aufsehen zu erregen, setzt er über die Interessen der Einzelnen das Wohl des Staates den er vertritt. Er wird nicht beirrt durch die sich mit Ungestüm geltend machende öffentliche Meinung der Vertragshäfen, durch die in Shanghai und in jeder andern Faktorei erscheinenden Zeitungen, durch die Interpellationen im englischen Parlament und die Artikel der Times. Aber da seine Schritte von Jedermann gekannt sind, so fehlt es doch nicht an Kontrole. Nur besitzt er die nöthige Freiheit sein Auftreten zu regeln nach den Umständen, nach den Weisungen seines Hofes, nach den Eingebungen seines Urtheils und seines Gewissens. Die Folge ist eine minder schwierige Stellung als die der Vertreter der anderen Mächte, namentlich Englands, und freundliche fast intime Beziehungen mit dem chinesischen Hof.

Das auf das Maß der Nothwendigkeit beschränkte russische Konsularkorps besteht aus einem in Tien-tsin residirenden General-Konsul, aus einem Handelskonsul in Shanghai und einem andern in Hankow.

Der Chinese ist seiner Natur nach Skeptiker; er glaubt nur was er sieht, und er sieht Rußland; er sieht es weil er es berührt an seinen Grenzen: in Nord-Ost, im Norden, im Nord-West; er greift es, so zu sagen, mit Händen. Er glaubt also an Rußland. Er kann das Dasein Englands und Frankreichs nicht bezweifeln; die unangenehmen Erinnerungen die sich an die erste Bekanntschaft mit ihnen knüpfen sind zu frisch um bereits vergessen zu sein. Von den übrigen Mächten hat er nur dunkle Begriffe, er kennt sie nur von Hörensagen. „Wo liegt Oesterreich?" fragte mich der Vice-König von Kanton, ein hochgebildeter Literat und einer der hervorragendsten Staatsmänner China's, „nördlich von Rußland oder südlich? England

liegt westlich von Rußland." Man sieht, Rußland ist der Ausgangspunkt seiner Kenntnisse des Erdballes.

Dies sind die Vortheile deren diese Macht in China genießt. Sie gründen sich auf die geographische Lage, auf eine gewisse Blutsverwandtschaft und auf die Macht der Dinge, die Beschlüsse der Vorsehung welche der Staatsmann, soferne er nicht absichtlich die Augen schließt, als bestehend anerkennen muß, selbst wenn er nicht vermag sie zu ergründen. Rußland, bedarf es dieser Bemerkung? wird scharf überwacht. Von beiden Seiten des Stillen Weltmeeres sind die Blicke klar- und weitsehender Beobachter auf seine Bewegungen geheftet. Die Fortschritte welche es im Innern des Kontinents macht bringt es selbst zur allgemeinen Kenntniß. Die St. Petersburger Blätter, die Mittheilungen russischer Gelehrter geben, gelegentlich, Kunde von den Märschen und Erfolgen seiner in Central-Asien operirenden Truppen. Ich glaube nicht daß die russische Regierung daraus ein Geheimniß machen will. Die Nachrichten kommen spät an, denn die Entfernungen sind ungeheuer und die Verbindungsmittel langsam. Aber früher oder später erfährt man die Wahrheit. Man weiß daß sich Rußland, in Beziehung auf die sechs Monate des Jahres gefrornen Häfen des Amurgebietes, keiner Selbsttäuschung hingibt; daß es keine Entwürfe hegt welche die Seemächte beunruhigen könnten. Man weiß und man sieht daß auf dem Hochplateau welches Sibirien von Indien, China vom Aral und vom kaspischen Meere trennt, Rußland vordringt, stetig und unaufhaltsam, gerade wie einst die Engländer in Indien, und daß es hierin einer unabweislichen Nothwendigkeit gehorcht gerade wie jene, eine Sendung erfüllt die einem großen Theile der Menschheit nur zum Heile gereichen kann. Das Alles weiß man. Ich war überrascht in den Vereinigten Staaten, in Japan und besonders in China, unter den englischen

Residenten so vielen Männern von Urtheil und Erfahrung zu begegnen welche zwar Verwicklungen befürchten wenn sich die russischen Heere den indischen Grenzen allzu sehr näherten, aber diese Macht mit voller Unbefangenheit beurtheilen.

In Peking beschränkt sich die Aufgabe der russischen Diplomatie auf die Wahrung der eben angedeuteten Interessen. In Beziehung auf den Handel verlangt Rußland nichts von China; in politischer Hinsicht verlangt es, nachdem seine Grenzen mit dem chinesischen Reiche geregelt sind, daß es ihm in Centralasien keine Schwierigkeiten bereite.

Ganz verschieden ist die Stellung Englands. Unermeßliche Handelsinteressen erheischen seinen Schutz. Sein jährlicher Handelsverkehr mit dem „himmlischen" Reiche beträgt zweiundvierzig Millionen Pfund Sterling! Er würde noch viel größere Verhältnisse annehmen wenn die Erzeugnisse der englischen Industrie, welche heute nur durch die Vertragshäfen importirt werden können, auf allen Punkten des Reiches Eingang fänden, und wenn sie nicht — gegen die Verträge, sagen die Engländer, im Einklange mit ihnen, behaupten die Chinesen — im Innern des Reiches mit Durchgangszöllen belastet würden. Also: Eröffnung des ganzen Reiches für europäische Waaren, Zulassung der fremden Handelsflaggen in die Flüsse, freier und direkter Verkehr zwischen den westlichen Provinzen Szechuen und Yünan mit Indien (über Iravaddy), Abschaffung der innern Zolllinien oder Aufhebung des Transitozolles auf europäische Artikel, dies sind die Errungenschaften welche England anstrebt. Ich sage England: Manchester, Leeds, die großen Herde der vaterländischen Gewerbsthätigkeit, die ich hier ausdrücklich unterscheide von den in Hongkong, Shanghai und in den andern offenen Häfen angesiedelten Engländern. Die brittische Industrie verlangt also die Erschließung des Reiches

und den freien Durchgang, und die Regierung der Königin könnte sich, selbst wenn sie es wollte, diesem Andringen nicht widersetzen. Um den Zweck zu erreichen, gebraucht sie alle ihr zu Gebote stehenden Mittel der Ueberredung; und sie wird bei der bevorstehenden Revision der Verträge ihre Anstrengungen in dieser Richtung verdoppeln; aber aus politischen und finanziellen Gründen, aus Gründen der Menschlichkeit, um tausend anderer Ursachen willen, weicht sie zurück vor der Anwendung der Gewalt. Sie weiß übrigens daß wenn ihre kommerciellen Ansprüche zum Kriege mit China führten, eben wegen des ungeheuren Ueberwiegens der brittischen Interessen im Vergleiche zu den unendlich geringeren der anderen Vertragsmächte sie auf die bewaffnete Mitwirkung keiner der letzteren zu zählen hätte.

Und hier sei mir, im Vorbeigehen, eine Bemerkung gestattet über eine in Peking und den „Häfen" vielbesprochene Frage, über die Solidarität, das Zusammengehen der Vertragsmächte in dem Falle daß die Beziehungen einer oder der andern derselben zu China durch ernste Verwickelungen getrübt würden. Diese so sehr gewünschte und gehoffte Solidarität bildet das große Argument welches man chinesischer Halsstarrigkeit entgegenhält. Ihr steht, sagt man den Großmandarinen, nicht nur England gegenüber, oder Rußland oder Frankreich oder den Vereinigten Staaten, sondern uns allen. Auch Herr Hart gebraucht dies Drohmittel in seiner berühmten Denkschrift die ich sogleich besprechen werde. Ist es nöthig das Trügerische dieses Gedankenganges nachzuweisen? Kann irgend Jemand wirklich glauben und im Ernste behaupten daß Mächte, die an der Handelsbewegung der offenen Häfen keinen oder nur sehr geringen Antheil nehmen, für die aus diesem Handelsverkehre entspringenden Anforderungen Englands das Schwert ziehen;

daß England für die politischen Interessen Rußlands in Centralasien oder für den ausgiebigeren Schutz der katholischen Missionäre durch Frankreich kämpfen, daß Rußland sich mit China entzweien werde um das brittische Ansehen in Indien zu stützen? Und dennoch bestehen diese Täuschungen. So wahr ist es daß der Mensch immer geneigt ist zu glauben was er wünscht. Gewiß, es gibt gemeinsame Interessen; und für die Wahrung dieser Interessen wird es vielleicht gelingen eine Uebereinstimmung zwischen den Ansichten der Kabinette und ein analoges Auftreten ihrer Vertreter in Peking zu erzielen.*) Nun ist aber sehr weit von einem solchen diplomatischen Schritte zu einer gemeinsamen militärischen Handlung welche der Krieg mit China wäre oder dazu führen müßte. Die Regierungen wissen dies vollkommen, und eben so gut weiß man es ohne Zweifel im Tsungli-yamen. Die Residenten in den Faktoreien aber geben sich solchen Täuschungen hin.

Ich habe an einem andern Orte die Handelsverhältnisse besprochen und hervorgehoben daß die Lage der europäischen Kaufleute in den Trade-Ports, obgleich noch immer befriedigend, dennoch nicht mehr so glänzend sei wie sie war. Man hat gesehen daß der Gewinn der Einzelnen sinkt, während die

*) Der Leser hat oben gesehen daß die französische Regierung vorschlug das chinesische Memorandum vom 9. Februar 1871 über die Missionäre mittelst einer Kollektivnote zu beantworten und daß das englische Kabinet diesen Antrag ablehnte. Nun handelte es sich aber in dem gegebenen Falle um eine allen Mächten gemeinsame Angelegenheit, um Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen, denn die eigentliche Veranlassung zur Denkschrift des Prinzen Kung hatte ja das Blutbad von Tien-tsin gegeben. Die Erlassung einer Kollektivnote war nur eine Demonstration welche die Unterzeichner noch zu keiner gemeinsamen Handlung verpflichtete. Aber selbst zu dieser Demonstration wollte und, wie ich glaube, konnte die englische Regierung sich nicht entschließen. Und man spricht von einem gemeinsamen Kriege der Mächte mit China!

Ausfuhr englischer Produkte zunimmt. Ich habe diese Erscheinung erklärt. Sie erzeugte in den Settlements oder Koncessionen zwar nicht eine allgemeine Unzufriedenheit, aber eine moralische Verstimmung, eine gewisse Unruhe, eine Geneigtheit die englische Regierung und ihre vornehmsten Organe in China zu tadeln, eine steigende Erbitterung gegen das Tsungliyamen und gegen die Mandarine; im Allgemeinen endlich den, sehr natürlichen, Wunsch die Dinge auf die Spitze zu treiben, eine Krisis hervorzurufen und mit Hilfe dieser Krisis zurückzukehren zu den großen und raschen Profiten der guten alten Zeit. Also zwei verschiedene Strömungen wirken auf die Gesandtschaft und die Konsulate Ihrer brittischen Majestät; die Strömung aus dem Vaterlande: stufenweise und friedliche Entwickelung der Handelsbeziehungen zum Vortheile Aller; und die Strömung aus den „Häfen": individuelle Forderungen, Auslegung der Verträge im Sinne der Ansprüche eines jeden Einzelnen, Drohungen, Repressalien, und, wenn es sein muß, Kanonenschüsse. Der brittischen Regierung wird Weichheit vorgeworfen, ihrem Minister in Peking Wohldienerei, zu weit getriebene Nachgiebigkeit, offenkundige Sympathien für die Chinesen; den kaiserlichen Behörden Doppelzüngigkeit und Insolenz, daher ihre unmittelbare Züchtigung durch die Konsuln und Kommandanten der Kriegsschiffe mit Nachdruck gefordert wird. Viele Beispiele, und viele gute Gründe lassen sich zu Gunsten der von den Faktoreien bevorworteten Methode vorbringen. In dieser Weise, das heißt durch die direkte und eigenmächtige Dazwischenkunft der Konsularbehörde gestützt auf die Flotte, hat Herr Medhurst mit dem Vice-König von Nanking*) und der Konsul Gibson mit den Mandarinen von For-

*) 1868.

mosa abgerechnet. Die Häfen klatschten Beifall, aber aus London kam eine Mißbilligung. Nicht den Konsuln gebühre es, schrieb das Foreign Office, Repressalien zu üben, ebensowenig als den Kapitänen der Kriegsschiffe ihnen hiezu die Hand zu bieten. Klagen und Reklamationen seien durch die Gesandtschaft in Peking an die kaiserliche Centralregierung zu leiten. Der Konsul in Shanghai erhielt eine Rüge, der Konsul auf Formosa seine Absetzung, die Marineofficiere einen scharfen Verweis. Ein Schrei des Unwillens war die Antwort der Faktoreien. Von allen Seiten liefen Protestationen ein gegen diese „Preisgebung der brittischen Interessen". Eine vor Lord Granville erscheinende Deputation der größten mit China handeltreibenden City-Häuser beklagte sich im Namen ihrer wuchtigen Kommittenten über die englische Politik im äußersten Osten, „eine Politik der Nachgiebigkeit und Zuvorkommenheit, wo im Gegentheile nöthig wäre auf der strengen Beobachtung der Verträge zu bestehen und für Akte der Willkür und für Beschimpfungen sofort gebührende Genugthuung zu verlangen." Die Sprache der Citymänner ist charakteristisch als getreuer Wiederhall der Stimmung ihrer Geschäftsfreunde in den Faktoreien.

Die kaiserliche Regierung und ihre höchstgestellten Mandarine geben noch zu anderen Klagen Anlaß. Herr Hart hat sie in seiner erwähnten Denkschrift zusammengefaßt. Chinesischer Sympathien beschuldigt, genoß der General-Inspektor der kaiserlichen Zollämter in den europäischen Niederlassungen nur einer mäßigen Beliebtheit. Diesen ihm zur Last gelegten Fehler, wenn es ein Fehler ist, machte er gut indem er an den Stufen des Thrones Seiner chinesischen Majestät eine Bittschrift niederlegte, in der That eine scharfe, bittere Anklage, das Aeußerste was man an Aufrichtigkeit und, im Hinblick

auf den im Solde der von ihm gegeißelten Regierung stehenden Verfasser, an unerhörter Keckheit zu leisten vermag. Aber der Tollkühnheit des Herrn Hart entsprach die Langmuth oder vornehme Indolenz des Prinzen Kung und seiner Kollegen. In Europa, selbst in den freiesten Staaten, würde die Absetzung des Verfassers der Einreichung einer ähnlichen Schrift auf dem Fuße gefolgt sein. Im Reiche der Mitte gehen die Dinge anders vor sich. Als Antwort auf die Schmähungen welche ihnen ihr Untergebener, vor den Augen China's und der übrigen Welt, in das Angesicht schleudert, gehen die Minister des Kaisers einfach zur Tagesordnung über. Herr Hart bleibt General-Inspektor, und China China.

Vielleicht hat kein lebender Europäer in ähnlichem Maße Gelegenheit das Räderwerk der chinesischen Verwaltung, ihre Gebrechen und guten Seiten zu kennen, und schon deshalb verdient Hart's Denkschrift Beachtung. Ich citire hier einige Stellen.

„In China", sagt er sich der landesüblichen Phraseologie bedienend, „haben die Männer aus dem Westen einen Abgrund von Schwäche gefunden. Was nützt ein gutes Gesetzbuch, wenn die Gesetze nur unvollkommen gehandhabt werden? Die Verwaltung, vortrefflich in der Theorie, ist in der Praxis eine elende Maschine geworden. Die Beamten üben ihr Amt während einer kurzen Frist. Daher die geringe Anzahl der guten Agenten und die große der unehrlichen. . . .

„Die Kriegssteuern sind ungeheuer, aber mit dem Solde ist die Regierung oft Monate lang, zuweilen während eines Jahres im Rückstande. Auf dem Papier zählen die Soldaten nach Millionen; aber in Wirklichkeit ist die Armee eine Sammlung von Krüppeln und unwissenden Dumpfköpfen die sich in Friedenszeiten, statt abgerichtet zu werden, als Kuli verdingen. Will man eine Schlacht liefern, so wird an Markttagen eine Razzia

gemacht; man greift die Leute auf und bewaffnet sie mit Schaufeln die in Eile zu Lanzen und Säbeln umgestaltet werden. Die Uebungen der tartarischen Truppen in Friedenszeit mit Bogen und Schleuder sind ein leeres Schaugepränge. Diese Leute sind Schwächlinge und zu nichts tauglich außer zum Abrichten der Vögel. Wenn die Rebellen sich zeigen und es gelang einen Zusammenstoß mit ihnen zu vermeiden, so wird sich ein Mensch mit seiner Familie umbringen um auf das kaiserliche Mitleiden zu spekuliren. Wir nehmen an, die beiderseitigen Truppen stehen sich gegenüber. Wenn sich die Rebellen zurückziehen, so rücken die Kaiserlichen vor; wenn aber jene nicht sogleich die Flucht ergreifen, so laufen diese davon. Natürlich stellt der General den Vorfall als einen Sieg dar; zum Beweise seiner Großthat und als Beleg für sein Bulletin läßt er ein oder zwei friedliche Menschen oder ein Paar Bauern mit unrasirtem Schädel umbringen, die er sodann für „langhaarige" Rebellen ausgibt. In dieser Weise erlangen die Officiere Anspruch auf Belohnung ....

„Das Volk wird ausgesaugt .... Also Gesetze die an sich gut wären erzeugen unberechenbaren Schaden, so daß selbst ruhige und gehorsame Unterthanen übel ausschlagen und mit der Zeit schlechte Subjekte werden ... Die ganze Staats- und Militär-Verwaltung ist Lüge. Diejenigen deren Aufgabe es ist für Vollziehung der Gesetze zu sorgen denken nur an ihren Vortheil, die Wächter des öffentlichen Säckels an den eigenen, und die an der Gewalt befindlichen Männer thun als hätten sie keine Augen. Die Interessen des Volkes können aus ihren niederen Sphären nicht hoch genug steigen um die Aufmerksamkeit der Hochgestellten zu erregen, und die von Oben erlassenen Befehle nicht tief genug sinken um zur Kenntniß des Volkes zu gelangen. Wer also wollte für das künftige Benehmen des letztern

einstehen? Wer wird verhindern können daß seine Verachtung für die regierenden Männer nicht eines Tages in offene Rebellion übergehe?"

Der Verfasser bespricht auch die auswärtige Politik. Die Verträge haben, sagt er, mit Rußland die Grenzfrage geregelt, mit Frankreich die Frage der Missionäre, mit den drei Mächten aber, insbesondere mit England, die Handelsfragen. Was würde geschehen wenn China seine Verbindlichkeiten mit Rußland nicht einhielte? Hierüber schweigt Herr Hart. Wenn China sein Wort bricht in Bezug auf die Missionäre, werden, so meint er, sämmtliche „katholische" Mächte für diese ihnen gemeinsame Angelegenheit kämpfen. Wenn die chinesische Regierung aber die den Handel betreffenden Vertragsbestimmungen verletzte, dann würde dies eine „allen"(!) Mächten gemeinsame Beleidigung sein ...

Kurz gefaßt, stellt sich die Lage Englands in China folgendermaßen dar. Die kolossale Betheiligung des brittischen Gewerbfleißes und des brittischen Handels an dem Verkehr mit den chinesischen Märkten, die begründete Hoffnung einer noch weiteren Entwickelung würden es der englischen Regierung, selbst wenn sie wollte, unmöglich machen die im äußersten Osten genommenen Stellungen aufzugeben. Aber wenn es unmöglich ist sie zu verlassen, so scheint es schwierig den Status quo aufrecht zu erhalten. Der Leser weiß warum. Auf der einen Seite stehen die Residenten; sie betrachten ihre Lage als gefährdet, sind stets geneigt ihre persönlichen Interessen mit dem öffentlichen Wohle Englands zu verwechseln, führen eine herausfordernde Sprache, suchen wo sie können Händel mit der chinesischen Regierung und verlangen von dem Mutterlande eine „feste energische" Politik, mit andern Worten, sie drängen zum Krieg. Auf der andren Seite sehen wir die Regierung der Königin, den Eingebungen der Staatsklugheit folgend, Anforderungen ab-

weisen auf welche sie weder eingehen kann noch will. Daher entzog sie, um unerwartete und in ihren Folgen unberechenbare Verwickelungen zu vermeiden, ihren Konsuln und Kommandanten der Flotte die Befugniß auf eigene Verantwortung den Lokal-Behörden gegenüber Repressalien zu üben. Aber gibt sie sich nicht gefährlichen Täuschungen hin, wenn sie darauf besteht daß alle Reklamationen im diplomatischen Wege an die kaiserliche Centralregierung zu leiten seien? Liegt dieser Anordnung, so hörte ich in Shanghai, in Tien-tsin, in Kanton fragen, nicht eine gänzliche Verkennung der chinesischen Zustände zu Grunde? Im Reiche der Mitte ist Alles anders als bei uns: Gedankengang, Glaube, Gesetze, Traditionen, Gebräuche, ja selbst die Begriffe von Ehre und Recht. Der Regelung des Verkehrs zwischen Chinesen und Ausländern fehlt die Grundlage gemeinsamer völkerrechtlicher Principien. Der ganze Organismus des Reiches bildet mit unsern Verwaltungsnormen einen unversöhnbaren Gegensatz, oder vielmehr es gibt in China keinen Organismus. Wenn die europäischen Staaten dem menschlichen Körper gleichen, dessen einzelnen Gliedern gesonderte Verrichtungen obliegen, dessen Blut nach gewissen Gesetzen umläuft, dessen Muskeln dem Willen gehorchen, so ist China ein riesiger Polyp oder vielmehr eine Anhäufung verschiedener Stoffe die nichts gemein haben als den Ursprung der Rasse, den Haß gegen Fremde, Stolz und Einbildung, diese beiden Gegner jedweder Verbesserung, die Kraft der Trägheit, die Waffen der List und des Verraths. Wie, um nur Ein Beispiel zu geben, kann man von der Centralregierung in Peking die Aufhebung der Durchgangszölle erlangen, da dies die Auflassung der innern um jede Provinz gezogenen Zolllinie voraussetzte, und der Ertrag dieser Zwischenzölle es den Statthaltern allein möglich macht die Verwaltungsmaschine im Gange zu erhalten und den jährlichen Tribut nach Peking

abzuführen; da endlich dieser Tribut ja das einzige Band ist zwischen dem Herzen des Polypen und seinen übrigen unförmlichen Gliedmaßen?

Wie läßt man sich beikommen die Ausarbeitung und Annahme eines völkerrechtlichen Gesetzbuches anzuempfehlen? Uebersieht man denn, so nöthig dieser Kodex wäre zu dem Zusammenleben von Einheimischen und Ausländern, daß die Rechtsbegriffe in China mit den unsrigen nichts gemein haben? Wozu also sich der thörichten Hoffnung hingeben daß es je gelingen werde einen auch nur einigermaßen erträglichen Modus vivendi zu finden? Warum nicht lieber verzichten auf unfruchtbare Versuche deren jeder nichts Anderes ist als ein neuer schlagender Beweis unserer Ohnmacht? Warum nicht lieber die Lage mannhaft ins Auge fassen? Warum nicht das Dilemma in dem wir uns befinden aufrichtig uns und Andern eingestehen? Nur zwischen zwei Wegen bleibt uns die Wahl: entweder China zu verlassen oder von ihm ganz oder theilweise Besitz zu ergreifen — die andern Mächte können in letzterem Falle ihrerseits ebenso handeln — und das Land zu regieren nach den Ansichten und Gesetzen civilisirter Staaten! In den Trade-Ports ist dies der herrschende Gedanke. Und in der That, vom Gesichtspunkte der abstrakten Logik, zeigt er die einzig mögliche radikale Lösung. Nur verträgt die Politik nicht immer radikale logische Lösungen, und die englische Regierung ist zu weise um auf solche Vorschläge einzugehen.

Im Leben der Nationen wie im Leben der Individuen gibt es Lagen wo es gilt zu warten, Zeit zu gewinnen, sich zufrieden zu geben wenn es gelang für die Bedürfnisse des Tages zu sorgen, was die Vorbereitung für kommende Ereignisse und endgültige Entscheidungen ja nicht ausschließt. In einer solchen Lage befinden sich die fremden Regierungen China gegenüber. Unter den gegebenen Umständen wird man, glaube ich, wohl

daran thun auf die Hoffnung zu verzichten daß es gelingen könne die täglich auftauchenden Streitfragen nach allgemeinen Grundsätzen zu schlichten. Jeder einzelne Fall wird abgesondert zu behandeln und zu erledigen sein, für sich allein, innerhalb der Grenzen des Möglichen, nach Maßgabe der Verhältnisse und der Menschen mit denen man zu thun hat. Wenn die Centralregierung unvermögend ist ihren fernen Satrapen die strenge Erfüllung der Vertragspflichten aufzuerlegen, so werden natürlich die fremden Regierungen genöthigt sein dem betreffenden Statthalter die Augen zu öffnen und, wenn er bösen Willen verräth, seine Züchtigung zu übernehmen. Nur wird ein ähnliches Eingreifen gerechtfertigt sein müssen durch eine gebieterische Nothwendigkeit, und die Entscheidung über die Frage ob eine solche Nothwendigkeit vorhanden sei sollte nur den Gesandten in Peking zustehen und niemals den Konsuln in den Vertragshäfen. Nicht als ob ich die Einsicht und sonstige Befähigung der verdienten und ehrenwerthen Männer bezweifelte deren Aufgabe es ist den Handel und die Interessen ihrer Landsleute, zuweilen deren Eigenthum und Leben zu schützen. Aber jeder von uns hat den Gesichtskreis seiner Stellung, und jener der Konsuln ist nothwendiger Weise beschränkter als der des Gesandten in Peking. Er allein ist im Stande, in jedem gegebenen Falle, die verschiedenen Elemente zu prüfen, zu erwägen ob Zwangsmaßregeln wirklich unvermeidlich seien, ob die politische Lage China's, ob die Lage Europa's sie vertrage, und nach erfolgter Erwägung zu entscheiden in welchem Maße, zu welchem Zeitpunkte und bis zu welchem Grade dies äußerste Mittel zu ergreifen sei. Allerdings hat die Berichterstattung nach der fernen schwer zugänglichen Hauptstadt des chinesischen Reiches ihre Unzukömmlichkeiten, aber weit ernstere böte das Vorgehen der Konsuln auf eigne Verantwortung; es setzte England der

Gefahr aus sich plötzlich und so zu sagen ohne sein Wissen in einen neuen chinesischen Krieg verwickelt zu sehen. Wahrscheinlich unter der Einwirkung eines ähnlichen Gedankenganges, und nicht in der irrigen Voraussetzung daß China wie europäische Staaten zu behandeln sei, entzog Lord Clarendon den Konsuln das Recht Zwangsmaßregeln zu veranlassen und betraute hiemit ausschließlich den Vertreter der Königin in Peking. Wenn dem so ist, so wird kein unbefangener Beurtheiler dieser weisen Maßregel seinen Beifall versagen.

Ein letztes Wort über die Anstrengungen welche gemacht werden um in China die Wohlthaten der Civilisation zu verbreiten. Ein löbliches ja edles Gefühl liegt ihnen zu Grunde, und wenn europäische oder amerikanische Reisende das Bedürfniß fühlen auf eigne Gefahr den Chinesen das Evangelium der nützlichen Kenntnisse, der Eisenbahnen und Telegraphen zu verkündigen, so wird Niemand dagegen eine Einwendung erheben. Aber die Aufgabe der Diplomaten und Konsuln ist dies in keinem Falle. Was Herr Low, von den Missionären und einheimischen Christen sprechend, vorbrachte läßt sich, scheint mir, auch auf die Propaganda der Civilisation anwenden. Dies Unternehmen liegt, um uns der bedeutungsvollen Worte des amerikanischen Gesanden zu bedienen, außerhalb des Wirkungskreises der Diplomatie. Diplomaten und Konsuln haben die Aufgabe die Interessen ihres Staates zu wahren; sie sind nicht berufen sich in die Angelegenheiten derer zu mischen bei denen sie beglaubigt sind. Ihre weisesten Rathschläge würden, weil man sie nicht für uneigennützig hielte, natürlichem Mißtrauen begegnen. Ich habe immer gesehen daß Botschafter welche ein zu lebhaftes Interesse für das Wohl des Landes empfanden in dem sie residirten übel endeten, und, was das Schlimmste, daß das Interesse ihres eignen Landes darunter zu leiden hatte.

Uebrigens sind die Chinesen nicht so blödsinnig als man meint. Wenn sie von Eisenbahnen und Telegraphen nichts wissen wollen, so will das nicht sagen daß sie die Vortheile von Einrichtungen verkennen durch welche Zeit und Raum besiegt werden. Vielleicht liegt der Grund ihrer Abneigung in ihrer Absicht den Verkehr mit Europa nicht zu vervielfältigen und zu beschleunigen, sondern im Gegentheile zu erschweren und womöglich zu vernichten. Den Beweis, wie wohl sie die Errungenschaften der Civilisation zu würdigen wissen sofern sie daraus Vortheil zu ziehen hoffen, liefern die Thätigkeit in ihren nach europäischem Muster eingerichteten Arsenalen, die auf ihren Schiffswerften erbauten Kriegsschiffe, die Vervollkommnung ihrer Waffen, die in europäischem Styl, allerdings auf den Rath ihrer Sterndeuter, errichteten Festungswerke, aber errichtet nicht im Innern gegen Rebellen, nicht an der russischen Nordgrenze, sondern an der Barre von Taku und in den offenen Häfen, mit gegen die Faktoreien gerichteten Batterien.

Um die Chinesen zu unsrer Civilisation zu bekehren, müßte man mehr auf ihr Herz zu wirken wissen als auf ihren Geist der offner und empfänglicher ist als allgemein geglaubt wird. Den Willen müßte man umzukehren im Stande sein.

Die Chinesen sind nicht, wie die Japaner, gute Kinder regiert von enfants terribles; sie sind ernste Männer, befähigt unsere Civilisation anzunehmen wenn sie uns verstehen werden, und verstehen werden sie uns am Tage wo sie wollen.

Ei, mein liebes Tagebuch, wie viel hätte ich noch auf deine Blätter zu schreiben! Aber du würdest allzu dickleibig. Seien wir bescheiden; sündigen wir nicht auf die Geduld unserer Leser. Wird man nicht schon sagen: Wie wagt der Tourist

über so viele Fragen zu sprechen die es ihm an Zeit gebrach zu ergründen? Aber hierauf antworte ich: Der äußerste Orient ist beinahe noch eine Terra incognita. Den Meistern der Wissenschaft der Ruhm der großen Entdeckungen; dem einfachen Handlanger das kleine Verdienst mitzuhelfen bei dem großen Werke, nach Maßgabe seiner Kräfte.

Glücklich wer bei schönem Wetter an Bord des „Tigers" reist, unter dem Commando des Kapitän Boilève, und mit so angenehmen Gefährten als mir der Zufall beschied. Sechs Wochen Villeggiatura! Die Einförmigkeit der Seereise unterbrochen durch leuchtende Bilder eingerahmt in den rauschenden Ocean: Saigun, Singapore, das wundervolle Ceylon, die Felsen von Sokotora, Aden; dann weiter oder vielmehr näher dem geliebten Vaterlande die Landenge von Suez, der beschneite Ida, der Etna, Korsika, die italienische Küste.

(13. Januar 1872.) Wir liegen vor Marseille. Das Zwielicht übergießt uns mit seinen fahlen Lichtern. Noch entzieht sich, hinter einem weißen Vorhange, das Land unsern Blicken; aber verworrene Töne gelangen an unser Ohr, wie man im Theater zuweilen das Geräusch auf der Bühne vernimmt, bevor die Kortine aufrollt. Jetzt tritt die Sonne hervor, eine blasse Wintersonne. Ihre ersten Strahlen verscheuchen die Nebel, und in einem Risse des Schleiers erscheint auf seiner Felsenspitze das Gnadenkirchlein von Notre Dame de la Garde.

Ende.

Leipzig,
Druck von Hundertstund & Pries.